books2ebooks.eu

Kügelgen, Constantin von

Erinnerungen aus meinem Leben

St. Petersburg
1881

eBooks from your library by
eBooks on Demand

digitised by
University of Tartu Library
UNIVERSITY OF TARTU
LIBRARY

EOD – Millions of books just a mouse click away! In more than 10 European countries!



Thank you for choosing EOD!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook.

Enjoy your EOD eBook!

- Get the look and feel of the original book!
- Use your standard software to read the eBook on-screen, zoom in to the image or just simply navigate through the book
- *Search & Find*: Use the full-text search of individual terms
- *Copy & Paste Text and Images*: Copy images and parts of the text to other applications (e.g. word processor)

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions provided by the library owning the book. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes. For any other purpose, please contact the library.

- Terms and Conditions in English: http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/en/agb.html
- Terms and Conditions in Estonian: http://books2ebooks.eu/odm/html/utl/et/agb.html

More eBooks

Already a dozen libraries in more than 10 European countries offer this service.
More information is available at http://books2ebooks.eu

Erinnerungen

aus meinem Leben.

Von

Constantin von Kügelgen.

1810—1880.

Als Manuscript gedruckt.

St. Petersburg.

Buchdruckerei der „St. Petersburger Zeitung“ (Steenken & Laschinsky),
Offizierstraße 36.

1881.

So lang' hat Deine liebe Hand
Den Pinsel froh und frisch geführt,
Du hast so manche leere Wand
Mit Bilderschmuck wohlausgeziert;
Das haben in viel schönen Jahren
Die guten Freunde oft erfahren.

Nun läßt Du ruh'n die fleiß'ge Hand
Und legtest nieder die Palette;
Doch, daß es schlimm nicht um sie stand,
War Jemand gleich an Deiner Stätte —
Dein liebes Kind, Dein Sally-Kind,
Nahm Beides in die Hand geschwind.

So sind die Beiden wohl geborgen,
Doch ach! wir armen Freunde haben
Uns oft schon an Geburtstagsmorgen
Vergebens umgeseh'n nach Gaben,
Die Du in schaffensreichen Tagen
Uns freundlich öfter zugetragen.

Und weil Du uns nun sehr verzogen
Durch Deiner Güte Uebermaß,

So bringen wir viel leere Bogen*)
Dir heut'! Und ohne Unterlaß
Woll'n wir Dich bittend nun umsteh'n:
„Schreib' uns ein Bilderbuch gar schön!"

Du kannst es ja! Dein langes Leben
Ruht hinter Dir, so reich! so schön!
Vor Vielen war es Dir gegeben
Der Erde Herrlichkeit zu seh'n!
Den Pinsel legtest Du zur Ruh',
Jetzt male mit der Feder Du!

Und zeichne in dem Buche nieder,
Was aus des Lebens reichem Schatz
Dir die Erinn'rung spiegelt wieder
Auf des Kamines trautem Platz;
Von Rom, vom lieben Ottenkill,
Von Nömme und noch andres Viel.

Und wenn das Buch Du dann beendet,
So kommt das liebe Sally-Kind
Und mit dem Pinsel sie vollendet
Des Vaters Bilderbuch geschwind!
Den Anfang hat sie schon erdacht**)
Und Dir's Beginnen leicht gemacht.

M. M.

*) Dieses Gedicht leitet den roth gebundenen Band ein, ein Geschenk der lieben Frau Professorin Marie Meyer, in welchem die Erinnerungen verzeichnet sind.

**) Das Titelbild des Manuscripts stellt den Autobiographen vor seinem Kamin dar; in den Rauchwolken erscheinen die Bilder der Stätten, die in seinem Leben eine hervorragende Rolle gespielt haben: Poll, Nömme, Ottenkill, Rom ꝛc. Leider konnte das Blatt nicht reproducirt werden.

Der Bien muß!

Allerdings ist es ein liebenswürdiger Zwang, der mich an [illegible]Allerdings[illegible] setzt und mir die freundlichst gelieferte Feder in die Hand drückt. Ich hatte gegründete Befürchtungen und Zweifel an meiner Fähigkeit, auch sind ja meine Erlebnisse nicht gerade interessanter, als sie eben auf dem Lebenswege gewöhnlicher Sterblicher zu beobachten sind. Andererseits aber bin ich meinen Kindern einigermaßen Rechenschaft schuldig über meinen Lebenslauf und ich meine, eigentlich müßte jeder Familienvater ein curriculum vitae hinterlassen, abgesehen von dem Umstande, ob geistreich oder nicht. Diese Entschuldigung habe ich gemeint diesen Blättern vorschieben zu müssen. Wie weit ich übrigens mit meinen Aufzeichnungen kommen werde, wird die Zukunft zeigen, denn gewöhnlich beginnt man diese Arbeit zu spät. Auch mein seliger Vater hatte einen Anfang gemacht, aber leider zog der unerbittliche Tod einen Gedankenstrich und Gedankenstriche werden ja gewöhnlich da gemacht, wo Gedanken eben zu Ende gehen. Hoffen wir, daß nicht auch mir dieser Strich durch die Rechnung fährt.

Um nun in aller Ordnung zu verfahren, muß ich natürlich mit meiner Geburt den Anfang machen. Aber das ist ein etwas mißliches Ding. Jeder Mensch ist freilich geboren worden und jeder Mensch ist auch bei diesem, für ihn sehr wichtigen

Akt zugegen gewesen, aber wohl Keiner weiß sich desselben recht zu erinnern, es sei denn, daß man ihm später besondere Begebenheiten dabei erzählt habe. Aber auch das ist bei mir nicht der Fall. Ich muß daher annehmen, daß ich als ein recht gewöhnliches Menschenkind auf Erden erschienen bin, nicht mit einer Glückshaube auf dem Kopf oder gar mit dem verkehrten augenlosen Theil meines Körpers das Tageslicht begrüßend. Mein Vater hatte meine Mutter nach schweren Kämpfen errungen und anfänglich nach Petersburg geführt, wo er als geachteter Künstler und Hofmaler ein fleißiges und lohnendes Leben führte. Dort wurde ihm meine älteste Schwester Elmine geboren. Aber diese Episode, die vor meiner Geburt spielte, währte nicht lange, denn mein Vater lernte einen reichen Russen Slobin kennen, der sich förmlich in ihn verliebte und ihn bewog, mit ihm in seine schönen Besitzungen im Gouvernement Saratow zu ziehen, wo er ihm eine angenehme Existenz zu bereiten versprach. Slobin hatte schöne Pläne im Kopf. Er wollte im südlichen Rußland einen Herd humaner Bildung schaffen. Im Städtchen Wolsk sollte ein kleines Athen erblühen. Er umgab sich daher mit einer vorzüglichen und auserlesenen Gesellschaft von Künstlern und Gelehrten, die er aus seiner Tasche salarirte und man lebte einige Jahre in Herrlichkeit und Freuden, und es mag wirklich nett gewesen sein, bis die Mittel zur Herrlichkeit versiegten, ich weiß nicht, ob sie sich einfach in sich selbst verzehrt hatten oder ob noch unglückliche Spekulation das Ihrige dazu beigetragen hatte. In dieser Zeit nun erschien ich ganz unbefangen auf diesem unseren Planeten, der ja ein Jammerthal sein soll, was ich aber wohl in den 68 Jahren, die ich die Ehre gehabt habe, auf ihm herumzutrampeln, durchaus nicht immer habe finden können. Die erste Notiz über mich finde ich in einem Briefe meines Vaters an seinen Bruder, in dem er über meinen Eintritt in die Familie berichtet und hinzusetzt, ich sähe aus, als

stünde mir auf der Stirne geschrieben: „Mich hat in heiterem Muthe ein lustiger Vater erzeugt." Dieser heitere Sinn, den ich wohl wirklich dem Muthe des lustigen Vaters verdanken mag, hat mich auch für und für durchs Leben geleitet und er ist es auch gewiß, der mich zu einem der glücklichsten Menschen gestempelt hat, denn wenn ich auf mein langes Leben zurückblicke, erschau ich mich wohl oft auf falschen Wegen, in der Irre gehend, aber meist zufrieden und dankbar für das Gute, das mir unaufhörlich wie aus einem Füllhorn in den Schoß fiel, auch war ich, namentlich in jungen Jahren, meist sehr vergnügt und lustig und mein Lachen klang trillernd, so daß mich meine Großmutter, die ja später auch in diesen Erinnerungen auftreten wird, die blaue Lerche zu nennen pflegte. Blau war ich wirklich, denn ich trug eine Kleidung dieser Farbe, die aus einem alten gestickten Staatsrock meines Ureltervaters gemacht war. Die Stickerei freilich hatte meine Mutter sorgfältig aufgetrennt und ausgebrannt und hatte sich daraus 1 Dutzend silberne Löffel machen lassen. Dieser Rock stammte aus einer Zeit, in der man in Estland ein Rittergut verkaufen mußte, wenn man sich einen anständigen Braten-Rock anschaffen wollte. Aber ich bin der Zeit vorausgeeilt in meinem Bericht und muß wieder zurück nach Wolsk, wo ich ganz allmählich die Windeln auswuchs und wo 2 Jahre nach mir meine Schwester Alwina geboren wurde. Diese Begebenheit, die für mich von der größten Bedeutung war, denn von all meinen Geschwistern ist mir diese Schwester immer die liebste gewesen, ging damals, weil ich noch in angeborener Dummheit befangen war, spurlos und unbemerkt an mir vorüber. Später, als ich allmählich zum Bewußtsein kam, war die kleine Schwester auch da und mir war immer, als sei sie ein Theil von mir. Wir paßten im Alter am Besten zusammen und da sie ebenso wie ich lustig und zu allen dummen Streichen aufgelegt war, haben wir stets uns als gute Spielkameraden

gefühlt und sie hat vor Allem dazu beigetragen, daß mir die Erinnerung an meine Kindheit nun so lieblich ist. Aus Wolsk habe ich die erste Erinnerung aufzuzeichnen. Ich kann damals noch nicht drei Jahre alt gewesen sein. Diese vereinzelte Erinnerung aber steht noch unauslöschlich fest und ich könnte sie mit Farben illustriren. Ich sehe mich ganz allein, in einem geräumigen Zimmer, mit schönen, mit Gold verzierten Möbeln, und in einem goldenen Rahmen, mir gerade gegenüber, einen kleinen Jungen grau in grau gekleidet, über seiner Jacke mit weitem Halsausschnitt hing ein gekrokter weißer Kragen. Ich besah mir das Kind aufmerksam und wunderte mich eigentlich gar nicht, daß es ebenso neugierig her=, als ich hinguckte und es währte wohl einige Zeit, bis ich dahinter kam, daß das Räthsel, welches ich anstaunte, ich selbst war. Auch im späteren Leben bin ich mir wohl manchmal ein Räthsel gewesen und nicht allemal hat es sich so auflösen lassen.

Mein Vater hatte sein und seines Zwillingsbruders mühsam erworbenes Vermögen Slobin zur Verrentung anvertraut und mußte nun, bei der schiefen Ebene, auf welche die Angelegenheiten des reichen Mannes durch seine maßlose Verschwendung geriethen, befürchten, das ausgeliehene Kapital einzubüßen, dankte also Gott, wie es ihm gelang, Slobin zur Auszahlung zu bewegen. Aber wohin nun mit dem Gelde, das doch nicht brach liegen durfte? Da packte der Teufel der Spekulation meinen armen Vater. Ein Fabrikant, mit Namen Maul, welcher leider auch großmäulig genug war, wußte sein Vertrauen zu erschleichen. Es war die Zeit der Kontinentalsperre, alle Kolonialwaaren waren vertheuert, die Runkelrübe gedieh prachtvoll in der schwarzen Erde des südlichen Rußland; somit wagte sich mein Vater auf das gefährliche Feld der Industrie und erbaute unter Leitung des obenerwähnten Maul eine Zuckerfabrik und wir siedelten von Wolsk auf die deutsche Kolonie Anton über. Ich werde ungefähr 3 Jahre alt gewesen

sein, denn von nun an werden meine Erinnerungen lebendiger. Das erste Bild, das mir entgegen tritt, ist eine Feuersbrunst in der Kolonie und ich entsinne mich, wie verschieden dieses Ergebniß auf uns Geschwister einwirkte. Meine ältere Schwester war ganz Andacht und betete inbrünstig für das Seelenheil der Bösewichte, denn man präsumirte Brandstiftung, meine jüngere Schwester sah mit harmloser Freude in die prasselnden Flammen und über mich war der Geist der Rache gekommen. Ich ging mit geballten Fäusten herum, war sehr freigebig mit der Verheißung der Höllenstrafen, kurzum, es ging mir wie dem Schneiderlein, das trotz aller im Leben gestohlenen Lappen doch in den Himmel eingeschmuggelt wurde, und da von ohngefähr auf den Stuhl Gottes zu sitzen kam. Da sah er denn, daß eine arme Wäscherin aus der ihrem Reinigungseifer anvertrauten Wäsche ein Kinderhemdchen für sich bei Seite legte. Da gerieth das Schneiderlein in einen großen Zorn, ergriff den Fußschemel Gottes und schleuderte ihn dem erschrockenen Weibe auf den Leib, daß ihr alle Rippen knackten. Ob es nun wirklich Brandstiftung war oder ob das Feuer durch Fahrlässigkeit entstand, wurde mir nachmals nie klar. Eine Seltenheit ist ein Feuerschaden in den Gegenden eben nicht. Auch in anderer Beziehung war man dort nicht ganz sicher. Sibirien lag ziemlich erreichbar und aus diesem großen Reservoir russischer Verbrecher brachen immer von Zeit zu Zeit bald einzelne Verbrecher, bald größere oder kleinere verbrecherische Gesellschaften hervor und erhielten sich durch Raub und Diebstahl. Die Kolonisten hatten die Erfahrung gemacht, daß es ihnen große Scherereien machte, wenn sie diese Vagabunden handfest machten und den Gerichten übergaben; auch gelang es den Malefikanten häufig, dem strafenden Arm der Gerechtigkeit zu entkommen und dann hatten sie gewöhnlich an den Kolonisten Rache genommen für die Unannehmlichkeiten, denen sie ausgesetzt gewesen waren. Es ist auch sehr möglich, daß

das Feuer, von dem ich oben erzählte, diesen Sibiriaken zugeschrieben werden mußte. Die Kolonisten zogen es daher häufig vor, solche Individuen lieber selbst unschädlich zu machen und schlugen sie eben einfach todt. So entsinne ich mich, daß der Schulze des Dorfes einmal zu meinem Vater kam, um sich Rath zu erbitten. In der Schänke waren drei sehr verdächtige Kerle aufgetreten, mit vielen Waffen und Pflastern auf den Nasen. Damals bestand nämlich noch die humane Sitte, den schlimmsten Bösewichtern vor ihrem Transport nach Sibirien die Nasen aufzuschlitzen. Mein Vater verordnete, er solle doch nach Legitimationspapieren fragen und wenn keine vorgezeigt werden konnten, die drei Individuen nur binden lassen. Die aber hatten sich bereits salvirt und nun wurde die streitbare Macht der Kolonie aufgeboten und die Jagd begann. Bald fand man auch das feindliche Heer. Die Verbrecher hatten sich strategisch ein ganz günstiges Terrain ausgesucht, auf dem Kamm einer kleinen Anhöhe, den Rücken durch jungen Wald gedeckt; so standen zwei von ihnen mit ihren geladenen Gewehren fortwährend im Anschlag, während der Dritte sogleich die ausgeschossenen Flinten mit neuer Ladung versah. Nun wurde mehrere Stunden herüber- und hinübergeschossen und schließlich erschien eine kleine Abtheilung Kosaken auf dem Kampfplatz und erzählte, daß sie sich auf der Verfolgung der Vagabunden befände. Letztere waren Nachts in das Quartier ihres Offiziers eingebrochen und hatten dort Mord und Raub verübt. Aus dieser Quelle stammte ihre Armatur. Die Kosaken beschleunigten aber die Gefangennehmung nicht sonderlich. Sie hatten offenbar Respekt vor den Waffen ihres Vorgesetzten, die sie wohl als gut mögen kennen gelernt haben. Sie ritten auf ihren kleinen Pferden pfeilschnell heran, knallten ihre Pistolen los und drehten ebenso hurtig, wie sie herangesprengt waren, der Gefahr wieder den Rücken, ohne viel Schaden gethan zu haben. Endlich entschlossen sich drei resolute Kolo-

nisten, warfen sich plötzlich auf die Räuber und hielten sie, obgleich selbst stark verwundet, fest, bis die Uebrigen herzukamen und Stricke die Arme der Banditen unschädlich machten. Nun wollten aber die Kolonisten Letzteren das Wiederkommen und Sichrächen gern verleiden. Todtschlagen durften sie sie nicht, das hätten die Kosaken verboten oder wenigstens verrathen. Wie sollten sie es nun anfangen, um diese Gefährlichen von der Kolonie fern zu halten? Ein starker Kolonist entschloß sich, sie zu lähmen und wollte mit dem Kolben seiner Flinte ihnen die Schienbeine zerschlagen. Aber der Kolben zerbrach und der Knochen blieb heil. Da gebrauchte er den eisernen Lauf der Flinte, aber das Eisen bog sich krumm und das famose Schienbein hatte allen Attentaten Hohn gesprochen. Die Kosaken führten die gefesselte Triple-Alliance endlich ab, und sie ist auch nie wieder in Anton erschienen, wahrscheinlich fanden die Bösewichte die ihnen widerfahrene Behandlung zu gemein, um eine Wiederholung zu wünschen. Den leibeigenen Bedienten meines Vaters hätten sie beinahe todtgeschossen. Er sollte als Parlamentair zu ihnen gehen, aber diese Baschibozuks respektirten die Parlamentairflagge nicht und gaben Feuer, so daß der Arme genöthigt war, sich hinter einem Busch auf den Bauch zu werfen und seine Glieder kriechend in Sicherheit zu bringen. Dieser Diener hieß Joseph und gehörte eigentlich meiner Mutter, die ihn, nach damaliger Sitte, als Heirathsgut mit der übrigen Aussteuer erhalten hatte. In damaliger Zeit war es auch immerhin angenehm, Leibeigene zu besitzen, da man für kein Geld gemiethete Diener bekam. So war mein Vater auch genöthigt, ein Paar Mägde zu kaufen, was auch nicht allzu kostspielig war. Wenn mich mein Zahlengedächtniß nicht betrügt, so war der Preis für ein kräftiges Mädchen so praeter propter 60 Rbl. S. nach jetzigem Gelde, denn in meiner Kindheit existirte ein anderes und zwar sehr herabgekommenes Lumpenpapier, wie jetzt. So theuer wie in Nord-Amerika

ist ein Sklave in Russland nie taxirt worden, er wurde aber auch nie so ausgebeutet und im Ganzen führten verkaufte Individuen keine schlechtere Existenz wie die gegenwärtigen Diener, denn meistens wurden sie zu persönlichen Diensten erkauft.

Unser Wohnhaus in Anton stand an einer kleinen Schlucht, auf deren Sohle ein munteres kleines Wasser-Aederchen sprudelte, an dem ich gerne saß und dem Spiel der plätschernden Wellen zusah, auch baute ich mit Hilfe des Sohnes unseres Fabrikanten Dämme, es bildeten sich kleine Wasserfälle und mein Kamerad Alex. Maul, der übrigens ein schlimmer Geselle war, baute kleine Wasser-Räder, die munter genug vom Rinnsal umgedreht wurden. Auch entsinne ich mich eines prächtigen kühlenden Bades, das ich mit meiner ältesten Schwester in diesem Wässerchen genoß. Die Mutter hatte uns entkleidet, uns große Klettenblätter vorgebunden und schickte uns nun ins erfrischende Naß, indem sie uns sagte, wir wären nun Adam und Eva. Sie selbst saß mit ihrem Strickstrumpf am Ufer und hatte wohl ihre Freude an diesem kleinen Menschenpaar. Noch ein anderes Bild schwebt mir vor, an den Ufern dieses kleinen Bächleins, welches aber weniger lieblich ist. Meine Mutter hatte mir ein kleines Beil geschenkt, welches ehemals wahrscheinlich zum Zuckerschlagen gedient hatte. Es mag ein recht unscheinbares Gerümpel gewesen sein, aber ich hielt große Stücke darauf und bezweifle, ob der Cid sein gutes Schwert höher geachtet habe. Nur ungern trennte ich mich von diesem theuren Gewaffen und nahm es, wenn es gestattet wurde, gerne mit ins Bett. Nun hatte mir mein böser Geselle, der Sohn des Fabrikanten Maul, eine Elster gebracht, mit der wir Beide spielten. Man behauptet gewöhnlich, daß in den Kindern eitel Engel stecken, und daß ihre Seelen, bis der Gifthauch der bösen Welt sie anweht, grund-gut sind. Wenn ich zurückblicke, kann ich in mir diese Engelsreinheit nicht entdecken und ich

habe sie auch in anderen Kindern nicht auffinden können, im Gegentheil habe ich nur zu oft gefunden, daß in diesen süßen kleinen Wesen recht viel vom Teufel steckt und daß es oft nur einer passenden Gelegenheit bedarf, um den Keim zum Baschibozuk zu entschleiern. So geschah es auch mit mir. Die unglückliche Elster fand unser Spiel nicht so harmlos, wie es mir erschien, nahm ihren Moment wahr und biß mich in die Lippe. Zornig, wie ich bei meiner heftigen Gemüthsart leicht wurde, ließ ich mich von meinem Kameraden leicht verführen, Rache zu üben und die unglückliche Elster verendete unter einigen kräftigen Tomahawk-Hieben. Entsetzt blickte ich auf den kleinen Kadaver, in welchem ich das blosgelegte Herz glaubte pulsiren zu sehen und wandte mich mit verstörtem, bösen Gewissen zur Flucht und mir war, als hörte ich hinter mir die schrecklichen Worte: „Kain, wo ist Dein Bruder Abel?" Es war ja auch ein Mord. Ich hatte etwas zerstört, was ich nicht wiederherstellen konnte, das fühlte ich. Wer aber Blut vergießt und sei es auch nur von Thieren, geht leicht weiter und nimmt es auch mit Seinesgleichen nicht genau. Zu den Mördern stellt die Fleischer-Zunft von jeher ein bedeutendes Kontingent. Nun Kinder überwinden Alles bald. Die Zeit verwischt bei ihnen viel schneller alle tieferen Eindrücke. So entsinne ich mich nicht, diesen ersten Mord meiner Mutter gebeichtet zu haben. Wahrscheinlich war der Grund, der mich auch später im Leben oft nach Versündigungen abgehalten hat, die beruhigende Absolution bei meiner Muttter zu holen, der, daß ich ihr den Schmerz nicht anthun wollte. Wie viel habe ich mir damit versagt! Kinder vergeben sich ihre Sünden bald. Sollte das nicht der Grund sein, der es ihnen unmöglich macht, die Sünde wider den heiligen Geist zu begehen, die ja auch von Gott nicht vergeben werden kann. Ich denke mir aber, daß Gott alle Sünden vergeben kann, die sich der Mensch selbst vergiebt. Wenn Einer freilich mit Kain spricht:

Meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden kann, legt er auch die Absolution Gottes lahm.

Meine ersten philosophischen Gedanken habe ich auch an den Ufern dieses kleinen plätschernden Bächleins zu deduciren gesucht. Wie ich so Welle nach Welle sich murmelnd über die Kiesel ergießen sah und mir die anmuthige Kühle, die das bewegte Wasser aushauchte, Herz und Gehirn erfrischte, freute ich mich über die ganze so lieblich gesättigte Natur und dachte, wie nur das Alles, die schönen Farrenkräuter, kleinen Blümchen, kräftigen Bäume, kurzum Alles, was mich in buntem Durcheinander umgab, entstanden sein könne? Ja darauf war die Antwort bald gefunden: das hatte der liebe Gott alles gemacht, das hatte mir ja die Mutter erzählt und ich zweifelte nicht, daß sie dabei gewesen sei. Aber wie mag nur der liebe Gott aussehen, der so schöne Dinge machen kann? Ob er wohl vom Pastor Jauch Aehnlichkeit haben mag? Ich hatte ja gesehen, daß die Mutter diesem guten alten Manne mit großer Ehrfurcht begegnete, auch hatte er die Kinder lieb und in seinem Glasschrank verwahrte er ein hübsches Kaninchen aus Porzellan, welches er an jedem Kindergeburtstage herausnahm und lange betrachtete, offenbar mit sich rathschlagend, ob er sich von diesem köstlichen Besitz trennen solle, oder nicht. Es mag wohl ein theures Erinnerungszeichen gewesen sein, denn er trennte sich faktisch nie davon. Die Gottähnlichkeit dieses guten alten Herrn, der Prediger in der Kolonie war, schien mir aber doch fraglich, denn alt war er wohl, aber er hatte keinen Bart und sich Gott zu denken, wie er sich rasirt, das war mir doch zuviel. Aber Gott hatte nicht nur die mich umgebende Welt geschaffen, sondern auch den Teufel, das hatte man mir gesagt und das stand fest, obgleich es doch sonderbar vom lieben Gott war. Wer aber hatte nun den lieben Gott geschaffen? Sollte das wiederum der Teufel aus Dankbarkeit für seine Schöpfung besorgt haben? Das schien doch sehr

unwahrscheinlich, und mir wurde vor lauter Denken ganz schwarz vor den Augen und ich erhob mich und ging mit schwerem Kopf von dannen und mir war zu Muthe wie in späterer Zeit, wenn ich eine langwährende Schachpartie verloren hatte. Ja mir hätte es damals schon klar werden sollen, daß ich einen gänzlich unphilosophischen Kopf habe. Ich glaube auch, daß ich dieses Resultat zog, denn ich entsinne mich nicht, später mein Hirn mit solchem Krimskrams beschwert zu haben.

Im südlichen Rußland ist ein Sommer-Regen ein Ereigniß und zwar ein sehr erwünschtes, wie alles Gute, was dem Menschen nicht durch zu ofte Wiederholung zur alltäglichen Gewohnheit wird, wie das mit diesem Gottes-Segen in unseren Breiten zu geschehen pflegt. Trat nun einmal in trockener Zeit so ein ordentlicher Sommer-Regen ein, so ergötzte sich nicht nur die ganze Natur daran, sondern besonders die Menschen alt und jung. Die ganze Kinder-Schaar der deutschen Kolonie sprang im Regen herum und jubelte: „Es regnet, Gott segnet". Das war eine Sitte, die auch mir und meinen beiden Schwestern gar wohl gefiel und unsere Eltern hatten Verständniß genug für Kinder-Bedürfnisse und traten unserem glühenden Wunsche nicht entgegen. So wurden wir denn bei tüchtigem Platzregen bis aufs Hemd entkleidet und durften uns auch beregnen lassen und sprangen auch „es regnet, Gott segnet" schreiend unter die fallenden Tropfen und je besser es pladderte, desto lustiger sprangen wir und kamen dann eine lange, nasse Straße hinter uns lassend, befriedigt wieder in die Stube, fest überzeugt, nun ein ordentlich Stück zu wachsen, da wir so weidlich, wie Blumen, begossen worden waren. Ueberhaupt ließen unsere Eltern uns so viel Freiheit wie möglich und unsere Jugend gestaltete sich dadurch ganz besonders genußreich. Dummheiten liefen wohl auch mit unter, aber nicht mehr, wie bei anderen, scharf kontrolirten Kindern.

Die schöne Sitte, den Kindern einen Christ-Baum zu bereiten, hatten die Eltern aus der nordischen Heimath mitgebracht. Aber eine Schwierigkeit hatte es doch; dort wuchsen keine Nadelbäume. Der gute Wille aber ist erfinderisch und so hatten meine Eltern auch Aushilfe geschafft. Etwa 8 oder 6 Wochen vor Weihnachten wurden abgehauene Birken- und Faulbeer-Bäumchen in Wasser-Kübel gestellt und waren dann zur rechten Zeit grün und sogar in Blüthe und nahmen sich mit den obligaten Wachslichtern, die die Mutter in Ermangelung von Wachsstöcken selbst verfertigte, auch recht anmuthig aus. Ich genoß wenigstens den ersten Weihnachts-Abend, wo ich ein auch zu Hause gefertigtes Schaukelpferd bekam, gar sehr und habe manchen fröhlichen Ritt darauf gemacht, besonders nachdem ich entdeckt hatte, daß ich bei recht angestrengter Arbeit mein Reitthier auch zum Vorwärtsschreiten zwingen konnte. Da mir aber einmal zu diesem Vorwärtskommen fremde Hilfe zu Theil wurde, empörte sich das edle Roß über die rücksichtslose Behandlung und stürzte mit mir, was mir etliche Beulen am Kopfe eintrug, aber die Liebhaberei des Reitens blieb mir und noch jetzt fühle ich mich nie zufriedener, als wenn ich im Sattel sitze.

Eine große Liebhaberei hatte ich als Kind für Thiere. Mein guter Vater theilte sie durchaus nicht, aber er hinderte mich auch nicht, wenn ich versuchte, irgend ein gebrachtes Thier der Wildniß zu zähmen. So hatte ich einmal ein sehr geliebtes Murmelthier, mit dem ich mich Wochenlang geschleppt hatte. Wohl hatten die Eltern über die Menagerie und die mit ihr verbundene Unreinlichkeit geseufzt, aber das überhört ein Kind nur zu leicht. Da fand meine Mutter eines Morgens im Herbst, daß der Ueberzug des Saal-Divans abgetrennt und verschwunden war und man entdeckte das Murmelthier, welches sich behaglich in diese Enveloppe gewickelt in einer Ecke der Stube zum Winterschlaf gebettet hatte. Da wurde

dem kleinen Gefangenen die Freiheit geschenkt und ich habe es denn auch nicht zu schmerzlich vermißt.

Die Eltern waren übrigens auch nicht immer so ganz auf sich und uns angewiesen, sondern hatten auch mitunter recht angenehmen Besuch. Ein Bruder meiner Mutter, der mir noch im späteren Leben recht nahe getreten ist, Heinrich Zöge, hatte sich in Paris und Deutschland eine für damalige Zeit für einen Junker ungewöhnliche Bildung erworben, hatte schöne Kenntnisse in neueren Sprachen, tanzte vortrefflich, als Schüler des berühmten Vestris und spielte alle erdenkbaren Instrumente, ein geborener Kapellmeister. Dieser begabte, auch mit sehr angenehmem Aeußern ausgestattete junge Mann lernte bei einem Verwandten, dem Baron Krüdener in Püs, eine junge Französin kennen, Félicité Neff, die man sich aus Paris verschrieben hatte, um den Kindern französisch plappern zu lehren. Neben ihr fungirte noch eine alte Jungfer, Frömmchen genannt, als wissenschaftliche Gouvernante. Eines Tages saßen die beiden Gouvernanten friedlich beisammen und das alte Frömmchen bemerkte mit Verwunderung, daß die hübsche, junge Félicité Kinderzeug arbeitete, sie erkundigte sich also, ob das für Madame sei, ihres Wissens wäre da derlei nicht von Nöthen, da antwortete das junge Ding ganz unbefangen: Oh non! Félicité aura elle même bientôt un petit enfant. Und so war es. Niemand hatte ihr so etwas angesehen, die alte Jungfer am wenigsten. Man hielt es auch nur für einen französischen Scherz, bis sie wirklich mit einem gesunden Kinde die Welt in Erstaunen setzte. Nicht jeder Mutter gelingt es, ein solches Talent hervorzubringen, denn ihr Kind war der später berühmt gewordene Maler Neff, der kürzlich als Geheimer Rath, Professor, Direktor der Eremitage und Kaiserlicher Hof-Maler gestorben ist. Nun damals wurde seine Erscheinung für ein Unglück gehalten, aber man mußte es eben tragen, es war ein fait accompli, und das nimmt man

gewöhnlich ruhig hin. Mein Onkel Heinrich war auch dadurch nicht scheu geworden. Félicité war zu hinreißend liebenswürdig und er wollte sie im Ernst heirathen, aber sein Vater war, was man ihm eigentlich nicht verargen kann, mit der Wahl seines Sohnes nicht einverstanden und versagte seine Einwilligung. So entschlossen sich die jungen Leute auch ohne priesterlichen Segen mit einander zu leben und mein Onkel nahm auch die Einladung von Slobin an und zog nach Wolsk, wo er in den Kreis der dort versammelten ausgezeichneten Geister eintrat. Wie sehr mein Großvater mit seinem Verbot Recht gehabt hatte, erwies eben der fernere Verlauf der Geschichte, denn die schöne Félicité blieb dem Geliebten nicht treu, sondern entfloh aus Sehnsucht nach ihrer belle France mit einem französischen Gefangenen, wenn ich nicht irre, war es ein Graf Ségur. Mein Onkel aber zog seine Hand deshalb nicht von ihrem Sohne ab, und ihm und meinem Vater hat er es vornehmlich zu danken, daß es ihm möglich wurde, sich so schön auszubilden. Dieser Roman spielte in unserem Hause, und ich entsinne mich noch sehr genau der französischen Gäste, die längere Zeit ihre Kriegsgefangenschaft bei uns verbüßten. Es waren liebenswürdige Leute, namentlich ein Herr Le Fèbre oder Fevre, der uns Kindern schöne Thiere aus Papier ausschnitt und hübsch mit uns spielte. Das ist auch das Einzige, was ich vom französisch-russischen Kriege gesehen habe, denn bis zu uns erstreckte sich die Kriegsfurie nicht, nur die Gefangenen hatte man so weit wie möglich ins Innere expedirt, um das Ausreißen zu verhindern. Mein Onkel reiste mit seinem Pflegesohn ab und bald darauf brach eine schlimme Katastrophe über meine armen Eltern aus. Mit der Fabrik wollte es nicht gehen. Heutigen Tages ist die Runkelrüben-Zuckerfabrikation ein lohnendes Geschäft, aber damals war sie noch in der Kindheit, der Fabrik-Meister erwies sich als vollständiger Ignorant und mein Vater verstand, trotz seines

guten Kopfes, auch nichts von der Sache. Kurzum, der Betrieb ging hinter sich und mein armer Vater mußte sich eingestehen, daß nicht allein sein Vermögen, sondern auch dasjenige seines Bruders, welches er, im Glauben es gut unterzubringen, in die Fabrik gesteckt hatte, verloren sei. Da ließ er für die Zukunft das Spekuliren und kehrte zu seiner Kunst zurück. Mit eisernem Fleiße arbeitete er, bis es ihm gelang, seinem Bruder das Verlorene wieder zu ersetzen und seinen Kindern sogar bei seinem Tode ein kleines Kapital zu hinterlassen. Aber fürs Erste saß er da hinten weit hinter Moskau, wie die Esten eine sehr ferne Gegend bezeichnen, von allen Mitteln entblößt. Da schickte mein Großvater das Reisegeld, damit die ganze Familie nach Estland übersiedeln könne. Mittlerweile war noch eine kleine Schwester in unserem Hause erschienen, die vom alten Jauch auf den Namen Sophie getauft wurde. Als wir die Reise zum Großvater antraten, gerade am Weihnachtsabend, war die kleine Sonny noch Brustkind, was die Reise wohl recht erschwerte, und ich laborirte am Keuchhusten und war nach damaliger Sitte so stark mit Opium kurirt worden, daß ich steif wie ein Pulk war, aber unterwegs erholte ich mich, obgleich wir eine Kälte von 30° zu überwinden hatten und ich einmal meine Nase, welche immer etwas weit in die Welt hinausgeragt hat, erfror, daß sie aussah, als wäre sie aus chinesischem Porzellan. Jetzt fragt man wohl oft, wo ich denn die rothe Nase herhabe und macht Anspielungen auf allerhand Genußmittel. Ja, Ihr Lieben, probirt einmal so eine Winterreise, ob Eure Nasen nicht auch Couleur bekommen. Aber was waren meine Leiden gegen die meiner armen Mutter, die mit ihren vier Kindern, von denen noch das jüngste an der Brust lag, eine Kibitka anfüllte; ich wurde, wenn ich bei den anderen Kindern zu unbequem wurde, wohl mitunter in die andere Kibitka spedirt, in welcher mein Vater mit einem jungen Herrnhuter aus Sarepta, der Kunst-

Jünger werden wollte, saß. Nachts ruhten wir in den Stationen, wurden dann aus unseren Schafspelzen geschält, etwas Kaffee, der mitgenommen war, wurde bereitet, und Alt und Jung labte sich daran, andere Lebensmittel waren meist nicht aufzutreiben. Nur einer Kohlsuppe entsinne ich mich, die einmal herbeigeschafft wurde, in der aber so viele Haare sich vorfanden, daß den Großen der Appetit verging, Hunde und hungrige Kinder aber essen auch Suppe, in der Haare gewachsen sind. Morgens wurden wir dann wieder unter großem Jammer in unsere steifen Pelze gesteckt und weiter ging es ohne Rast und Ruh, bis wir Moskau erreichten, wo wir uns ein paar Tage erholten. Hier erlebte ich meinen Geburtstag und wurde 6 Jahre alt, bekam auch eine Düte Zuckerwerk und durfte mit meinem Vater die Stadt besehen. Die sah noch grausig genug aus und überall stieß man noch auf Spuren des großen Brandes, durch den Napoleon hinausgeräuchert worden war. Zur großen Glocke, die gesprungen und etwas in die Erde gesunken war, führte man mich auch und zeigte mir eine riesige Kanone. Die Kanonen, die man den abziehenden Franzosen abgenommen hatte, lagen auch in langen Reihen, aber ohne Lafetten da, ich glaube sie sind später zu Ornamenten und Kunstgegenständen verarbeitet worden. Von Moskau aus ging es unaufhaltsam weiter. Erinnerungen sind mir von diesem Stück der Reise nicht geblieben. Ein Werstpfosten sah aus wie der andere und die Krähen, die die winterliche Landschaft belebten, sahen sich auch zum Verwechseln ähnlich. So kamen wir dann endlich in die Ostsee-Provinzen und nach Dorpat, wo wir in Bischofshoff Rast hielten. Dort wohnte damals eine Schwester meiner Großmutter, die alte Gräfin Dücker, die uns freundlich aufnahm und beherbergte. Eine unverheirathete Tochter wohnte bei ihr und im nahen Ropkoi wohnte ihre an Brasch verheirathete Tochter Alexandra, die Mutter und Großmutter der jetzigen Brasch'schen Familienglieder.

Ehe ich in meinem Reiseberichte fortfahre, muß ich noch einen Blick nach rückwärts wenden und mich wieder nach Anton begeben, wo ich vergessen habe, über zwei Kapitel meines Kinderlebens zu rapportiren, die mir doch von Wichtigkeit waren. Ich hatte nämlich vor dem Keuchhusten, von dem ich bereits erzählte, auch die Masern durchmachen müssen und war dabei, durch die Unvorsichtigkeit meiner Wärterin, erkältet worden, woraus mir ein langwieriges Augenleiden entstand. Es wuchs mir nämlich über dem rechten Auge eine trübe, graue Haut, und auch das andere Auge war stark afficirt, so daß man den Verlust des Augenlichts befürchten mußte. Ich mußte also in ärztliche Behandlung kommen und meine Eltern brachten mich in die Stadt Ssaratow, wo ein deutscher Arzt zu haben war. Ich entsinne mich unter seiner Hand große Schmerzen ausgestanden zu haben und es war mein Stolz, sie mit spartanischer Ergebung und Bravour auszuhalten. Wenn man mir sagte, ich sei ein fixer Kosaken-Offizier, ertrug ich das Unglaublichste, ohne zu mucken. So wurde das Häutchen durch ätzende Substanzen glücklich weggebeizt und mein Vater holte mich wieder zurück. Ich hatte allerhand blechernes Spielzeug ganz allmählich als Lohn für mein Martyrium erhalten und diese rothlackirten Schätze lagen neben mir in der Kibitka und wurden von mir reichlich geliebt und beleckt, bis ich durch die aufgelöste Farbe ganz roth ums Maul geworden. Da zog mein Erzeuger sein Taschentuch und, in Ermangelung anderer Flüssigkeit, reinigte er mich mit sogenannter Judenseife, d. h. mit dem Speichel seines Mundes. An den Augen habe ich dann noch lange gelitten, ja das eine meiner Sehwerkzeuge hat nie wieder eine normale Geltung erhalten.

Die andere Erinnerung, die ich fixiren möchte, bezieht sich auf eine Reise, die die Eltern mit uns Kindern nach Ssarepta machten. Ssarepta ist eine Kolonie von Herrnhut, und wurde von der Brüdergemeinde angelegt, um unter den Kalmücken,

die da herum nomadisirten und den Dalai Lama verehrten, Proselyten zu machen. Lange hatten sie vergebliche Anstrengungen gemacht, die lausigen Heiden zu bekehren; endlich gelang es, eine Horde von einigen hundert Köpfen willig zu machen, sich taufen zu lassen. Da hatten die Ssareptaner den unglücklichen Gedanken, dieses glückliche Resultat nach Oben zu berichten und gleichzeitig anzufragen, ob sie zur Taufe schreiten dürften. Die Antwort war ablehnend; zwar wurden sie für die Bekehrung belobt, aber die Arbeit der Taufe sollten die Popen übernehmen. Und so geschah es. Natürlich lähmte das für die Zukunft den Bekehrungs-Eifer der guten Brüder und ich weiß nicht, ob sie später noch darin gemacht haben.

Der Graf Zinzendorf war ja auch in den Ostsee-Provinzen thätig gewesen und hatte dort eine zahlreiche Diaspora-Gemeinde geschaffen und die Mutter meiner Großmutter hatte mit ihm in Briefwechsel gestanden. So erkläre ich mir die Vorliebe meiner Mutter für die Brüdergemeinde, auch war Herrnhut in der damaligen, rationalistischen Periode der einzige Ort, in welchem das reine evangelische Christenthum gepflegt wurde, und Personen, in deren Herzen sich religiöse Bedürfnisse regten, wurden häufig nothgedrungen den Brüdern in die Arme getrieben, selbst wenn es ihnen sauer wurde, allerhand Geschmacklosigkeiten, die mit dieser religiösen Richtung verknüpft waren, zu überwinden. — Nun, wir kamen also nach glücklich überstandener Reise durch die Steppe in Ssarepta an und wurden freundlich vom alten Kornrumpf empfangen. Eine Sitte gefiel mir gar wohl in diesem Städtchen, welches sich so vortheilhaft durch Ordnung und gesetzliches Wesen, aber auch durch einigen geistigen Hochmuth vor anderen russischen Orten auszeichnete. Jeder Bürger Ssareptas war genöthigt, neben seiner anderweitigen Beschäftigung auch irgend ein Handwerk zu erlernen und zu kultiviren. So war unser Hauswirth neben seiner Kaufmannschaft auch Klempner, unterhielt eine Werkstatt und

beschäftigte Gesellen. Der Senf, der dort gezogen wird und einen bedeutenden Handels-Artikel bildet, ist ja weltberühmt. Auch sah ich in Sarepta den ersten Weinberg, was mich schon sehr interessirte, d. h. die Weintrauben schmeckten gut, da sie doch eine Abwechselung boten von den Arbusen und Melonen, die in jenen Gegenden reichlich als Feldfrüchte wachsen und die wahrlich auch gut schmecken. Besonderes Interesse gewährte mir aber das Lager der Kalmücken, welches außerhalb des Städtchens aufgeschlagen war und das wir auch besuchen durften. Da standen die aus Filz gemachten Zelte und zwischen ihnen sah man viel zweibucklige Dromedare und leichtfüßige Kalmücken-pferde, Männer und Weiber unterschieden sich dadurch, daß erstere einen Zopf, die Weiber aber deren zwei den Rücken herabhängen ließen. Eine Kalmücken-Hausfrau saß vor ihrem Zelt und kochte eine recht natürliche Spinatsuppe. Sie hatte vor einem christlichen Fleischerladen die Eingeweide eines geschlachteten Rinds aufgehoben und kochte die nun, ohne sich vorher mit der Reinigung sehr abgegeben zu haben, eine ekelhafte, grünliche Masse. Ein ältlicher Mann saß abseits und beschäftigte sich eifrigst, seinen Leib von Parasiten zu reinigen. Das abgesuchte Wild tödtete er aber keineswegs, wie es in christlichen Landen üblich ist, nach der vom Altmeister Goethe ausgegebenen Parole: „Wir knicken und ersticken doch gleich, wenn Einer sticht". Aber ich muß leider berichten, daß es nicht der reinliche Floh war, auf den der Mann fahndete, sondern die ganz detestable Laus. Aber auch diese deponirte er fein säuberlich nebenbei im Sande. Als Anhänger der Seelenwanderung durfte er ihr kein Leid anthun, da möglicherweise die Seele seines Großvaters in das kleine Behältniß konnte geschlüpft sein. So überließ er es denn seinem vermeintlichen Großvater und wohl noch vielen anderen Verwandten, die vor ihm das Zeitliche gesegnet hatten, sich in dem Sande zurechtzufinden und schien es sich nicht zu Herzen zu nehmen, daß

er ihnen den Brodkorb etwas hoch aufgehängt hatte. Die Kinder beiderlei Geschlechts, auch schon ziemlich hoch aufgeschossene Kalmücken-Backfische, gingen nackt, wie ihre Mütter sie geboren hatten und dem Anschein nach ganz ohne sich zu geniren, herum. Ländlich schändlich, denn erst die ausgewachsenen Jungfrauen waren so glücklich in den Besitz eines Hemdes zu kommen. Ein Kalmück ließ sein Dromedar hinknien und nahm mich zu sich zwischen die sattelartigen Höcker seines Thiers und ich durfte ein wenig mit ihm herumreiten, was mir sehr plaisirlich war, aber ich sehe noch die ängstlichen Blicke meiner kleinen Schwester Alwina, der ich in meiner Höhe vorkam wie dem sicheren Tode geweiht. Nun ich kam glücklich und ganz lebendig wieder vom Rücken des großen, unschönen Thiers herunter und hatte, was gewiß dankenswerth war, nicht einmal Ungeziefer mit herabgeholt. So verließen wir denn Sfarepta, das ich wohl in diesem Leben nicht wiedersehen werde, bereichert durch einige Klempner-Waare. Ich hatte eine vorzüglich schöne Droschke aus Blech erhalten. Ob sie mir heute noch als eine so vollkommene Nachbildung wirklicher Fuhrwerke erscheinen würde, bezweifle ich fast. Kinder sind leicht befriedigt und die Kritik wächst mit uns.

Ein Trupp Kalmücken gab uns noch das Geleit durch die Steppe, theils zu Pferde, theils auf Dromedaren und ich freute mich über die hohen Gräser, mit denen die Steppe bestanden war, in denen ein Reiter völlig verschwand, nur die hohen Dromedare ragten über die wehenden Kräuter hinaus. Wie fremdartig muthet mich jetzt diese Erinnerung an! Bin ich denn noch dasselbe Menschenkind, welches damals, kaum 2 Fuß hoch, diese neuen Eindrücke in sich aufnahm und mit neugierigen, großen Augen in die Gotteswelt hinaus sah, und jetzt der alte Mann, der verschrumpft und mit schadhafter Lunge hier sitzt und auf seine Kindheit zurückblickt, fast als wären es die Erlebnisse eines ganz Anderen, für den man sich aber doch

recht lebhaft interessirt. Man sagt ja, daß der Mensch nach 7 Jahren nicht ein Partikelchen von seinem früheren Leibe mehr aufzuweisen habe und ich habe diese siebenjährige Wandlung nun bald zehn Mal durchgemacht und dennoch stehen mir die Eindrücke, die ich damals in mir aufnahm, lebendiger vor der Seele, als die Erlebnisse des gestrigen Tages. Was wir also innerlich mit der Seele erfassen, ist der Abnutzung nicht so unterworfen wie meine Haut, oder sogar die harten Knochen meines Leibes. So werden wohl auch diese Erinnerungen nicht mit dem Leibe entschlafen. Ob das aber vielen Menschen lieb sein wird? Jedenfalls thut man klug daran, sein Leben so zu führen, daß die Erinnerungen daran in der Ewigkeit keine allzu beängstigenden seien, denn ein langer Schlaf mit fortwährendem Alpdrücken scheint mir ein sehr unseliger Zustand zu sein. Ich kann mir keine andere Vorstellung machen von der Hölle. Jeder wird wohl in seinen Erinnerungen solche dunkle Punkte haben, an die er nicht gerne denkt. Wohl dem, der schon hinieden dafür Aussöhnung gefunden hat, der den Glauben hat, daß ihm seine Sünden vergeben und seine Missethat nicht angerechnet wird. Dem sei es gestattet, einen tüchtigen Trunk aus dem Lethe zu thun und zu vergessen.

Nun will ich noch erzählen, wie ich künstlich bange gemacht wurde. Ich war von Natur ein beherzter aber phantasievoller Knabe. Mit der Phantasie gedenke ich mir aber durchaus keine Schmeichelei zu sagen, denn die estnischen Pferde und Bauerschweine besitzen auch Phantasie, wie man das an der Panik sehen kann, die sie manchmal ganz unmotivirt erfaßt. Mein Vater nun liebte es, meinen Muth auf die Probe zu stellen und meist hatte ich die Probe gut bestanden. Einmal aber hatte er sich etwas ausgedacht, was doch stärker war als ich. Es war eine dunkle Novembernacht und wir Kinder waren bei den Eltern in des Vaters erleuchtetem Atelier, welches am Ende des Hauses lag. Am anderen Ende war das Schlafzimmer

der Eltern und daneben zwei Kabinetchen, in denen die Betten von mir und meiner ältesten Schwester standen. Mir wurde nun der Auftrag gegeben, durch den dunkeln Saal und das dunkle Schlafzimmer in mein eigenes, nur durch eine Bretterwand von dem meiner Schwester getrenntes Stübchen zu gehen und da irgend einen Gegenstand zu holen. Da mir die Sache nicht auskam, weiß ich auch nicht mehr, was es sein sollte. Ich machte mich auch sogleich unverzagt auf den Weg und hatte mich glücklich bis an Ort und Stelle durchgetastet, als an der Bretterwand ein schreckliches Getrommel mit gräulichem Gebrüll erschallte. Mein Vater war, überzeugt, daß ich auch diese Prüfung glorreich überstehen würde, mir leise nachgeschlichen und vollführte dieses Konzert aus dem Schlafstübchen meiner Schwester. Mich aber erfaßte namenloses Entsetzen und bewußtlos stürzte ich zusammen und kam erst im erleuchteten Raum unter den Bemühungen meiner fast ebenso erschrockenen Eltern wieder zu mir. Aber die Dunkelheit hatte es mir angethan, und wenn ich absolute Finsterniß durchschreiten muß, habe ich selbst jetzt noch leicht das Gefühl, als würde mir gleich eine eiskalte Hand hinten den Nacken hinunterfahren, oder irgend ein mißgestalteter Kobold von hinten auf die Schultern springen. Auch eine Erzählung meiner Mutter rüttelte an meiner gerne schaugetragenen Courage. Sie erzählte mir nämlich eines Abends die bekannte Geschichte, wie ein junges Mädchen einen Pudel gerettet hatte, den böse Buben ersäufen wollten, und wie dieser dankbare Pudel die Sache wieder vergalt, indem er sie noch rechtzeitig auf die große Lebensgefahr aufmerksam machte, die ihr ein unter ihrem Bett mit einem langen, frisch gewetzten Messer verborgener Strolch bereitete. Da wollte ich nicht mehr allein schlafen gehen und legte mich lange Zeit nicht ins Bett, bevor ich unter demselben eine genaue Ocular-Inspektion gehalten hatte; da ich aber, wie man sich denken kann, nie den gräulichen Bösewicht mit rollenden Augen entdeckte, sondern

immer nur dieselben ganz unverdächtigen Gegenstände, beruhigte sich allmählich meine Einbildungskraft, aber es währte lange und hat mich nicht wenig geplagt. Auch einer anderen Erzählung entsinne ich mich, die meine Mutter mir oft vortrug, denn Kindern wird es nicht leicht zu viel, wenn man ihnen dieselbe Geschichte oft wiederholt, wenigstens war ich darin nicht verwöhnt. So oft sie nun, es war die Geschichte vom Androkles und dem Löwen, zur Stelle kam, wo der arme Flüchtling zitternd in der Höhle liegt und der Löwe plötzlich brüllend am Eingang erscheint und dann mit erhobener Tatze auf sein Opfer zuschreitet, fing ich aus Mitleid mit dem armen Androkles an bitterlich zu weinen. Der Vater wollte es nicht glauben und wohnte der Prozedur einmal bei. Da richtig! Die Mutter erzählte aber auch gar zu natürlich und lebendig, wie der Löwe auf der Bühne erschien, brach das Schluchzen meinerseits aus. Dummer Junge! schnauzte mich mein Vater ganz empört an. Du hast nun die Geschichte so oft gehört, Du mußt doch endlich gemerkt haben, daß der Löwe ihn nicht frißt. Ja, antwortete ich, aber einmal kann er ihn doch fressen. — So lebhaft und wirklich erlebt ein Kind das Erzählte. Und da ich einmal bei Kindergeschichten bin, will ich noch schnell ein paar Anekdoten einfügen, die mir eben einfallen. Meine Schwester Elmine hatte einmal irgend etwas verbrochen und mußte eine lange Moral von der Mutter anhören; nun pflegt Kindern nichts langweiliger zu sein wie das Moralisiren, viel eher vertragen sie sich mit einer kurz abgemachten körperlichen Zurechtweisung und nehmen ein paar Jagd-Hiebe so recht aus blauer Luft in der Regel ganz gut auf. Kurzum, Elmine wurde empfindlich und erklärte aufs Bündigste, sie wolle weg. Sie wünschte das Dienstverhältniß zu lösen. So, sagte der Vater, der sehr amüsirt dabei stand, wann willst Du denn fort? Da dachte die Kleine etwas nach und mochte sich überlegt haben, daß es doch klug wäre, erst die Ablöhnung für ihre Dienste

abzuwarten und antwortete dann: Gleich nach Weihnachten. — Ich neckte nur gar zu gerne und meine Schwestern mochten wohl mitunter dabei leiden. Bei so einer Gelegenheit hatte mich denn eine Abfertigung kurzer Hand, wie die Väter sie zu verabfolgen lieben, ereilt und da gerade kein anderes Werkzeug bei der Hand war, benutzte der Papa einen Pinselstiel, — er war gerade beim Malen. Bald darauf war ich wieder in Neckereien gerathen, und es behagte mir, die armen Schwestern zu plagen. Da rief mir der Vater warnend zu: Konstantin, soll ich wieder mit dem Pinselstiel kommen? „Mit welchem?" fragte ich keck zurück, da ich mich doch über die Größe der Gefahr vergewissern wollte, „mit dem dicken oder einem dünnen?" Strafe ist gut, das sehen die Kinder bald ein, aber nur darf sie nicht doppelt kommen, wie bei den Kindern meines Freundes Schwabe, wo der Vater stripste und die Mutter dazu lange Reden hielt und wovon Schwabe sagte: „Wenn gute Reden sie begleiten, so fließt die Arbeit munter fort."

Nach dieser Diversion will ich nun wieder nach Dorpat zurückkehren, wo ich unsere reisemüde Familie in der Pflege der guten alten Großtante verließ. Mein Vater hatte aus alter Zeit Bekannte unter den Professoren und diese Bekanntschaften wurden wieder angeknüpft. Namentlich der alte Krause, dessen Sohn Hermann im späteren Verlauf der Geschichte mir noch verwandt wurde und der Physiker Parrot, den ich später, auch ohne mit ihm verwandt zu werden, sehr innig lieb gewonnen habe und dem ich viel Dank schulde. Beide sind lange todt, aber noch eine dritte Bekanntschaft, die ich nun machte, muß ich hier erwähnen. Es war mein leiblicher Vetter Karl Zöge, der damals Karlchen genannt wurde, und noch lebt, schon seit 40 Jahren als Assessor am Landgericht. Daß er sehr dick geworden ist, brauche ich nicht zu erzählen, das ist Bock'sches Erbtheil, hier kennt ihn Jedermann und er ist so zu sagen ein Wahrzeichen Dorpats, das ich mir gar nicht ohne ihn denken

könnte. Auch den alten Buraschi sah ich hier zum ersten Male. Er war als Subaltern-Offizier mit Napoleon ins Land gekommen und Napoleon hatte ihn hier, sowie noch manches Andere verloren. Da er hier in Noth gerieth, so engagirte er sich als Diener bei dem seligen Onkel Brasch, der ihn dann, weil er Italienisch und Französisch parlirte, zum Aufseher seiner Söhne machte. Im Hause war dieser Buraschi unbezahlbar. War etwas zerbrochen, so verstand er es zu repariren, brauchte Jemand etwas, was es auch sei, Buraschi schaffte es herbei. Kurzum, meine Tante war so dankbar und gerührt über seine Verdienste, beschloß daher sein Glück zu machen, fuhr bei allen Konseils-Mitgliedern herum und bearbeitete sie, so daß sie einstimmig den alten Haudegen zum italienischen Lektor erwählten. Er war nie verheirathet, aber die Welt wußte viel von galanten Abenteuern zu erzählen, die er auch hier im Norden erlebt haben soll.

Doch nun will ich den letzten Reisesprung machen nach Kurküll in Estland, wo mein alter Großvater Wilhelm Zöge v. Manteufel uns erwartete. Wir kamen, wahrscheinlich durch die Post aufgehalten, in der Nacht auf seinem Gute an. Alles schlief bereits. Meine Tante Gustchen, die einzige noch unverheirathete Mutterschwester, wurde geweckt und wir Alle wurden für die zweite Hälfte der Nacht in guten Betten untergebracht. Am darauf folgenden Tage wurden wir dem Großvater vorgestellt und es freut mich ungemein, daß ich noch Gelegenheit gehabt habe, persönlich ihm gegenüber zu stehen und seine Freundlichkeit zu erfahren. Er war schon ein Greis von 71 Jahren und ein Original, wie die jetzige Zeit, die Alles nivellirt, es gar nicht mehr hervorzubringen im Stande ist. Sehr früh war er sein eigener Herr geworden und verheirathete sich sehr jung. Schon in die Wiege war ihm von der Kaiserin Elisabeth ein Offizierspatent nebst einem Weihekuß auf einen unaussprechlichen Theil seines kleinen Körpers

gelegt worden. Auch diente er einige Jahre unter Peter III., zog sich aber nach dem Tode dieses Monarchen auf seine Güter zurück, nachdem er seinen Abschied aus der holsteinschen Garde genommen. Er war, wie man sich denken kann, nicht gut zu sprechen auf die Kaiserin Katharina. Seine Gemüthsart war herrisch und seinen Launen ließ er die Zügel schießen; so konnte er hinreißend liebenswürdig sein, aber auch recht unangenehm werden und Frau und Kinder fürchteten ihn. Ja meine Großmutter, die eine fromme, schüchterne Frau war und nicht im Stande war zu reagiren, wenn der Herr Gemahl eklich wurde, hatte es bereits vorgezogen, sich auf ein anderes Gut zurückzuziehen und lebte getrennt, nachdem sie ihm 10 Kinder geboren hatte. Von allen Kindern waren nur zwei beim Vater geblieben, die bereits genannte Tante Gustchen, damals Braut von Radingh, einem jungen, geistreichen und sehr gescheidten Livländer, der freilich 11 Jahre jünger war, wie seine Braut, und mein Onkel Heinrich, den wir ja auch von Wolsk her schon kannten. Gegen mich war der Großvater freundlich und zeigte mir seine gute Seite und examinirte mich merkwürdiger Weise in der Religion, d. h. er fragte mich den Katechismus ab.. Niemand hatte geahnt, daß er ihm bekannt sei, noch weniger, daß er ihn auswendig kannte. Nun hatte meine Mutter zu meiner Unterweisung keinen anderen Katechismus auf der Kolonie auftreiben können, als den dort gebräuchlichen. Die Gemeinde aber war reformirt; ich hatte also das Vaterunser nach Calvin'scher Uebersetzung kennen gelernt und da findet sich der wesentliche dogmatische Unterschied, daß es heißt: „Unser Vater". Ich sagte es daher auf, wie ich es gelernt hatte und meine Mutter erhielt einen strengen Verweis, daß sie sich nicht strikter an die angeborene Konfession gehalten habe. Das Konfessionelle war auch meiner Mutter von jeher fremd und sie wuchs mit den Jahren immer mehr und mehr in die unsichtbare Kirche Christi hinein und betrachtete Jedermann als

Bruder, der bekannte, daß Jesus in die Welt gekommen sei, die Sünder selig zu machen. Den Verweis nahm sie demüthig hin. Die Strapazen der Reise und auch wohl schon das Sorgenleben in letzter Zeit, von dem wir Kinder freilich nichts merkten, hatten meine Mutter sehr angegriffen und der Großvater schob das Abmagern seines Lieblings-Töchterchens dem armen Säugling in die Schuh und wollte daher nichts von meiner Schwester Sonny wissen, die ein bildschönes Kind war mit blondem Haar und großen schwarzen Augen, die von einer Nachbarin immer mit Morellen verglichen wurden.

Nachdem mein Vater uns dem Großvater übergeben hatte, eilte er weiter nach Petersburg, wo er hoffte, frühere Verbindungen mit einflußreichen Männern wieder anzuknüpfen und Fühlung mit dem Hof zu erlangen. Beides gelang ihm. Er wurde bestätigt als Hofmaler mit einer Gage von 3000 Rbl. Banco, damals ein ganz anständiger Gehalt, und Bestellungen wurden ihm gegeben und in Aussicht gestellt, so daß er mit einiger Zuversicht in die Zukunft blicken konnte und sich sogleich ans rüstige Arbeiten machte. Als er im Frühling nach Kurküll zurückkehrte, war der Großvater bereits gestorben und die Großmutter war an seine Stelle getreten. Diese liebenswürdige alte Frau hatte ihrem Gott von früh auf gedient und die gotteslästerliche Zeit der französischen Revolution hatte an ihrem Glauben nicht rütteln können und ihr verdankt es die ganze Familie, die von ihr ausging, daß das Christenthum sich doch wie ein rother Faden durch das Leben aller ihrer Nachkommen zieht, sowie sich freilich auch Alle durch einen Mangel an kirchlichem Sinn auszeichnen. Ich habe das stets als einen Mangel empfunden, habe es mir aber nicht geben können, da es mir nicht gegeben war.

Nach dem Tode des Großvaters geschah, was meist nach dem Tode der Menschen zu geschehen pflegt. Seine Kinder theilten sich in seinen Nachlaß; was aber nicht immer vor-

kommt, war, daß diese Theilung ohne Zank und Streit vor sich ging, was man wohl hauptsächlich dem noblen Sinne der Schwiegersöhne verdankte, die sich mit verhältnißmäßig geringen Erbquoten zufrieden erklärten. Das estländische Ritterrecht verkürzt ohnedem die Töchter, denen es nur den halben Theil des Erbes der Söhne zuspricht, aber auch das will nicht immer stimmen, da es ja ganz davon abhängt, wie hoch das Gut, welches zur Theilung kommt, taxirt wird. Nun wie gesagt, Alles war friedlich zertheilt worden und die bewegliche Habe und aller mögliche Krimskrams und Gerümpel, wie es sich im Laufe der Jahre ansammelt, war noch schließlich in einer Familien-Auktion, wo nur die Betheiligten ihren Bot und Ueberbot verlautbaren durften, an die neuen Besitzer übergegangen, die ich nun auch kennen lernte. Mein Onkel Heinrich war mir, da er mein Pathe war, schon früher bekannt, und hatte in der Erbtheilung das Gut Kurküll erhalten. Zu ihm zog die Großmutter und führte ihm die Wirthschaft, uns Kügelgen's nahm sie unter ihre Flügel, wärmte und nährte uns und unser Vater, der nicht für unsere Magen zu sorgen hatte, konnte seinen anderweitigen Verpflichtungen gerecht werden. Das Gut Alt-Harm erhielt der jüngste Onkel Karl Zöge, der auch noch unverheirathet war und der Einzige der Familie, der auf der kürzlich gegründeten Universität Dorpat studirt hatte, dessen Urtheil in der Familie daher maßgebend war. Der älteste Bruder Peter war in zweiter Ehe mit Betsy v. Bock, einer Cousine, verheirathet und ihm wurde Neu-Harm zu Theil, das er schon früher für den Vater bewirthschaftet hatte, d. h. wenn man das wirthschaften nennen kann, wenn man auf einem Gute lebt und eben gemächlich verzehrt, was auf den Feldern des Gutes gewachsen ist. Dieser Peter Zöge war übrigens wohl der geistvollste und talentvollste Mensch, der mir im Leben vorgekommen ist. Namentlich muß ich seine musikalische Begabung hervorheben. Gelernt hatte er fast gar

nichts. Alles war ihm gleichsam vom Winde zugetragen und war urwüchsig und natürlich, wie die Vegetation, die man bisweilen in altem Gemäuer erblickt, wo es dann schwer wird, zu erklären, wo sie herstammen, wenn man es nicht mit dem kleinen Vogeldreck erklären will. So fand ich denn auch in diesem geistreichen Menschen Allerlei, was auf die Spottgeburt von Dreck und Feuer hindeutete. Als Knabe von 14 Jahren war er bereits Vater geworden und man hatte ihm diesen Akt so wenig übel genommen, daß bei Tisch förmlich von seinem Vater seine Gesundheit ausgebracht wurde. Die Mutter trank wohl nicht mit, da sie die Sünde immer verurtheilt hatte, aber sie nahm sich still des armen Neugeborenen an, sorgte für seine Erziehung und ließ ihn später mit ihrem jüngsten Sohn zusammen studiren. Er lebt noch, hat ehrenvoll im Staatsdienst seine Karriere gemacht und ist längst Geheimrath und aller möglichen Orden Ritter. Da er doch einen Namen haben mußte, wurde ihm ein Anagramm von Zöge zu Theil und ward Götze genannt. Aber auch ihm fehlte es nicht an Phantasie, so versuchte er es, der Welt begreiflich zu machen, er stamme von Götz v. Berlichingen ab. Ob die Welt ihm geglaubt? Ich bezweifle es, aber er selbst glaubte es allmählich und das ist eine rührende Eigenschaft der Lüge, die Einen fast weich stimmen könnte gegen sie, daß sie nämlich schließlich immer den Lügner selbst belügt.

Als Schwiegersöhne muß ich hier nennen 1) meinen Onkel, den Zwillingsbruder meines Vaters, der mit der ältesten Tochter des Hauses, Lilla Zöge, verheirathet war, den ich damals nicht kennen lernte, denn er war Professor an der Akademie in Dresden. Ich habe ihn auch später nie gesehen, da er wenige Jahre darauf von einem Raubmörder erschlagen wurde. Er sah meinem Vater, wie man sagt, zum Verwechseln ähnlich und selbst die Frauen, sagt man, irrten sich bisweilen. Die zweite Schwester des Hauses „Sophie" war an Stackelberg

verheirathet und lebte in Poll, etwa 15 Werst von Kurküll entfernt. Das Verhältniß dieser Ehe war kein besonders glückliches. Die Frau war wohl das talentvollste und geistreichste, leider sehr sensitive Frauenzimmer, welches aus Gottes schaffender Hand hervorgegangen war; Stackelberg hingegen, ein von Natur gutmüthiger, etwas materiell angelegter Bonvivant, der, so lange er es reichlich hatte, reichlich ausgab und wie er durch böse Zeiten in seinen Einnahmen verkürzt und mit Sorgen beladen war, sich dem Geiz ergab und wenigstens in der Familie dafür verschrien war. Gegen mich ist er immer freundlich und gut gewesen, ich habe ihm daher auch eine freundliche Erinnerung bewahrt und er wird wohl später in diesen Blättern noch auftauchen. Tante Gustchen, deren Hochzeit nun auch gefeiert wurde, brachte den vierten Schwiegersohn in die Familie. Onkel Radingh war auch ein sehr ausgezeichneter Mensch. Er hatte mit Karl Zöge zusammen studirt und war wohl durch ihn in die Familie eingeführt worden. Er war wohl der Einzige in der Familie, der einen philosophischen Kopf hatte, die Andern waren durch die Bank künstlerisch angelegt. Mit Kindern spielte dieser Onkel gerne und ich weiß noch ganz gut, wie er mich mit einem hölzernen Schwert unter den dunkeln Mantelschornstein schickte, angeblich, um einen dort hausenden Drachen zu bekämpfen. Ich bestand das Gefecht auch ruhmreich. Man sieht, meine einmal verlorene Courage hatte sich allmählich wieder angesammelt. Diese Gesellschaft von Leuten, die sämmtlich über dem Niveau der Mittelmäßigkeit standen, kamen häufig zusammen, einmal weil sie Genuß an gegenseitigem Umgang fanden und dann war es auch wohl die alte Großmutter, die sie von Zeit zu Zeit unter ihren Flügeln sammelte. Ich aber hatte das Glück, unter ihren Gesprächen und der Einwirkung ihrer Persönlichkeiten allmählich zum Bewußtsein meiner selbst zu kommen. Kamen die Onkels dann zusammen, so ermangelten sie auch nie, schöne Musik zu

machen. Dann wurden die verschiedenen Instrumente aus ihren Futteralen gezogen und schöne Quartette von Haydn und Mozart gespielt. Aber die Haupt-Vergnügung, der sich diese geistreiche Gesellschaft hingab, war doch das Kartenspiel, was sie ganze Nächte lang, gehüllt in dichten Tabaksqualm, mit mir unverständlichem Eifer betreiben konnte. Mein Vater hatte auch keinen Sinn für dies zeitraubende Spiel, er hatte auch wirklich keine Zeit, die er sich durfte rauben lassen. Sein ganzer Sinn war auf die Arbeit gerichtet und sein Streben ging dahin, seine Schulden, in die er gerathen war, er wußte selbst nicht wie, zu bezahlen. So kam es, daß theils das böse Beispiel der Onkels, theils das Gute meines Vaters mir allen Geschmack an den Karten benahmen, und daß meine Erziehung in diesem einen Stück gänzlich vernachlässigt wurde. Ich habe es später wohl manchmal wie eine Lücke empfunden, wenn ich unter Menschen, die durch nichts anderes als durch Kartenspiel zu unterhalten waren, gerieth. Aber auch abgesehen von gutem und bösem Beispiel, hätte ich nie können ein guter Spieler werden, denn mir fehlte Etwas, wofür wir Deutschen, trotz dem Reichthum unserer Sprache, nicht einmal einen Ausdruck haben. Ich will es daher französisch nennen, das esprit de jeu.

So kam nun allmählich mein siebentes Jahr heran und ich hatte mein erstes Stufenjahr erreicht, war nun kein Kind mehr, sondern nannte mich Knabe, was mir durchaus vornehmer schien. Mein Vater war in Petersburg und meine liebe Mutter fand ich eines Tages an der Hausthür stehen und mit sehnenden Blicken in die Ferne blicken, wobei ihr große Thränen über die Wange liefen. Ich liebte sie so herzlich und ihr Kummer, den sie mir nicht nennen wollte, betrübte mein Knabenherz tief. Ich umschlang sie mit meinen kleinen Armen und wir hielten uns lange fest am Herzen und suchten uns zu trösten. Ich hatte wohl schon seit einigen Tagen eine alte Dame, die aus Wesenberg importirt worden war, bemerkt, die

eine Brille trug und unaufhörlich einen großen Strickstrumpf bearbeitete und immer, sobald ihr eine Masche vom Spieß gefallen war, ganz freundlich bemerkte: „Wieder ein Fucker!" Man sagte mir, sie heiße Madame Kanneberg und ich müßte Hochachtung vor ihr haben, denn sie besäße die Kunstfertigkeit, kleine neugeborene Kinder aus ihrem Elemente, dem Wasser, herauszufischen. Ich wunderte mich auch gar nicht über diese Geschicklichkeit, die ich auf Treue und Glauben hinnahm, denn irgend wie mußten doch die Kinder in die Erscheinung treten. Daß aber ihre Gegenwart meiner Mutter galt, fiel mir nicht ein und ich hätte mich ebenso wenig gewundert, wenn sie meiner alten Großmutter ein Kindchen gebracht hätte. Da machte ich denn gewaltig große Augen, als mir berichtet wurde, ich hätte ein Brüderchen bekommen. Ich war nun ganz stolz und ließ mir den neuen Ankömmling förmlich schenken und machte große Pläne, wie ich ihm stets ein väterlicher Bruder sein wollte, wie schön ich mit ihm spielen und wie gutes Beispiel ich ihm stets geben wollte. Aber etwas erschrocken war ich denn doch, als ich das arme Wurm zu sehen bekam. Mager und verkommen sah der arme Junge aus und gedieh auch langsam und dürftig. Die Mutter stillte ihn selbst, hatte aber wenig Nahrung, da mußte denn das Kind, das ganz wie ein altes Männchen mit großen, melancholischen, kohlschwarzen Augen aussah, mit Kamillenthee und Zwieback aufgepäppelt werden und das giebt nicht viel Kraft. Noch während der Wochenzeit kam Nachricht vom Vater, er sei im Kommen. Er meldete sich vorsichtig an, damit die Mutter nicht Schaden nehme durch plötzliche Freude. Wir Kinder machten uns sogleich jauchzend und so schnell uns unsere Beinchen tragen konnten auf den Weg, dem Vater entgegen. Ich den beiden Schwestern voraus. Das war ein Rennen wie auf dem Corso in Rom, wenn die cavalli barberi ihren Wettlauf hatten. Da trat mein Vater plötzlich bei einer Wendung des Weges von der Seite in den

Weg und ich lag an seinem Herzen. Das war ein Moment! ich vergesse ihn nie. Bald kamen nun auch die Schwestern heran und wir hingen an dem geliebten Vater wie eine Traube am Weinstock und er erzählte uns von seinen Erfolgen und Plänen, als ob wir schon das volle Verständniß dafür hätten. So brachten wir ihn der Mutter. Nach einiger Zeit stand ich hinter dem Stuhl meines malenden Vaters und dachte darüber nach, wie zufrieden mein kleiner Bruder sich stets geberdete, wenn er gebadet wurde. Da glaubte ich den Grund auf einmal zu dieser Zufriedenheit gefunden zu haben und ich sprach ihn aus: Aus dem Wasser kamen ja die Kinder, wie sollten sie nicht angenehme Rückerinnerungen haben, wenn man sie wieder ins Wasser brachte. Mein Vater und meine alte Großmutter widersprachen mir auch nicht, aber sie lachten als hätte ich einen Witz gemacht, daß mein Vater sich mit dem Handrücken die Augen wischen mußte und ich hatte durchaus keinen Witz beabsichtigt, sondern kam mir im Gegentheil vor als hätte ich ein wissenschaftliches Problem gelöst. — Eine Unart meiner Kindheit ist mir in späteren Jahren unverständlich geworden. Ich war nämlich ein Weiberhasser, was bei den liebenswürdigen großen und kleinen Damen, die mich umgaben und die doch sehr gegen meinen Widerwillen vor dem schönen Geschlecht mich hätten bewahren können, unbegreiflich ist. Es mag eben sein, daß ich nur in ihnen das ewig Weibliche, vor dem mir schauderte, nicht erkannte. Das waren ja nur eine Mutter und Schwestern und Tanten, aber keine Frauenzimmer. Und doch entsinne ich mich, daß ich einmal gegen die Großmutter die Aeußerung fallen ließ, mein Vater wäre wohl ein ganz prächtiger Mann, nur schade, einen dummen Streich hätte er doch gemacht, er habe geheirathet. Dummer Junge! schalt die Großmutter, wenn Dein Vater nicht geheirathet hätte, so wärst Du ja gar nicht da. Das kam mir nun ganz wunderlich vor, denn ich konnte nicht begreifen, warum Madame Kanneberg

nicht meinem Vater auch ohne Frau einen kleinen Jungen habe aus dem Fluß fischen können. Ich wurde nun bedeutet, das könne ich noch nicht verstehen und würde es schon später, wenn ich klüger geworden sei, begreifen. Da mir die Natur keinen philosophischen Kopf gegeben, so grübelte ich auch nicht weiter, sondern gab mich zufrieden im Hinblick auf die Zukunft, die Aufklärung bringen würde.

Die Kirche Jakobi lag in einer Entfernung von 5 Werst von Kurküll und alle Jahre ein Mal versammelte sich die deutsche Gemeinde daselbst, um eine deutsche Predigt anzuhören. Im übrigen Jahre war der Pastor nur für die Estnische Gemeinde da, es sei denn, daß auf einem der eingepfarrten Güter eine Taufe, Hochzeit oder Leichenbegängniß eintrat; aber am Buß- und Bettage mußte der Prediger sich anstrengen und von allen Gütern kamen die Insassen herangefahren, um ihn zu hören. Der Tag gestaltete sich dann auch eigentlich nur für die Pastorin zur Buße, denn nachdem all' die Gäste ihren Mann geduldig in der Kirche angehört hatten, kamen sie hungrig an ihren Tisch und verlangten nach der ungewohnten geistigen Speise ganz materielle Atzung. Nun, wir waren also auch zu diesem Festtage bei der Kirche vorgefahren und von der entgegengesetzten Seite rollten mehrere Equipagen mit einem mir recht widerlichen Inhalt heran. Lauter Frauenzimmer — nicht ein einziges würdiges Jungens-Gesicht unter ihnen! Es waren die Stiftstöchter des Fräuleinstifts Finn. Nachdem diese Damen ihre Andacht in der Kirche verrichtet hatten, gedachten sie sich mit mir zu verlustiren, ja, proponirten mir sogar, was damals ganz gegen meine Grundsätze verstieß, einen Kuß. Ich, in tiefster Seele empört, rettete mich wie weiland Joseph vor Potifar's begehrlichem Weibe durch die Flucht und lief, verfolgt von dem ganzen Schwarm amüsirter Mädchen, drei Mal um die Kirche. Weiteres Terrain zu strategischen Rückzügen war mir unbekannt, ich rettete mich daher schließlich in die offen-

stehende Kirche und versteckte mich unter eine Kirchenbank. Aber die gierige Meute war mir auf den Fersen. So wurde ich denn ergriffen, hervorgezogen und abgeküßt. Ich wehrte mich verzweifelt und krabbelte mit Armen und Beinen wie ein Mistkäfer, den man in geschlossener Hand hält. Alles vergebens! Ich mußte der Force majeure weichen. Nun kann ich nicht leugnen, daß unter diesen Damen doch Eine war, die mir in die Augen stach und deren Kuß doch nicht so ganz bitter schmeckte. Ein paar Jahre später habe ich sogar für sie geschwärmt. Sie hieß Fräulein Gans und heirathete einen Pastor Bodek, was mir einigen Kummer bereitete, denn meine Freunde, die wie alle Freunde gerne neckten, sprachen diesen Namen immer eklich hart aus. Da ich nun aber nach meiner damaligen Ansicht schwer beleidigt worden war, klagte ich meinem Vater die mir widerfahrene Unbill und wunderte mich, daß der die Sache so kühl aufnahm. Er sprach zu mir: „Lieber Tantin, warte nur 10 Jahre, dann laufen diese Damen alle voraus und Du hinter ihnen drein. Dann kannst Du Revanche nehmen." Und das erwies sich wirklich in der Zukunft als ein prophetisches Wort.

Nun lagen ein paar Jahre ungetrübten, kindlichen Spiels vor mir und ich habe sie redlich ausgenutzt mit meiner jungen Schwester, die willig auf Alles einging, was ich proponirte. Etwas Schule hatten wir unter der Leitung unserer guten Mutter, die sich redlich mit uns Kindern abmühte. Die Anfangsgründe der Geographie wurden uns beigebracht und ich weiß noch aus dieser Zeit mehr von Spanien, als von irgend einem anderen Erdtheil. Auch Weltgeschichte trieben wir, schrieben und lasen und hatten Klavierstunden. Aber zum Spielen blieb immer noch Zeit genug, so verführte ich dann mein liebes Schwesterchen, das mir Alles zu Liebe that, mitunter ihre Puppen arg zu maltraitiren, indem wir ihnen das Fliegen beibringen wollten. Oder wir saßen auch still flüsternd zusammen

und zeichneten. Ich besaß einen Farbenkasten, von dem man mir freilich warnend gesagt hatte, die Farbenstücke seien giftig, sie wären auch nicht zum Essen, sondern zum Malen da. Mein Schwesterchen aber konnte nie der Versuchung widerstehen, etwas an dem bunten Steinchen zu lecken und empfand dann nachher die bitterste Reue. Glücklicherweise hat es ihr aber keinen Schaden gebracht, sondern sie wuchs heran und entwickelte sich zu immer größerer Heiterkeit und wir konnten oft lange uns gegenübersitzen und uns anlachen, im Vollgefühl inneren Glücks. Zu unseren Spielen bedurften wir gar keiner Werkzeuge. Wir waren im Stande, aus uns selbst den Stoff unserer Vergnügungen zu schaffen. So hieß z. B. ein sehr beliebtes Spiel „Matz Vietinghoff." Man hatte uns von einem sehr dummen Edelmann, der zu unterschiedlichen Anekdoten Veranlassung gegeben hatte, erzählt, der diesen Namen führte, und es ergötzte uns hinreichend, Aufführungen zu veranstalten, in denen wir diese Anekdoten in Scene setzten oder auch neue in seinem Namen erfanden. Ganz glücklich hätten wir sein können, wenn man es nicht für nöthig gehalten hätte, uns ärztlich zu behandeln. Wir hatten nämlich Würmer und ich glaube, daß es ein ziemlich allgemeines Privilegium der Kinder ist, Würmer zu haben; aber so großes Halloh wie mit unseren Würmern machen doch heut zu Tage die Aerzte nicht. Um unsere Würmer todt zu schlagen, wurden wir armen Kleinen selbst fast umgebracht. Namentlich entsinne ich mich einer sehr übelschmeckenden Latwerge aus Zetwersamen und Honig, die wir in großen Quantitäten schlucken mußten. Und nicht blos von vorn wurden wir kurirt, sondern leider auch von hinten, durch sehr unangenehme Lavements von Essig. Wenn uns dann aller so nöthige Darmschleim ausgespült worden war, beschauten die Großen diese Abgänge mit Befriedigung und nannten es Wurmschleim. Einmal wurde ich und Schwester Alwine hart bestraft, weil wir uns dieser Prozedur durch die Flucht entzogen

hatten, und uns aus Angst vor der fatalen Spritzflöte in dem dunkeln Mantelschornstein, in dessen grausiger Finsterniß ich früher unter der Leitung von Onkel Radingh die imaginairen Drachen bekämpft hatte, zusammenkauerten. Wir vertrauten uns lieber dem Grausen dieses Ortes als den Schreckniſſen, die der Arzt für uns heraufbeschworen hatte.

Einmal war mein Vetter Karl Zöge mit seiner Mutter zu den Ferien nach Kurkäll gekommen und ich genoß es sehr, einen männlichen Gespielen zu haben; wir prügelten uns unterweilen und vertrugen uns dann wieder. Eines Tages hatten wir einen Spaziergang zusammen unternommen und so ganz allmählich kam uns die Idee, diesen Spaziergang zu einem Besuch im Pastorat auszudehnen. Wir klabasterten also rüstig darauf los und es fiel uns gar nicht ein, daß wir zu Hause nichts davon gesagt hatten. Auch war uns der Weg nicht recht bekannt und wir geriethen bald in arge Zweifel, ob wir uns rechts, ob links zu wenden hätten. Karlchen aber wußte Rath. Man müsse hexen, meinte er. Wie man denn das anfangen sollte? fragte ich ganz wißbegierig. Da lehrte er es mich. Man macht mit beiden Händen Fäuste und streckt nur einen Finger vor, schließt dann die Augen, bringt die Hände in eine rotirende Bewegung und führt sie dann zusammen. Treffen sich die vorgestreckten Fingerspitzen, so ist Alles richtig, gehen sie aber an einander vorbei, dann traue man nicht. Nun wir hexten also getrost darauf los und die geistreiche Idee meines Vetters bewährte sich als ausreichender Wegweiser, denn wir kamen wohlbehalten in Jakobi an. Als wir nach genußreich verlebtem Tage Abends nach Hause kamen, erfuhren wir, daß die Eltern in großer Sorge um uns gewesen waren, ja, Karlchen erzählte mir später, daß seine Mutter, die ich Tante Lidly zu nennen pflegte, ihm mit einem frisch gebundenen Ruthenbündel bis in den Steinbruch entgegengegangen sei. Glücklicherweise war sie ihm nicht begegnet. Ueber die Freude, die verlorenen Söhne

wiederzuhaben, hörte man denn auch keine Ruthen sausen und wir kamen mit einer reuevoll angehörten Strafpredigt davon. Diese Tante Lidly war die geschiedene Frau meines Onkels Peter und hatte ihm drei Söhne geboren, die wenig von dem funkensprühenden Witz des Vaters geerbt hatten. Der Jüngste, mein Kamerad Karlchen, wurde eines Tages von seiner Mama hier in Dorpat, wo sie domizilirten, zu einer Verwandten geschickt, mit irgend einem Auftrage. Diese Verwandte war eine geborene Brasch und war an einen emigrirten Franzosen verheirathet. Nachdem Karlchen sich seines Auftrages in deutscher Sprache entledigt hatte, überfiel ihn der Franzose mit einem Schwall von fremdländischen Redensarten und schloß mit der Frage: „Que fait Madame votre mère?“ Karlchen sah ihn ungewiß und böse an, zeigte mit dem Finger auf ihn und sprach die gewichtigen Worte: „Pumpo auf dein Nas!“ Worauf der bewegliche Franzose sich neugierig an seine Frau wandte und fragte: „Qu'est que c'est un pumpon?“ Eigenthümlich war die Konversation meines kleinen Kameraden, die fast nur aus Fragen bestand. So stellte er sich auch einmal vor seine Mutter mit der Frage: „Aber Mutter, was ist dann, wenn Ofenbrei in den Brunnen fällt?“ Die Mutter antwortete ganz geduldig: „Dann wird er naß.“ Sie hatte eben noch nicht die Erfahrung gemacht, die mir im späteren Leben aufgespart war, als mir einmal unsere Köchin, vom bösen Geist getrieben, oder in eigenthümlicher Verwirrung ihres Gemüths den Sonnabends-Brei wirklich in den Brunnen hatte fallen lassen; sonst hätte sie geantwortet: Dann findet man Grütz im Trink- und Waschwasser wohl 14 Tage lang. Nicht immer traf er auf so geduldige Ohren mit seinen geistreichen Fragen. Denn ich entsinne mich, daß ich eines Tages mein Klavierpensum übte, im Nebenzimmer zeichnete Onkel Radingh. Diese Zeichnungen wurden immer äußerst sorgfältig mit Spuck und etwas Farbe auspunktirt und erhielten darnach die Unterschrift: „Barbouillé

par A. de Radingh.“ Bei dieser Punktirarbeit unterhielt nun das gutmüthige Karlchen den Onkel mit seinen nicht enden wollenden Fragen. Lange Zeit hörte ich neben den Tönen, die ich den Tasten entlockte, und die wohl auch nicht sonderlich schön klangen, nur die monotonen Fragelaute Karlchens, aber plötzlich erschallte mit großem Lärm die Stimme des erbosten Onkels, hart und metallisch, wie zusammengeschmissenes, altes Blechgerümpel, die Thür sprang auf und herein flog der ganz verdutzte Fragesteller. Karlchen ist noch heutigen Tages am Leben und wohlbeleibt. Er besucht mich noch häufig Sonntags zu Mittag und wir ergötzen uns oft an den Bildern der damaligen Zeit. Damals als er noch ein Knabe war, pflegte er diese Sonntag-Mittage in Ropkoi bei der Tante Brasch zu verbringen. Nun hatte er sich einmal verspätet und wurde um den Grund gefragt. Da sagte er, der Lehrer habe in der Stunde aus der Naturgeschichte erzählt, die Affen legten sich im hohen Grase hin und streckten ihr Hintertheil in die Höhe. Wenn dann die Krähen oder andere Vögel das für Fleisch hielten und davon fressen wollten, benutzten das die Affen und fingen sie, um sie für den eigenen Magen zu benutzen. Es ist aber nicht wahr, fuhr er fort. Ich habe die ganze Zeit im Bischofshofer Felde den Versuch gemacht, aber es kam keine Krähe. Die sokratische Unterhaltungsform hat er sich zum Glück abgewöhnt, aber dafür ist er reichlich mit Kriminal-Geschichten ausgestattet, da er im Kriminal-Gericht sitzt, und was er da nicht selbst erlebt, liest er aus dem neuen Pittaval. So viel nur, damit man daraus ersehen kann, daß der Umgang, den ich als Knabe hatte, nicht ein durchweg geistreicher gewesen ist.

Die nächste Nachbarschaft in Kurküll war Kullina, wo damals die liebenswürdige Familie Lesedow wohnte. Die beiden Güter waren nur eine Werst von einander entfernt, was meinem lieben Vater sehr zu statten kam, denn da er in

angestrengtem Fleiß vor der Staffelei eine sitzende Lebensweise führte, machte er nach vollendetem Tagewerk seinen regelmäßigen Spaziergang zu den befreundeten Nachbarn, wo er bei einer Tasse Thee immer freundlich begrüßt wurde. Der alte Vater des Kullinaschen Hauses, ein wohlbeleibter, silberhaariger Greis, war in jungen Jahren in sehr einfacher Stellung aus Deutschland eingewandert, hatte anfänglich in fremdem Dienst gearbeitet, war dann zu eigenen Arrenden übergegangen und besaß schließlich zwei Güter zu eigen, denn außer Kullina gehörte ihm auch noch das Gut Arknal bei Wesenberg. Bei einem sehr höflichen Auftreten gegen Fremde, was so weit ging, daß er selbst gegen Kinder Devotion an den Tag legte, konnte der alte Herr mitunter gegen die Seinigen herrisch und despotisch sein. Es war eben der Grund seiner Bildung sehr gering und er hatte darnach gestrebt, diesen Mangel durch äußere Politur zu ersetzen. Mein alter Großvater pflegte sein Wesen kurz mit den Worten zu bezeichnen: „Höflichkeit auf Brutalität gepfropft". Da er selbst aber die Brutalität nie zu kosten bekam, sondern sich stets am edlen aufgesetzten Reis der Höflichkeit erfreuen durfte, so war er immer gern mit Lesedow's umgegangen. Das Anmuthigste bei dieser Familie war ihr Töchter-Reichthum. Auch ein Knabe im Hause trat mir nahe, da er ebenso alt war, wie ich, ein kleiner breitschultriger Kerl, welcher Karl gerufen wurde und sich mir gern unterordnete und, obschon er bei seiner bärenhaften Statur mich an Körperkräften gewiß bedeutend überragte, bei allen Konflikten doch regelmäßig den Kürzeren zog. Sehr wohl gefiel uns Kindern die Einrichtung, die bald zwischen den beiden Nachbarhäusern getroffen wurde. Die Sonntage besuchten sich die beiden Familien umschichtig, wobei denn immer getanzt oder gespielt wurde oder auch Beides vereinigt. Rührend war dazumal die kindliche Naivetät, mit welcher die Erwachsenen oder die Großen, wie wir Knirpse sie zu nennen gewohnt

waren, an den kindlichen Spielen partizipirten und sich dabei zu amüsiren verstanden. Auch andere Nachbarn kamen dann häufig hinzu. So entsinne ich mich, ein liebenswürdiges Fräulein, Lenchen Toll, die gerne ihrer Rede einige lateinische Brocken beifügte, in dem Spiel: „Ich sitz', ich sitz' auf wessen Schoße" mit verbundenen Augen, rückwärts sich auf meinen harrenden Vater konzentrirend, beobachtet zu haben, worauf sie ihre rhabarberfarbene, seidene Robe sorgfältig aufhob (um sich nicht zu verknüddern) und sich dann gravitätisch aufs Knie meines sitzenden Erzeugers niederließ. Es sah so komisch aus, daß selbst wir Kinder in heiteres Lachen ausplatzten.

Mein Vater erhielt den Besuch eines Dorpatschen Professors Karl v. Morgenstern, eines alten Junggesellen, der ihm noch aus früherer Zeit bekannt war. Er war damals noch Junggeselle. Man hat viel gelacht über diesen alten Freund meines Vaters, auch hatte er Manches, was dazu aufforderte, denn er war sehr eitel, war aber auch seiner Zeit ein sehr schöner Mann. Ein altes Sprüchwort heißt: „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen, wer Du bist". Demnach hatte man wenig Ursache, sich über Morgenstern lustig zu machen, denn er zählte unter seinen Freunden manche tüchtige Autorität, z. B. gleich meinen Vater. Daher unterdrücke ich gern alle lustigen Anekdoten, die mir über ihn zu Ohren gekommen sind, zudem weiß man ja nie, was an solchen Geschichten Wahrheit und was treffende Erfindung ist. Morgenstern, der meinen Vater so glücklich verheirathet sah, mochte wohl einigen Neid eingestehen und mein Vater beschloß, auch ihm zu diesem Glück zu verhelfen. Er machte ihn also im Lesedow'schen Hause bekannt und Alles gelang über Erwartung. Der Professor sprach an, erhielt das Jawort und es wurde Hochzeit gemacht. Das war nun die erste Hochzeit, die ich mitmachen durfte, und ich amüsirte mich königlich. Da ich mich ziemlich unbeobachtet sah, sprach ich mit meinem Freunde Karl Lesedow dem

Becher fleißig zu und kam in eine recht angenehme, erhöhte Stimmung, was mich allerdings nicht abhielt, ein recht scharfer Beobachter zu sein. Während des Abendessens fühlte der Brautvater den Drang in sich, einen Speach zu halten, er erhob sich also, klingte an sein Glas und begann mit äußerst wohlwollendem Gesicht, wie es der wohl zur Schau tragen kann, der gerade eine große Gesellschaft satt macht: „Meine Herren! Da Sie hier so freundlich versammelt sind, von dem, durch das, und, also, welches" — und er setzte sich ganz begossen wieder auf seinen Platz, was jedenfalls das Klügste war, was er thun konnte, da ihm das Fitzelband seiner Rede so eklich im Halse stecken geblieben war. Darauf erhob sich der Schwiegersohn und alle Welt glaubte, er werde das Fiasko des Schwiegervaters auf eine brillante Weise in glänzender Rede gut machen. Er gab aber nur den kurzen Kommentar: „Meine Herren, mein Schwiegervater wollte eine Rede halten." Darauf setzte auch er sich. Die Ehe, die an diesem Tage ihren Ursprung nahm, war übrigens nicht so anmuthig, wie die meiner Eltern, denn ihr fehlte der Kindersegen, ein wichtiger Faktor zum ehelichen Glück. Da aber Morgenstern nach langen Jahren gestorben war, bildete sich die Wittwe ein, daß es wunderschön gewesen sei an der Seite ihres alten Mannes, eine Selbsttäuschung, in die selbst Frauen zu verfallen im Stande sind, die mit ihren Seligen wie Katz und Hund gelebt haben. Es ist mithin ein Glück für den Menschen, daß er das Bischen Selbstbetrug mit auf die Welt bringt.

Da meine Eltern ziemlich eng logirt waren, sie hatten nur drei Stübchen zu ihrer Disposition, von denen noch das eine als Malzimmer ganz für den Vater reservirt werden mußte, so wurde in der einen Stube ein sogenanntes Entresol in halber Höhe des Zimmers gebaut. Das war mein Revier. Dort schlief ich, hatte mein Schränkchen und sonstige Schätze und kann wohl sagen, daß ich diese Burg, in der ich residirte,

wie ein junger Adler im Felsenhorst, ungeheuer genossen habe. Man konnte nicht anders, als mit einer Leiter in dies Heiligthum gelangen und welches Gefühl von Sicherheit gewährte es, wenn man die Leiter hinter sich heraufgezogen hatte. Das war so die Zugbrücke. Auch betrachtete ich es ganz als mein Raubschloß und brachte allerhand Beute in diesem Schlupfwinkel in Sicherheit. In Kurküll war ein geräumiger Boden und standen daselbst zwei kleine Häuser aus Brettern mit Dach, Thüre und Fenstern. Das eine dieser Häuschen, die noch mein Großvater hatte bauen lassen, wurde zur Aufbewahrung von allerhand zur Wirthschaft nöthigen Gegenständen benutzt, als da sind: Schaffelle, Leder und Webereien für die Kleidung der Diener; das andere aber hatte meine Großmutter speziell zu ihrer Disposition. Es enthielt in buntem Durcheinander die merkwürdigsten Gegenstände, Vorräthe von allerhand Schraubenwerk, Messingbeschläge ꝛc. ꝛc. und es war wohl eine wahre Herzensfreude, da gelegentlich Entdeckungen zu machen und in dem alten Gerümpel zu kramen und zu wühlen und ab und zu etwas zu finden, was Einem werthvoll erschien und das man alsbald auf seinem Raubschloß in Sicherheit brachte. So fand ich eines Tages eine ziemlich große Kiste, gefüllt mit gelben Blättern. Es war Tabak, wie mich der Geruch alsbald belehrte. Ein Schatz, von dem ich allein Kunde hatte und ich beschloß, das Geheimniß sorgfältig zu wahren, brachte einen kleinen Theil des Fundes auf mein Raubschloß, schnitt mir aus Kreide eine kleine Tabakspfeife, steckte ein Röhrchen dran und ergab mich dem Genuß des Rauchens. Die blauen Wölkchen, die ich von mir blies, hatten aber einen so köstlichen Duft, daß die Onkel bald genug darauf aufmerksam wurden und mir wurde mein Raub wieder abgejagt, denn die Onkel mochten wohl meinen, daß es ihnen heilsamer sei, den guten Tabak selbst zu rauchen und ich wurde noch gescholten, anstatt mir einen Dank zu votiren, denn ohne meine Liebhaberei,

wie eine Motte in altem Gerölle zu wühlen, wäre der Schatz wohl schwerlich gehoben worden. Es ergab sich, daß es türkischer Tabak war, den ein Schwager meines Großvaters, der General Graf Dücker, der unter Ssuworow die Campagne in der Türkei mitgemacht hatte, nebst zwei erbeuteten Kanonen seinem Schwager zugesandt hatte. Beide Geschenke waren gewiß sehr nach dem Geschmack meines Großvaters, denn er rauchte ja den ganzen Tag und sein schönstes Amüsement war es, brav zu knallen. So vermuthe ich fast, daß der Tabak doch über die Kanonen in Vergessenheit gerieth. Dieser Kanonen entsinne ich mich noch sehr gut, denn bei festlichen Gelegenheiten wurden sie immer noch gelöst, wenn auch nicht mehr mit dem Eifer, wie zu des Großvaters Zeiten; so rechtes Herz hatte Keiner mehr für diese alten Knaller. So mochte es denn kommen, daß man eines Tages vergeblich nach ihnen suchte. Sie waren eben spurlos verschwunden und legten ein kolossales Zeugniß ab für den noch kolossaleren Diebssinn der Esten. Aber auch in anderer Beziehung glich dieses Entresol einer alten Ritterburg, denn zu Zeiten ging es daselbst hoch her mit Essen und Trinken. Es wurden allda sogenannte Traktamente gegeben. Dazu war weibliche Hilfe absolut nöthig und meine Schwestern gewährten sie gern. Ich kann mich jetzt nicht genug wundern über die Leutseligkeit, mit welcher die Erwachsenen an diesen großartigen Abfütterungen Theil nahmen. Als Getränk wurde Kalja gereicht, ein fürchterliches Gebräu, welches man aus Bierträbern bereitet und das bitterlich-sauer schmeckt, dazumalen aber von uns sehr estimirt. Als Speisen setzten wir unseren Gästen saure Kreken, rohe Porkanen, schwarzes Brod und was wir sonst etwa noch von der Wirthin hatten erbetteln können, vor. Ein Kindermagen verträgt am Ende Alles, daß aber die sogenannten Großen nicht allesammt die Cholera bekamen, ist mir noch heute unbegreiflich, sowie ich auch die Herablassung höchlich bewundere, mit der sie an unseren, für die

Großen der Erde schwer verständlichen Vergnügungen Theil nahmen, denn nicht nur die Hausgenossen, sondern auch Nachbarn wurden von uns zu unseren splendiden Gastmahlen eingeladen.

Noch eine Hochzeit muß ich erwähnen, die ich mitmachen durfte. Mein Onkel Heinrich, der nun sein eigenes schönes Gut besaß und daher wohl auch das Bedürfniß fühlen mochte, eine Gehilfin an der Seite zu haben und des ledigen Standes überdrüssig geworden war, sprach bei seiner Cousine Annette Dücker an und erhielt das Jawort, die große Familienkutsche wurde angespannt und meine Eltern fuhren mit der Großmutter zur Hochzeit nach Ropkoi und ich war der Glückliche, der sie begleiten durfte, denn Tante Brasch hatte zwei Söhne, die ungefähr in meinem Alter waren, was wohl der Grund gewesen sein mochte, der meine Einladung bedingte. Wer war glücklicher als ich? Man hatte mir auch ein hochzeitliches Gewand angefertigt, worin ich mich konnte sehen lassen, und das mir selbst wenigstens sehr wohl gefiel. Unterwegs wurde, um das Beisammensein in der alterthümlichen Kutsche zu würzen, der „Don Carlos" von Schiller vorgelesen und ich hörte zum ersten Male die wohllautenden Strophen unseres großen Dichters und wenn ich auch nicht Alles verstand, so hatte ich doch schon meine Freude daran. Meine Tante Anna gefiel mir auch sehr wohl, denn obschon sie nicht schön war, war sie doch von einer gewinnenden Freundlichkeit und ihr Wesen wirkte wie erwärmender Sonnenschein. Welche Bedeutung sie für mich bekommen sollte, konnte ich damals freilich nicht ahnen, denn in späteren Jahren wurde ihre zweite Tochter meine Lebensgefährtin. Bei dieser Hochzeit wurde auch ein brillanter Ball gegeben, eine Festivität, die ich damals zum ersten Male erlebte und ich wunderte mich nicht wenig über das viele entblößte Weiberfleisch, das mir zu Gesicht kam, denn die damaligen Moden vermummten die weiblichen Reize nicht so

unbarmherzig, wie das heut zu Tage geschieht. Der Ball wurde eröffnet durch ein zierliches Menuett, das das Brautpaar aufführte, und in welchem der Bräutigam alle Gelegenheit hatte, seine von Vestris erlangten Künste zu zeigen. Ich gewann bei dieser Exkursion zwei Freunde, Victor und Leon v. Brasch, in deren Umgang ich auch später noch viel Genuß gehabt habe, denn meine gute Tante Anna nahm mich häufig mit, wenn sie ihre Verwandten im Dörptschen besuchte, wo ich denn auf dem schönen Gute Aia Gelegenheit zu mannigfaltigen Knaben-Freuden hatte, die mir zu Hause nicht konnten so geboten werden, namentlich das Reiten und Schießen, was wir täglich mit großem Genuß betrieben.

Es war im Jahre 1818, als meine Mutter mit ihren Kindern aus Kurküll flüchten mußte, wo eine bösartige Pocken-Epidemie ausgebrochen war. Wir folgten einer freundlichen Einladung unserer Tante Sophie, und es ist gewiß sehr anzuerkennen, daß diese kränkliche, hypochondrische Frau sich die Last von so quecksilbrigen Kindern auflud, denn wir blieben lange ihre Gäste. Diese von uns Allen hochverehrte Tante war nicht glücklich verheirathet. Sie war eine sehr ideal angelegte Natur und war sehr jung an den Onkel Stackelberg verheirathet worden. Das junge Ehepaar hatte im Vollgenuß der Wohlhabenheit gleich Reisen in den Süden angetreten, hatte in regem Verkehr mit den größten Geistern damaliger Zeit gestanden und mußte, auf seine estländischen Güter zurückgekehrt, die Entdeckung machen, daß es eigentlich nicht zusammen paßte. Der Onkel war sehr häßlich, was vielleicht den ästhetischen Sinn der Tante betrübte, denn sie war durch und durch Künstlerin und ein so schönes Talent, wie es sich in ihr ganz ohne Unterweisung entwickelte, wird nicht oft geboren. Auch materiell mußte ihr dieses Talent dienen, denn als die Zeiten schlechter wurden, als ihr Mann, wohl besonders durch den Kauf von Poll, verarmte, und in Folge dessen von der ganzen Familie

für einen Geizpudel ausgegeben und verschrieen wurde, hat sie sich und ihre Kinder dazwischen durch den Ertrag ihres Pinsels erhalten. Sie zeichnete sehr hübsch in Aquarell, und wenn ihren Zeichnungen auch mitunter arge Zeichenfehler nachgewiesen werden konnten, so sprach sich doch immer soviel Talent und Begabung aus, daß man gern die Fehler, die ja nur durch trockenes Studium hätten beseitigt werden können, übersah. Aus dieser Zeit existirt ein kleines Familienbild von ihrer Hand. Meine Mutter kniet an einem wogenden Kornfelde, im Hintergrunde sieht man Poll und im Vordergrunde zappele ich auf einem Steckenpferde. Meine Schwestern Elmine und Alwine, wenn ich nicht irre, mit Kränzewinden beschäftigt. In einem Korbe sitzt das morellenäugige Sonni-Kind und der kleine Karlo ist noch in der Mutter Armen. Die Aehnlichkeit war immer ganz unverkennbar. Ich hatte mich damals, wohl durch meine weiberfeindliche Grundsätze verleitet, doch mehr mit dem Onkel befreundet, denn den brauchte ich nicht, so wie die Tante, als ein höheres Wesen zu betrachten, sondern durfte ihn mitunter recht wie Meinesgleichen behandeln, denn er machte sich so anerkennenswerth gemein mit uns, wie das simple Volk sich ausdrücken könnte: „Ein niederträchtiger Onkel."

Sehr genußreich war es mir, wenn der Onkel in seine Wirthschaft fuhr, auf einer kleinen Reitdroschke, und mich vor sich sitzen und kutschen ließ. Tante Sophie hatte in früheren Jahren sehr sonderbare körperliche Zustände durchmachen müssen. Sie wird wohl hysterisch gewesen sein, wenigstens kann ich mir Manches nicht anders erklären. So z. B. hatte sie Jahre lang einen sonderbaren kleinen Begleiter, der nie von ihr wich. Ein wunderliches graues Männchen, das ihr auf Schritt und Tritt folgte und wenn sie in der Stube auf und ab ging, ging er auch, aber als motus contrarius, so daß er ihr immer in der Mitte der Stube begegnete und, ihren leiblichen

Augen wahrnehmbar, dabei höhnische Gesichter schnitt. Sie war, wie das in der glaubensarmen Zeit erklärlich war, so ziemlich ohne Religion aufgewachsen. Später, als das Christenthum mehr positive Gestalt in ihr gewann und sie vielleicht auch körperlich gesunder wurde, verlor sich diese Hallucination.

Großen Genuß hatten wir durch eine benachbarte Familie Krüdner, deren Mutter eine Schwester von Onkel Stackelberg war und deren Töchter sehr schöne Singstimmen besaßen. Einige Männer, die gleichfalls schätzenswerthe Gesangs-Kräfte waren, namentlich mein Onkel Heinrich und George Krüdner, auch mitunter ein Herr von Lilienfeldt, vervollständigten das Vokal-Quartett und so konnte man die herrlichen Kompositionen von La Trobe und andere klassische Sachen aufführen. Der alte La Trobe, damals schon über 50 Jahre alt, heirathete im nächsten Jahre meine Cousine Alwine Stackelberg und wurde somit, womit ich sehr einverstanden war, mein Vetter. Er war ungewöhnlich reich für die Musik begabt, wollte aber, wie man das leider so häufig beobachten kann, durchaus etwas Anderes wie ein Musiker werden, und beschäftigte sich viel lieber mit der Malerei, in der er nichts Außergewöhnliches leisten konnte und ebenso mit der Landwirthschaft, in der er doch nur eine klägliche Rolle spielte. Eine ungeheure physische Naturkraft muß ihm aber innegewohnt haben, denn trotz seiner vorgerückten Jahre hinterließ er eine zahlreiche Familie.

Nun kam aber an mich die Zeit des Verliebens. Ich schäme mich fast einzugestehen, daß es anfänglich recht unwürdige Gegenstände waren, zu denen mich mein irrendes Herz hinzog. Das erste Objekt, das ich schwärmerisch verehrte, war nur ein schwarzer Wallach, meines Onkels Reitpferd. Ich hatte dieses gute Thier auch bisweilen besteigen dürfen und so war mir die Neigung heimlich a posteriori ins Herz hineingewachsen, aber mit dem ganzen Delirium erster Liebe. Abends beim Einschlafen dachte ich an den Rappen und Morgens

wachte ich mit dem sehnenden Gefühl, das mich zu ihm zog, auf und nichts Schöneres kannte ich, als hinter dem geliebten Wesen zu stehen und die langen Strähnen seines Schweifes flechtend durch die Hände zu ziehen. Meine Angehörigen waren entsetzt, als sie mich einmal bei solcher Gelegenheit im Bereich der gefährlichen Hinterläufe meiner Liebe sahen. Mich konnte ihre Befürchtung nicht anstecken, denn erstens glaubte ich an die unwandelbare Tugend meines Gegenstandes, war auch gewappnet mit dem Muth der Dummheit. Auch ist es fast unglaublich, mit welcher Geduld der vielgeliebte Wallach meine Caressen ertrug, ohne jemals zu reagiren, da ich nun doch annehmen muß, daß das verliebte Spiel mit seinem Schweif, den ihm die Natur doch zum Abwedeln der Fliegen verliehen hatte, mitunter recht unbequem sein mußte. Aber die Thiere sind unberechenbar großmüthig gegen die Kleinen und gestatten ihnen oft mehr, wie den Erwachsenen. Nachdem ich diese Liebe endlich abgeschüttelt hatte, denn der Wallach war lahm geworden und hatte bei vernachlässigter Pflege Form und Schöne verloren und meine Treue hatte nicht Standhaftigkeit bewährt, übte ich mein Herz weiter an einigen alten Damen, die wohl mit füglichem Recht auf das Prädikat „mütterliche Freundinnen" oder „alte Jungfern" Anspruch machen konnten und es ist auffallend, wie ich mich mit den zunehmenden Jahren immer an jüngere und jüngere Individuen weiblichen Geschlechts hängte, bis ich ins Alter geschlechtlicher Reife trat, wo mir meine Alters-Genossinnen den größten Reiz hatten, und jetzt, wo ich als Greis immer noch ein Herz habe, verschenke ich es am liebsten an Säuglinge.

Nun war es aber auch Zeit geworden, mich einem geordneten Schulunterricht zu übergeben und meine Eltern mögen dieses wichtigen Punktes wegen wohl in Sorgen gewesen sein. Ich war allmählich 9 Jahre alt geworden und fing an Interesse für das schöne Geschlecht zu empfinden und da ist nichts

heilsamer, als ein Gegengewicht von lateinischer Grammatik und Geometrie. Glücklicherweise fand ich ganz in der Nähe auf dem Pastorat Jakobi die schönste Gelegenheit hierzu, denn der Pastor Hörschelmann hatte einen Sohn Emil, der gerade Alters-Genosse von mir war und der doch vom Vater für die Dom-Schule präparirt werden mußte, und der gute Pastor ließ sich bewegen, mich mit seinem Emil zusammen vor den Karren der Gelehrsamkeit zu spannen. So trat ich denn im Jahre 1819 in Schule und Pension auf diesem guten, alten Pastorat, an dessen freundliche Bewohner ich mich stets mit Dankbarkeit erinnern werde. Da Kurküll nur 5 Werst weit von der Kirche ablag, so konnte ich mit Leichtigkeit alle Sonnabend nach Hause abgeholt werden und bei gutem Wetter machte ich den Weg wohl auch zu Fuß. Gewöhnlich schickte mein guter Onkel Heinrich sein eigenes Reitpferd, wofür ich ihm noch jetzt dankbar bin. Im Ganzen ist aber dieses allwöchentliche Abholen nicht zu rekommandiren, denn wenn auch alle Sonnabende die jubelnde Freude des Wiedersehens mit den Seinigen erlebt wird, so gewinnt das Kind schwerer das Gefühl des Anwurzelns am neuen Standort und der alle Montag Morgen wiederkehrende Abschieds-Schmerz von der alten Heimath überbietet fast die Sonnabends-Freuden. Ich hatte auch sehr bald einen wahren Haß auf den Montag geworfen, an dem ich manch heimliches Thränchen vergoß. Ich war damals ein kränkliches Kind und es kann sein, daß die neue Lebensart mich ungewöhnlich mitnahm, denn ich war kaum ein paar Tage in Jakobi, als ich schon heftig erkrankte und über Hals und Kopf meinen Eltern wieder abgeliefert wurde, aber in einem recht desolaten Zustande. Es muß wohl eine Unterleibs-Entzündung oder dergleichen gewesen sein, denn ich entsinne mich, grausame Bauch-Schmerzen dabei gehabt zu haben. Wie lange diese Krankheits-Noth dauerte, weiß ich nicht mehr, mir schien sie eine Ewigkeit. Aber endlich ging sie

doch vorüber, wie alle Noth auf Erden und ich konnte wieder an den Schultisch gesetzt werden. Mit mir zugleich war ein Nachbars-Knabe, Diedrich v. der Pahlen, in die Zucht des Pastors gegeben worden und die Schule hatte ihren Gang fortgesetzt und hatte nicht auf mich warten können, so kam es denn, daß meine beiden Schulkameraden in den Fundamenten der von uns kultivirten Wissenschaften mir immer etwas über waren. Wir trieben Latein, Geometrie, Arithmetik und etwas Geschichte und Geographie. Auch hatten wir täglich eine Klavierstunde und ein paar Mal wöchentlich französische Grammatik. Uebermäßig waren wir nicht angestrengt, denn täglich erhielten wir nur 6 Stunden. Daß aber der arme Pastor angestrengt wurde, glaube ich schon, denn er mußte außer unserer Schule noch seine ganze Amts-Last tragen und überdem auch noch Landwirthschaft treiben, denn Jakobi hatte, wie alle Widmen hier zu Lande, nicht nur Felder und Wiesen, sondern sogar ein eigenes Dorf mit leibeigenen Bauern. Der alte Hörschelmann war aber ein sehr humaner Mann und hat letzteren Umstand nie gemißbraucht. Ich entsinne mich nicht, daß er irgend Jemand von den Bauern oder auch nur Domestiken geschlagen hätte, was wohl von einigen Pastoren des Landes stark betrieben worden sein soll. Ein alter Pastor, ich glaube in Oberpahlen, hatte in seiner Studierstube einen Pfosten mit einem eisernen Ringe aufrichten lassen, an welchem er seine Bauern aufziehen und peitschen ließ. So bequem machten es sich die Edelleute nicht, die verfügten sich gewöhnlich mit ihren Delinquenten in den Pferdestall; warum gerade dahin, ist mir auch immer unerfindlich gewesen.

An Lektüre wurde uns nicht gerade viel geboten. Den Robinson von Campe hatte ich schon zu Hause gelesen, und mich weidlich geärgert über die langweiligen Kinder, die immer drein zu reden hatten und dumme Fragen thaten, gerade

an den spannendsten Stellen. Im Bücherschatz des Pastorats fand sich Nichts vor, was für uns Interesse gehabt hätte, als ein altes Schauspiel „Friedrich mit der gebissenen Wange." Die Ritter, die darin agirten, schienen uns nachahmungswerthe Vorbilder zu sein und wir benannten einige erratische Blöcke, die im Pastorats-Koppel lagen, nachdem wir sie in Besitz genommen hatten, mit den Namen ihrer Burgen. Als nun gar Diedrich Sonntags zu Hause den „Zauberring" gelesen und uns daraus Einiges wiedererzählt hatte, erwachte der romantische Sinn mit großer Gewalt in uns und wir verbrachten unsere freie Zeit sehr nützlich, indem wir uns alle nur erdenkliche Rittergewaffen aus Hofpenstangen und anderem Holzwerk schmiedeten und Helme und Brustharnische verfertigten. Da wir weder Pappe noch sonst irgend ein dazu passendes Geräth besaßen, muß unsere Erfindungsgabe gewiß bewundert werden, denn aus alten Schulheften und ungekochtem Mehlkleister brachten wir Alles zu Stande, aber ich kann wohl versichern, daß so ein Helm, wenn das Visir geschlossen war, sehr unangenehm säuerlich roch, und doch vermochte ich es über mich, die 5 Werst bis Kurküll in dieser schauderhaften Vermummung zu marschiren. Mein Freund Emil hatte auch im alten Geröll eine abgedankte Wurstspritze gefunden, die ihm als Hifthorn diente und ich beneidete ihn nicht wenig um diesen Schatz, dem er schauderhafte Töne entlockte, bis ich einmal ein altes Ziegenhorn fand und mir daraus auch ein Hifthorn bereitete. So ausgerüstet zogen wir aus auf die Sau-Jagd, denn es begab sich mitunter, daß die Dorf-Schweine in den Pastorats-Heuschlag sich verirrten und da mit ihren Rüsseln Schaden anrichteten. Diese Thiere waren uns als Jagdvergnügen preisgegeben und wir peinigten sie nicht schlecht. Wir hatten einen Verbündeten, ohne den wir wohl kaum jemals ein Schwein festgekriegt hätten. Es war der Hofhund Mufti, der, da er keinen Helm mit Visir vorhatte, ungehindert und

schneller als wir laufen konnte und immer schon lange vor unserem Eintreffen auf dem Kampfplatz ein Schwein bei einem Ohr oder auch dem Pirzel zauste. Daß das aber den armen Thieren gar nicht sanft that, konnte man aus ihrem Jammergeschrei entnehmen. Wir aber hatten durchaus kein Mitleid, sondern eilten athemlos herbei und freuten uns nicht wenig, wenn es uns gelang, mit unseren schweren Hopfen-Stangen noch einen kleinen Zirkonflex zu appliziren. Das gelang aber selten, wir sahen so schreckerregend aus, daß das jagdbare Wild stets vor unserer Ankunft, bei unserem bloßen Anblick, sich entsetzt losriß mit Hinterlassung eines Stückchen Schwanzes. Auch darüber hatten wir nie Gewissensbisse. Knaben, auch die weichmüthigsten, sind eben grausam. Kleine Mädchen z. B. würden wohl nie im Gekreische eines geplagten Schweines angenehme Musik hören, alte Tanten schon eher, wenigstens erzählt Dickens im „David Kopperfield" von einer alten Tante, die lebhafte Freude an Esels-Jagden hatte. Der Esel freilich ist ein geduldiges Thier und schreit nie, wenn er gedrangsalt wird, sondern nur, wenn er innerlich recht behagliche Empfindungen hegt. Daß wir aber nicht nur gegen Schweine, sondern auch unter uns grausam sein konnten, will ich doch auch gleich erzählen. Ich hatte Diedrich Pahlen erzählt, daß ich Inhaber eines großen Geheimnisses sei und es war mir gelungen, ihn sehr neugierig zu machen, ich gab aber mein Geheimniß nicht anders preis, als wenn er vorher seine rechte Hand „Nichts! Nichts!" gegeben hatte. Das war eine bindende Zauber-Formel, über welche wir übereingekommen waren. Wer die rechte Hand „Nichts! Nichts!" gegeben hatte, durfte das Anvertraute auf keine Weise verrathen, nicht einmal in den Ofen durfte er es flüstern, er durfte sich auch nicht rächen, kurzum, er war moralisch an Händen und Füßen gefesselt und wehe dem, der diesen heiligen Schwur gebrochen hätte, wir hätten ihn als ein ganz ehrloses Subjekt betrachtet und jeden Umgang mit ihm abgebrochen.

Auch ist es, meines Wissens, nie vorgekommen. Nachdem Diedrich nun diesen Bürgschaft gewährenden Schwur geleistet hatte, nahm ich ihn geheimnißvoll bei Seite und erzählte ihm: „In Bertuch's Bilderbuch habe ich einen Affen gefunden, der sieht gerade aus wie Dein Vater." Ich hatte wohlgethan, mich durch die erwähnte Formel zu sichern, denn Diedrich war ein paar Jahre älter und viel stärker als ich und ich hätte wohlverdiente Prügel gekriegt, wenn er gedurft hätte. So ging ich, voll heimlicher Schadenfreude, ungezaust von dannen.

Der Koppel, welcher unser Haupt-Spielplatz war, hatte eine merkwürdige Eigenschaft. Im Frühling nämlich, wenn schon alles Schneewasser sich verzogen hatte, verwandelte er sich plötzlich in einen wogenden Landsee, dessen Wellen mehrere Wochen lang den kleinen Heuschlag überflutheten und dann wieder verschwanden, wie sie gekommen waren. Es war eine Natur-Erscheinung, die an die Nil-Ueberschwemmungen im berühmten Delta erinnerte und deren Ursache ich niemals habe erklären können. So lange diese Ueberschwemmung andauerte, bezogen sich unsere sämmtlichen Spiele aufs Wasser. Schiffe wurden gebaut, ziemlich künstlich aus gespleißtem Tannenholz, und wir übten uns fleißig im Lutso-Werfen, wobei ein flacher Stein so geschleudert werden muß, daß er möglichst oft auf der Oberfläche des Wassers recouchettirt. Auch gebadet haben wir in diesem Frühlingswasser schon im April, ohne daß es uns geschadet hätte. Aus Pielbeerholz wußten wir uns schöne Flitzbogen zu bereiten und erlangten eine ziemliche Gewandtheit im Treffen, versuchten uns auch an der schwierigen Aufgabe, Schwalben im Fluge mit dem Pfeil herunterzuholen, aber da blieb es immer bei dem Resultat: „Beinahe getroffen!" Diedrich verließ unsere Schule nach ein paar Jahren und trat in die Domschule ein, und das war eigentlich eine Wohlthat, denn wenn drei Knaben zusammen spielen sollen, so halten doch immer nur zwei zusammen und der dritte ist zur Ungeselligkeit

verurtheilt und wird dann feindlich. Nun waren wir nur zu Zweien und es ging in der Regel gut.

An Sommerabenden pflegte der Pastor mit allen Kindern weite Spaziergänge zu machen, die mir immer sehr interessant waren. Dabei wurde auch wohl botanisirt und wir lernten Namen und Eigenschaften der einheimischen Flora so nebenher etwas kennen; oder in sternhellen Herbst-Nächten führte uns der liebe Lehrer ins Freie und machte uns mit den wichtigsten Sternbildern bekannt. Auch hatten wir beiden Schüler bereits unseren künftigen Lebensweg ins Auge gefaßt. Emil wollte werden, was sein Vater war, ein tüchtiger Landprediger, ich hatte den Ehrgeiz, Mediziner werden zu wollen. So schrieb ich mir denn schon fleißig Rezepte aus. Meine alte Großmutter dokterte fleißig, wozu man auf dem Lande, wo Aerzte schwer zu beschaffen waren, mehr oder weniger genöthigt war, denn man konnte doch die armen Bauern nicht so ohne Weiteres hinsterben lassen, ohne vorher etwas an ihnen gequacksalbert zu haben. So hatte die würdige, alte Frau sich im Verlauf ihres langen Lebens ein dickes Buch mit allerhand medizinischem Rath vollgeschrieben, worin freilich manche wunderliche Sachen vorkamen. Z. B. „gegen kranke Augen". Da wurde eine bedenkliche Salbe bereitet aus Honig und allerhand anderen Ingredientien, „und wenn diese Latwerge fertig ist," hieß es weiter, „nehme man sie und klebe sich getrost die Augen zu." Dieses Rezept schrieb ich mir nicht ab, denn ich war selbst augenleidend und hätte nicht Lust gehabt, es an mir zu erproben. Auch den Ekel suchte ich bei mir zu unterdrücken, denn das hatte man mir immer gesagt, Ekel dürfe ein Doktor nicht haben, er müsse nothwendigerweise ein Schwein sein. So fing ich mir denn Mäuse und Maulwürfe, zog ihnen das Fell ab und studirte Maulwurfs-Anatomie. Hierbei fällt mir doch eine gelungene Heilung, die meiner Großmutter geglückt war, ein und ich will sie erzählen. Ein Hofs-Diener war erkrankt

und sie hatte ihn schon einige Zeit ohne Erfolg behandelt. Da traf es sich, daß ein Arzt zum Besuch kam, und sie führte ihn zum Patienten. Der Arzt beprüfte ihn und verordnete ein Lavement. Das ließ nun meine Großmutter nach allen Regeln bereiten. Das dazu benöthigte Instrument aber existirte damals nicht, man bediente sich zu dem Zweck einer Schweinsblase, in deren Mündung ein Pfeifen-Mundstück gebunden wurde. Durch Drücken mit den Händen wurde dann der Inhalt, den der Patient in sich aufnehmen sollte, entleert. Am anderen Morgen begab sich die gute Frau nun zum Kranken, um sich zu erkundigen, wie ihm die Prozedur bekommen sei und fand ihn als vollständigen Reconvalescenten, voll inniger Dankbarkeit. Er hatte das Lavement ausgetrunken und sich die nasse Blase wie eine Schlafhaube über den Kopf gezogen.

Eine alte Tante wußte wieder einen kleinen Bauerjungen, der an einem Nabelbruch litt; sie führte also auch einen jungen Doktor, dessen sie habhaft geworden war, zu ihm, hob dem Jungen das Hemdchen auf und wollte sagen: „Sehen Sie, Hr. Doktor, das Kind hat einen Schaden am Nabel." Dabei wurde ihr aber doch sehr genirlich und sie sagte in der Verwirrung: „Sehen Sie doch, Hr. Doktor, das Kind hat einen Schnabel."

Mein guter Emil blieb seinem Vorsatz treu und hat Jahre lang in Oberpahlen segensreich als Pastor gewirkt; als aber der böse Geist aus den Gergasener Säuen in die irregeleiteten Esten fuhr und sie massenhaft zum griechischen Kultus übertraten, nahm er einen Ruf nach Petersburg an und ist nun schon lange, als Opfer der ungesunden Luft der Hauptstadt, gestorben. Ich war weniger ausdauernd und gab meine medizinischen Pläne gerne auf und verzichtete auf das Abledern der Maulwürfe. Mein Vater glaubte ein hübsches Talent in mir zu entdecken und ich glaubte an seinen Glauben. So kam ich

denn aus der Schule heraus und setzte mich neben meinen Vater, erst an den Zeichentisch, aber recht bald auch an die Staffelei. Ich war 16 Jahre alt und muß wohl gestehen, daß ich noch gräulich unwissend war, hatte aber doch soviel gelernt, daß es mir möglich wurde, mir in späterer Zeit durch Selbst-Studium weiterzuhelfen, oder wenigstens die großen Lücken meines Wissens geschickt zu verbergen.

Somit war ich wieder in Kurkül bei Eltern und Geschwistern und eine schöne Zukunft lag vor mir. Ich sollte ja, wenn ich erst die Technik in der Kunst einigermaßen überwunden hatte, reisen. Ich durfte hoffen, einen schönen Theil der Welt kennen zu lernen und sollte sehen, was die größten Künstler auf Erden geschaffen hatten. Der Himmel hing mir natürlich voll Geigen. Mit Jakobi wurde die Sache freilich nicht plötzlich abgebrochen, sondern ganz allmählich. Ein paar Mal in der Woche begab ich mich noch hin, um eine Privatstunde zu nehmen; auch besuchte mich mein Freund Emil von Zeit zu Zeit und erfuhr die ansteckende Kraft, die die Kunst ausübt. Auch in ihn fuhr die Lust am Zeichnen und er übte sich fleißig und hat im späteren Leben viel Genuß dadurch gehabt. Der Personalbestand in Kurkül hatte sich aber gewaltig geändert. Die Onkel hatten einen Austausch ihrer Erbgüter unternommen. Onkel Heinrich, der von ängstlicher Gemüthsart war und immer fürchtete banquerott zu werden, wenn sein Gut nicht ganz schuldenfrei war, tauschte es gegen das kleinere Meyris aus, was ihm den angenehmen Zustand der Schuldenfreiheit ermöglichte; Onkel Peter übernahm das schöne Kurkül und Onkel Karl, der das großväterliche Alt-Harm leider verkauft hatte, zog nach Neu-Harm. Onkel Radingh hatte dieses Arrangement besorgt und sorgte nun weiter, indem er in Kurkül so eine Art Phalanstère gründete. Drei Familien nämlich zogen dort einig zusammen und zahlten der vierten Familie Kostgeld. Es war gewiß ein theoretisch ganz hübscher

Gedanke, aber in der Praxis wollte er sich nicht bewähren; ich würde daher anderen Familien nicht rathen, diesen Versuch zu kopiren. Dies Zusammenleben dauerte ein paar Jahre und wurde dann von allen Betheiligten mit Vergnügen aufgegeben, denn die verschiedenen Familien-Häupter litten zu sehr. Es klingt lächerlich, aber es ist nur zu wahr. Eine so ideal angelegte Familie, wie die, die sich in Kurküll versammelt hatte, wurde rein auseinandergetrieben, weil das Essen nicht schmeckte und es scheint, daß da, wo eigene Kinder vorhanden sind, auch ein eigener Herd nothwendig ist. Zwar hatten meine Eltern, seit sie Saratow verlassen hatten, nicht in eigener Küche gekocht, aber solange Tante Anna die Wirthschaft führte, war man immer zufrieden gewesen. Zwar war das Essen mitunter auch recht schlecht, aber die gute, freundliche Tante hatte immer mit gutem Appetit mitgegessen und wenn man auch die Speisung nicht immer loben konnte, so wollte man eben nicht tadeln. Nun aber hatte sich die Sache geändert. Es war eine Pensions-Wirthschaft geworden, das Pensions-Geld war so berechnet, daß man Gutes dafür leisten konnte und mußte noch übrig bleiben. Wenn man zu bemerken glaubte, daß die Wirthschaft sich auf Kosten der Allgemeinheit zu sehr bereichern wollte, fühlte man sich verstimmt; dazu kamen Gerüchte von ungesunden Nahrungsmitteln, welche zum Haushalt angeschafft worden seien, kurzum, die Gesellschaft, die sich so freudig vereinigt hatte, fing an stark in ihren Fugen zu knacksen. Dazu kam der Umstand, daß meine Tante Betsy, die die Wirthschaft führte, das schlechte Essen, welches aufgetragen wurde, nicht fröhlich mitvertilgte, sondern immer kleine Separat-Schüsselchen zum eigenen Gebrauch hatte, etwa ein gebratenes Rebhuhn, das sie ganz niedlich „Tibbo-Fuß" nannte, oder irgend einen anderen Leckerbissen verzehrte. Diese Sonderstellung wurde ihr gar nicht gegönnt und wir junges Volk stießen natürlich mit den Großen beherzt in die Lärmtrompete. Aber für männliche

wie weibliche Backfische hatte denn doch das Zusammenleben so Vieler große Reize. Zwar muß ich bekennen, daß ich oft genug hungrig vom Tisch aufgestanden bin, aber ich blieb es eben nicht. In solchen Fällen, wenn meine liebe Mutter annehmen konnte, daß der Appetit ihrer Kinder nicht hinlänglich gestillt worden sei, schaffte sie nach Tische Rath. Sie hatte sich einen Vorrath frischer Hühner-Eier angeschafft und damit wurden alle Lücken, die im Magen ihrer Nachkommen unberücksichtigt geblieben waren, gestopft. Häufig kam auch dieser oder jener von den Erwachsenen, der auch noch ein heimlich Zehren im Magen verspürte und erbat sich einen Theil am nachträglichen Mahle, am häufigsten Onkel Peter, der als Hausherr eigentlich die Pflicht hatte, dafür zu sorgen, daß seine Tischgenossen nicht zu hungern brauchten. Er bekam auch unweigerlich seinen Theil, denn man nahm an, daß er auch hungrig sei. Aber, wie gesagt, ich konnte es gerne aushalten, denn mit diesem Zusammenleben so vieler Familien war doch manches Angenehme verknüpft. Wir saßen täglich in einer Gesellschaft von über 30 Personen bei Tische, unter diesen Tischgenossen nicht weniger als vier Gouvernanten und unter letzteren ein bildhübsches 16jähriges Mädchen, mit langen, braunen Locken, und mein Umgang mit diesem Kinde gestaltete sich gar lieblich. Man störte uns auch keineswegs in der Gemeinsamkeit unserer Interessen. Stroh und Feuer waren da wohl zusammengebracht, aber man schien sich damit zufrieden zu geben, daß das Stroh noch sehr grün und frisch und das Feuer sich seiner Brennkraft noch nicht bewußt war. Sie wurde von mir ganz wie eine Schwester behandelt, denn das sah ich ein, heirathen konnte ich sie nicht. Das wäre ja ein lächerlicher Gedanke gewesen. So ritten, liefen, tanzten und jubelten wir zusammen und genossen die Gegenwart, ohne an die Zukunft Verlangen zu richten. Habe Dank, liebe Therese, für die harmlosen Freuden, die ich mit Dir und durch Dich genoß.

Lange ist diese Jugendgespielin dahin gegangen, von wannen Niemand zurückkehrt, aber die Erinnerung bleibt mir und wird immer, so oft sie sich einstellt, freudig von mir begrüßt. Es war denn doch angenehmer, mit den seidenweichen Locken dieser Jungfrau zu spielen, als mit dem Schweif des alten Wallachs; und ungesucht ergab sich denn doch manches niedliche Abenteuer. So stand eines Tages im frühen Frühling die ganze Rotte der Kinder mit ihren beaufsichtigenden Gouvernanten am Ufer eines Teichs. Der Schnee war eben abgegangen, schon hatten wir die ersten Leberblümchen, diese frühesten Frühlingsboten, gepflückt. Der Teich wimmelte von Fröschen, die mit gemüthlichem Gegurre ihren Laich absetzten, wobei sie sehr genau von uns beobachtet wurden. Die russische Bonne erlaubte sich bei dieser Gelegenheit einen allerdings etwas national angethanen Scherz, indem sie eine gute Faust voll Froschlaich der armen Therese in den Nacken gleiten ließ, was sehr unangenehm gewesen sein muß, denn ich entsinne mich nicht, früher oder später ein so verzweifeltes Geschrei gehört zu haben. Ich war also gleich bereit, als Cavalier und Ritter den Schaden zu repariren, fuhr mit der Hand unerschrocken in die Tiefe und suchte den eklichen, kalten Schlubber zu entfernen, was nicht ganz schnell ging, denn der ängstigende Qualster hatte sehr die Neigung, tiefer und immer tiefer zu rutschen. Mit einem Gefühl, als müßte ich in die Nesseln greifen, hatte ich meine Hilfeleistung begonnen, aber ich fand schließlich das Geschäft anmuthig und bedauerte ordentlich, wie ich keinen Vorwand mehr hatte, es zu verlängern. Also so sieht ein Frauenzimmer-Nacken aus? dachte ich bei mir. Ich hatte ihn mir doch nicht so reizend vorgestellt, denn ich hatte nicht nur gesehen, ich hatte auch gefühlt, wie der alte Praktikus Goethe an einer Stelle, die ich bereits in seinen Schriften entdeckt hatte, deren Verständniß mir aber nun erst aufging, singt: „Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehender Hand." Das

konnte unmöglich Menschenhaut sein, das war die Hülle einer Gottheit. Ein Rosenblatt war dagegen rauh wie Hippopotamus und die Schale eines Pfirsichs erschien im Vergleich hierzu wie Ziegenfell. Und welch' himmlisches Wonnegefühl hatte mich durchzuckt bei der Berührung. Es war wie ein elektrischer Schlag durch alle meine Glieder gefahren. In solchen Momenten versteht man Alles, was die Dichter Sonderbares gesungen und geht einher: Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein ꝛc. oder fragt sich auch: Herz mein Herz, was soll das geben? Nun, es gab eben nichts und die Wogen meiner Phantasie glätteten sich bald. Als einige Zeit darauf der berühmte Klavier-Virtuose Karl Meyer unter uns auftauchte und Alle durch sein vortreffliches Spiel entzückte und nebenbei als geschickter Taschenspieler manch amüsantes Stückchen zum Besten gab, und sich gleich heftig in mein Liebchen verliebte, war ich gar nicht eifersüchtig, sondern gönnte dem hübschen Mädchen ihre Triumphe und hätte es gar nicht ungern gesehen, wenn aus den Beiden ein Liebespaar geworden wäre. Karl Meyer konnte ja heirathen, ich aber nicht, das war klar; aber er zog seinen Kopf aus der Schlinge und hütete sich wohl, ein bindendes Wort zu sprechen. Nichtsdestoweniger ging sie mir bald verloren, denn eines Tages erschien ein wirklicher Bräutigam und holte Therese ab und ich hatte das Nachsehen. Ingrimmig, wie ich war, schleuderte ich der abrollenden Chaise meine lederne Mütze nach, daß sie klatschend an das Verdeck prasselte. Ob mein glücklicher, unter demselben hockender Nebenbuhler dieses zornige Attentat bemerkte, habe ich nie erfahren. Er erschien mir als durchaus seines Glückes unwürdig, denn er war ja nur ein junger Veterinair.

Bald darauf verwickelte mich eine andere junge Gouvernante in einen Handel, der schlimm hätte ausgehen können, wenn ich nicht so himmlisch dumm gewesen wäre, was mich hintennach recht gefreut hat. Voltaire hat einmal das große

Wort ausgesprochen: „Si jeunesse savait, et si vieillesse pouvait!“ Aber zur Sache! Die ganze Familie war ausgeflogen, ich glaube nach Poll, und die besagte Gouvernante war allein mit mir auf dem Platz geblieben, und Gouvernanten sind nicht immer ungefährlich! und die Vertrauensseligkeit meiner Eltern ist mir hintennach unverständlich gewesen, obgleich ich mir damals den Kopf darüber nicht zerbrach. Als wir nun zu Zweien an unserem frugalen Abendbrod saßen, erzählte sie mir, ein Läufling wäre eingebracht worden — damals gab es noch Läuflinge, als Nachtrag der Sklaverei. Dieser Läufling nun, berichtete sie weiter, habe schreckliche Reden geführt und von fürchterlicher Rache gesprochen und sie fürchte sich ganz entsetzlich, da sie so ganz allein am anderen Ende des Hauses schlafen müsse. Ich erbot sogleich meinen ritterlichen Schutz, hüllte mich in meinen Mantel, nahm meinen Hirschfänger unter den Arm und verfügte mich zu ihr, in ihr monddurchleuchtetes Zimmer. Sie versicherte mich ihrer tiefgefühlten Dankbarkeit und begann, ohne viel Umstände zu machen, sich ihrer, zum Schlafen entbehrlichen Hüllen zu entledigen. Ich hatte mir denn doch zu viel zugetraut, und als ich so ein Gewandstück nach dem anderen abstreifen sah und zuletzt die ganze, niedliche Gestalt im kurzen Hemdchen, mit bloßen Füßen vor mir stand, schüttelte mich ein fieberartiger Zustand. Sie aber schlüpfte gewandt unter die Decke und fiel alsbald in einen anscheinend ruhigen Schlaf. Ich aber? Nun ich war ja nicht zum Schlafen da, sondern wollte Wache halten und schützen. Ich patrouillirte daher auf Strümpfen, um sie nicht zu wecken, vor dem Bette meiner Schutzbefohlenen mit meinem kurzen Schwerte wie eine Schildwache hin und her, mit den Augen den sich in ruhigem Schlummer hebenden und senkenden Busen beobachtend. Der durch Aufregung erzeugte krankhafte Zustand nahm aber so gewaltig zu, daß ich es nicht mehr ertragen konnte. Eine heftige Uebelkeit überkam

mich und ich entschloß mich drei Stuben weiter mich hinzulegen. Mein Ritterwerk konnte ich auch dort ausführen, denn jeder Raubmörder, der zu ihr wollte, mußte meine Schlafstätte passiren. Ich wollte mich also ganz still und leise aus dem Staube machen. Als ich aber bereits in der Thür stand, richtete sich plötzlich Madame Potiphar mit der ängstlichen Frage: „wohin?" auf. Ich aber sah mich zum kränkenden Geständniß genöthigt: „Mir ist so übel geworden und ich werde mich vorne hinlegen, wo ich ja auch zu Ihrem Schutz thätig sein kann." Sie mochte einsehen, daß mit diesem dummen Jungen nichts anzufangen sei, und ließ mich verschwinden. Meine Uebelkeit war denn auch bis zum Morgen vergangen und der Kaffee schmeckte vortrefflich, aber mit keiner Silbe geschah zwischen uns Erwähnung der Nacht. Ich glaube wir schämten uns Beide.

Mit Freuden entsinne ich mich köstlicher Spaziergänge, die ich mit meinem Vater machen durfte. Er war ein gründlicher Frühaufsteher, so kam es denn vor, daß er mich schon um 4 Uhr aufweckte und wir zogen dann hinaus in den thaufrischen Morgen, und wir zogen rüstig vorwärts durch Wildniß und Wald und tauchten dann 15 Werst weit in Poll auf, konnten dort die Langschläfer aus den Federn trommeln und noch zusehen, wie der Kaffee bereitet wurde. Ach und wie schön schmeckte es dann, wenn man durch vorhergegangene Strapaze sich sein Frühstück gewürzt hatte. In Poll war ich immer gerne, denn da war ein prächtiger Bach mit einer schönen Badestelle, die fleißig von uns benutzt wurde, so oft wir hinkamen. Bei Kurküll floß wohl auch ein Bach, aber der hatte furchtbar kaltes Wasser und moddigen Grund. Nichtsdestoweniger benutzten wir auch den häufig zum Baden. Aber eine einigermaßen erträgliche Badestelle war nur in Kullinu und konnte nur erreicht werden nach einem Spaziergang von einer Werst über einen romantischen Bergrücken, der sehr hübsch

mit gemischtem Holz bestanden war. Ein sehr hoch gelegener Aussichtspunkt, auf dem drei Bänke im stumpfen Winkel zusammenstanden, während die Blicke auf einen friedlich unterhalb ruhenden See hafteten, hieß die „Drei-Heiligen-Bank." An diesem romantischen Ort hätte mich und meinen Freund Emil auf ein Haar ein nasses Unglück ereilt. Wir mochten wohl etwa 14 Jahre alt sein und machten ein und derselben Dame den Hof und Jeder wollte sich vordrängen und womöglich dem Anderen den Rang ablaufen. Die Folge davon war, daß Jeder von uns dem Anderen unerträglich vorkam und wir uns in Gegenwart unserer Schönen, nach einigen Faustthieben, bei den Köpfen kriegten und hinpurzelten. Da nun das Terrain sehr abschüssig nach dem kleinen See abfiel, geriethen wir alsbald ins Kollern, immer ein erboster Eifersüchtiger obenauf. So wären wir zweifelsohne im See angelangt, wenn nicht ein mitleidiger Ameisenhaufen uns in unserer unfreiwilligen Fahrt in die Tiefe aufgehalten hätte. Nach einiger Zeit erhoben wir uns, denn wir waren auch neben und unter den Ameisen nicht gerade beneidenswerth gebettet, und reichten uns die Versöhnungs-Hand, nachdem wir die kleinen bissigen Thierchen so gut es ging von uns abgestreift hatten. Aber von der Gouvernante, die uns so eklich aneinandergehetzt hatte und die schließlich den Kampf nicht einmal abgewartet hatte, wozu sie doch eigentlich verpflichtet gewesen wäre, denn wären wir in den See gefallen, so hätte sie uns doch trocknen können, wollten wir nichts mehr wissen. Unsere Kunigunde verlor zwei De Lorges zu gleicher Zeit. Wir sahen unsere Verirrung ein, denn weder war diese Dame hübsch, noch war sie liebenswürdig und wurde ohne Reue von uns verlassen. Dieses Abenteuer trug uns nur einige leichte Beulen ein und diverse Ameisenbisse und hätte auch nicht geschadet, wenn der Ameisenhaufen uns nicht vorm Naßwerden geschützt hätte. Anders aber verhielt es sich mit dem früher erzählten Gouvernanten-Erlebniß, wo kein rettender Ameisen-

haufen zwischen mir und möglicherweise verspäteter Reue lag und das einige Jahre später sich entwickelte. Was rettete mich da? Wenn ich die Wahrheit sagen soll, dieselbe Erfahrung, die den Oger im Märchen ganz gierig machte. Das Bewußtsein „ich wittre Menschenfleisch," so was die Esten „Inge ais" (Seelengeruch) nennen. Dieses gewitterte Menschenfleisch bemächtigte sich meiner Nase und meiner Phantasie und die Sache war gemacht und ich brauche mir keine Vorwürfe zu machen.

Was meine Kunst anlangt, so thut es mir leid, eingestehen zu müssen, daß ich lange nicht die Fortschritte machte, die man von mir erwarten konnte. Mein Vater war auch nicht der geeignete Lehrer. An Genialität gebrach es ihm gewiß nicht, aber er selbst hatte seinen Weg als Autodidakt gefunden und zweifelte nicht, daß es auch mir gelingen werde, ließ mich daher ziemlich ohne Anweisung laufen, und ich lief nicht übermäßig rasch.

In der Zeit, wo ich noch in Jakobi den Wissenschaften huldigte, erhielt mein Vater die schmerzliche Nachricht vom Tode seines Zwillingsbruders, der Professor an der Dresdener Kunst-Akademie war. Die beiden Zwillinge, die sich so ähnlich waren, daß sie häufig verwechselt wurden, waren gleichzeitig Maler geworden, hatten zu gleicher Zeit Rom besucht und ihre Ausbildung dort gefunden, hatten dann später, als ihre Kunst sie hierher in den Norden führte, zwei Schwestern geheirathet und liebten sich wohl mit einer unter Geschwistern nicht sehr oft zu beobachtenden Liebe; und nun war dieser theure Bruder von der rohen Hand eines Raubmörders gefallen. Ich entsinne mich noch sehr wohl der traurigen Erregung, in die mein armer Vater bei dieser Nachricht gerieth. Ich für meine Person hatte diesen Onkel nie mit Augen gesehen, aber ich litt mit meinem Vater und schraubte mich zu sehr thränenreichem Schmerz hinauf. Noch lange nachher benutzte ich immer die Erinnerung an Onkel Gerhard's Tod, um mein Gesicht in

etwa nothwendig werdende ehrbare oder melancholische Falten zu bringen, was für mich, meines ungemein heiteren Charakters wegen, von einiger Schwierigkeit war. Ein paar Jahre nach dem Tode dieses Onkels kam seine Familie wieder ins Land. Wohl hatten sie Alle den Vorsatz, ganz hier zu bleiben, aber es wurde ihnen nach wenigen Jahren doch zu schwer. Die Gewöhnung an ein milderes Klima und die gewohnte Lebensweise, die sie hier vermißten, trieb die Familie ins liebgewordene Dresden zurück. Nur der zweite Sohn Gerhard, mit dem ich mich sehr befreundete, obgleich er vier Jahre älter war als ich, blieb hier, studirte in Dorpat und widmete sich später der Landwirthschaft. Der älteste Sohn Wilhelm, ein in jeder Beziehung ausgezeichneter Mensch, war auch Maler. Auch eines anderen jungen Mannes muß ich noch Erwähnung thun, der mit uns heranwuchs und sich auch der Kunst widmete. Es war der junge Timoleon Neff, über den ich schon einmal in diesen Blättern Bericht erstattet habe bei Gelegenheit seiner Geburt. Er war der einzige von uns jungen Künstlern, die wir damals unter Leitung meines Vaters eine Art Akademie bildeten, dessen fernere Künstlerlaufbahn die Erwartungen seiner Jugend nicht Lügen strafte, und der im späteren Leben viel Anerkennung gefunden und mit seinem Pinsel viel Geld erworben hat. So waren wir damals in Kurküll vier Künstler in verschiedenen Stadien der Kunstentwickelung, was in Estland wohl kaum ein zweites Mal wird vorgekommen sein. Daß diese vier Künstler häufig im Nachbarsgut Kullina anzutreffen waren, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, daß dort Jungfrauen von jeglichem Alter anzutreffen waren und den Umgang mit dem schönen Geschlecht haben ja die Künstler aller Zeiten gern gehabt. Wir kullerten da vernehmlich wie die Birkhähne im Frühling. Auch in der Lesedow'schen Familie war allerhand recht Merkwürdiges vorgefallen und ich will versuchen, eine Episode zu schildern, die ich wohl nicht miterlebt

habe, die mir aber von den Betheiligten erzählt wurde. Der Vater Lesedow hatte sich, nachdem er zu einigem Wohlstande gelangt war, verheirathet und Kinder wurden ihm geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe. Er ließ also seine Schwester aus Deutschland nachkommen, als Hilfe für seine Frau. Aber diese Hilfe wollte auch nicht mehr langen, denn die Kinder brauchten Schule. Schule und Unterweisung für seine Nachkommenschaft konnte man aber damals, wenn man die Rangen nicht zu einem benachbarten Pastor ins Haus gab, welcher sie dann neben seinen eigenen Kindern unterrichtete, nur erlangen durch einen Hauslehrer, Hofmeister genannt. Heut zu Tage ist das ein ziemlich kostspieliges Vergnügen; damals hatte man es merkwürdigerweise viel wohlfeiler, aber es mag wohl auch darnach gewesen sein. So ein Hofmeister wurde eben aus Deutschland verschrieben und erhielt für seine Mühwaltung in der Familie jährlich 80 Alberts-Thaler, etwas hausgewebte Wäsche und ein Paar bocksleberne Beinkleider. Lesedow hatte sich denn auch so einen unglücklichen Kandidaten verschrieben, und er erschien auch, zog seine neuen Bocksledernen an und man war sehr zufrieden mit ihm. Er nannte sich Hr. Ratzig. Hr. Ratzig wußte sich so einzuschmeicheln, daß die Schwester des Hausherrn ihn lieb gewann und aus den Beiden wurde erst ein Liebes- und endlich auch ein Ehepaar. Man dachte durch diese neuen Bande den Hauslehrer recht fest an die Familie zu fesseln, aber es nahm ein fürchterliches Ende. An einem kalten Wintermorgen, Ratzig war bereits mit seinen Eleven am Schultisch, hörte man ferne Schlittenglocken, deren Gebimmel immer näher kam, bis endlich eine kleine Ragoschen-Kibitka vor der Hausthür hielt, aus welcher sich ganz bereift, aber racheschnaubend eine Madame Ratzig entwickelte, und es ergab sich bald, daß sie ältere Rechte, als Lesedow's Schwester an den Hofmeister hatte. Während die beiden Madamen Ratzig sich nicht mit den freundlichsten Blicken betrachteten, entstand

im ganzen Hause ein entrüstetes Rufen nach dem Uebelthäter. Dieser hatte nur einen flüchtigen Blick aus dem Fenster der Schulstube auf die vorfahrende Kibitka geworfen und war dann spurlos verschwunden; es scheint ihm gleich klar geworden zu sein, wer da seinen Spuren gefolgt sei. Erst spät Abends, als die Frau vom Hause vor dem Schlafengehen noch einen Ort besuchte, an den selbst der Kaiser keinen Stellvertreter entsenden kann, fiel ihr, sobald sie die geheimnißvolle Thür geöffnet hatte, Hr. Ratzig mit durchschnittener Kehle entgegen, in der Hand noch das blutige Rasirmesser. Man sagt wohl: „doppelt reißt nicht," aber hier riß es doch.

Ich war nun allmählich 16 Jahre alt geworden und bereits Kunstjünger, aber einen eigentlichen Religions-Unterricht hatte ich nie gehabt. Unsere liebe Mutter hielt wohl täglich Hausandachten mit ihren Kindern, indem sie uns ein Kapitel aus der Bibel vorlas und uns anhielt, ein paar Verse von einem guten Choral zu singen. Da wir Alle Gehör und etwas musikalische Begabung hatten, kriegten wir den Choral recht gut vielstimmig heraus und hatten allesammt Freude an diesen kleinen Gottesdiensten. Aber ein gewisses System in der Religion fehlte mir, obgleich ich im Hause eines Predigers erzogen wurde; sogar der Katechismus, den ich doch schon als kleines Kind gelernt hatte, war meinem Gedächtniß bis aufs „Vater unser" wieder entschwunden und letzteres hatte ich auch wohl nur aus Trägheit zum wirklichen Gebet behalten, denn wenn meine Seele nicht gerade in großen Nöthen steckte, ließ ich mir daran genügen, Abends im Bett dem lieben Gott diese seine eigenen schönen Worte nachzusprechen. Nun sollte ich in die Lehre gehen. Es war wohl eine schöne Zeit, an die ich noch immer mit Freuden zurückdenke. Mit mir zugleich nahm mein alter Schulkamerad, des Pastors Sohn Emil, an diesem Lehrunterricht theil. Viel Neues sagte uns unser lieber Lehrer eben nicht. So wenig wir bis dahin mit Religion geplagt

worden waren, so hatten wir denn doch mit dem Leben zugleich manches vom Christenthum erschnappt. Mein guter Pastor war übrigens damals reiner Rationalist. Später hat sich das freilich bei ihm anders gestaltet, denn er mußte durch eine harte Schule und erlebte in seiner Ehe vielen Jammer. Dieser rationalistische Standpunkt bewahrte seinen Religions-Unterricht vor allen orthodoxen Verirrungen und dafür bin ich ihm noch jetzt dankbar. Aller konfessionelle Hader ist doch nur immer dummes Menschenwerk und die wirkliche Kirche Christi hat ihre Mitglieder in allen Konfessionen stecken. Das Liebste am Religions-Unterricht waren mir des guten Pastors freie Gebete, mit denen er seine Lektionen begann und die mitunter recht rührend waren, wie das überhaupt ein Merkmal dieser religiösen Richtung ist, daß sie den Zuhörern gern und fleißig die Thränendrüsen quetscht und merkwürdigerweise hat so eine fleischliche Rührung ihr Angenehmes und man giebt sich ihr gern hin. Warum mein lieber Religions-Lehrer die Existenz der Engel fest glaubte und die Nothwendigkeit ihres Daseins auf alle mögliche Weise deducirte, während er den Teufel ins Mittelalter und unter die Ammen-Märchen verwies, habe ich mir niemals recht klar machen können. Es müssen rein ästhetische Gründe gewesen sein, denn allerdings erscheint ein Engel lieblicher als der Teufel, bei dem man sich schwer von mittelalterlichen Gedanken des Schwanzes und Pferdefußes frei machen kann. Aber muß man bei den Engeln nicht auch ihre Flügel darangeben, denn sie stehen ja an Orten des Körpers, die eine Bewegung gar nicht ermöglichen. Darin war schon der Cherub der alten Israeliten praktischer ausgedacht, denn bei dem ersetzten die Flügel die Arme und so konnte man sich doch das Fliegen eher denken. Beim christlichen Engel muß ein Denker ebenso besorgt werden um den Flügelschlag, wie beim Teufel ums Schwanzwedeln. Ich denke daher: Wenn man sie nicht beiderseits kann über Bord werfen, so lasse man sie immerhin

Beide nebeneinander bestehen. Meine gute Tante Lilla, die Wittwe von Gerhard v. Kügelgen, war so fest von der Existenz der Engel überzeugt, daß sie mir einmal in allem Ernst erzählt hat, daß auf einem Diner, welches sie als junges Mädchen beim Gouverneur von Estland mitmachen mußte, ein wirklicher Engel an ihrer Seite gesessen und mitgetafelt habe, natürlich ohne Flügel, aber dafür nach damaliger Sitte mit einem Zopf, und als besonderes Kennzeichen dieses Engels, der ihr später im Leben nie wieder begegnet ist, gab sie an, daß er an einer Hand nur vier Finger gehabt habe, was mir nun gar nicht engelhaft vorkam. Aber sie hielt auch etwas auf den Teufel, und ich meine, jeder Mensch, der sich selbst etwas beobachtet hat, wird an diesem alten Racker nicht zweifeln, wenn er ihm auch andere Namen beilegt, als z. B.: das böse Prinzip, oder die verderbte eigene Natur, und wie die übrigen Titel des Bösewichts sonst heißen.

Nun Alles geht auf dieser Erde zu Ende, sowohl Gutes wie Böses, so war es auch mit unserer Lehrzeit und wir wurden nun zum Altar geführt und aufgenommen in die Gesellschaft der Christen, denn sonderbarer Weise ist dazu die Taufe nicht genügend. Ich erhielt, und zwar in Gesellschaft meiner lieben Eltern, zum ersten Male das Sakrament und war so in Rührung aufgelöst, daß ich eigentlich gar keine Erinnerung davon behalten habe.

Eine merkwürdige Erscheinung bei den Esten ist, daß sie als Backfische oft sehr tugendhaft und ordentlich sind und daß offenbar der Teufel nach Absolvirung der Lehrzeit in sie fährt und sie dann zu allen Schandthaten bereit sind. Ich habe diesen Satz mit einem sehr tüchtigen Landgeistlichen besprochen. Er gab mir vollkommen Recht, wünschte aber nicht, daß man den Grund davon in der Lehre suche, sondern in der Lebensperiode, in welche die Lehrzeit fällt und in welcher sich alle möglichen, bis dahin schlummernden fleischlichen Anwandlungen

regen. Ich glaube, der liebe Mann hatte Recht, denn die meisten Menschen werden sich wohl nach dieser fromm durchlebten Zeit auch ernstlicher Anfechtungen entsinnen, die man doch nicht blos auf Reaktion schieben kann. Fuhr doch der Teufel auch in des Judas Herz gleich nach dem ersten Abendmahl, welches ihm doch der Herr selbst gereicht hatte. Wo der liebe Gott eine Kirche baut, da zimmert sich Satan gewiß ein Kapellchen dazu.

Die Geburt meines zweiten Bruders Harry habe ich in diesen Erinnerungen ganz mit Stillschweigen übergangen, weil ich in meinem Gehirn vergeblich nach einer Erinnerung an dieses Ereigniß suche. Für mich ist dieser liebe kleine Junge da, ich weiß nicht woher, aber leider wohl wohin. Er war ein Prachtexemplar von einem Kinde, gesund und kräftig, sollte aber nicht zum Manne erblühen. Er fiel eines Tages in der Stube über irgend ein auf der Diele liegendes Kinderspielzeug und gerade mit dem Rückgrat auf einen aufrecht stehenden Kinderkegel. Die Folge davon war, daß der arme Junge buckelig wurde und unter großen Qualen sein junges Leben lassen mußte. Als ich später meine Römerfahrt antrat, verließ ich ihn noch anscheinend gesund, als ich heimkehrte, war seine Spur auf Erden bereits verweht und ein kleiner Hügel in Ziegels-Koppel deutete die Stelle, wo er seine Ruhestatt gefunden hatte. Ich war, als er auf dieser Erde erschien, Schuljunge in Jakobi und mein Kopf steckte voller Ritterrüstungen und Saujagden.

Deutlicher ist mir im Gedächtniß geblieben die Erscheinung meiner jüngsten Schwester Nanny in unserer Familie. Sie scheint etwas voreilig aufgetreten zu sein, denn mein Vater war gar nicht zu Hause. Er war mit Lesedow's auf ihr anderes Gut Arknal gefahren, welches an der großen Straße lag und wo man den Kaiser Alexander I. beobachten wollte, der auf seiner letzten Rundreise dort passiren sollte. Wahrscheinlich

hatte meine Mutter ihn selbst irregeleitet, um ihm die Angst und Sorge zu ersparen, die ein liebender Hausvater immer empfindet, wenn seine Frau sich anschickt, seinen Hausstand zu vermehren. Ein Wochenbett ist für ein Weib dasselbe, was für den Mann der Wahlplatz oder das Schlachtfeld bedeuten. — Ich hatte fleißig gezeichnet an einem Tannenbaum und schrieb gerade unter die fertige Zeichnung meinen Namen und den 11. Juni, als die Magd ins Malzimmer kam und mir zur kleinen Schwester gratulirte. Dieser wichtige Akt war ganz still im Nebenzimmer aufgeführt worden, ohne daß ich das Geringste gemerkt hätte. Nun that mir aber der Vater doch leid, der ganz unwissend und in der Ferne war; ich entschloß mich also, mich mit der Botschaft zu ihm auf den Weg zu machen. Aber wie? Zu Fuß zu laufen, dazu hatte ich wenig Lust, um Erlaubniß bitten wollte ich auch nicht, denn das war klar, die würde man mir versagt haben. Ich machte mich immerhin auf den Weg in den Stall. Dabei mußte ich aber bei meinem Onkel Heinrich vorbei, der am Fenster saß und mit ganz zerstreutem Gesicht die „Petersburger Zeitung" las. Ich sah es ihm ordentlich an, daß er gar nicht faßte, was er las und vielleicht an ganz andere Dinge dachte. Er litt sehr an Zerstreutheit — das war mir bekannt. Ich lavirte ihm einige Zeit vor der Nase herum, ging dann getrost in den Stall, sattelte mir sein Reitpferd und fort ging es im schlanken Trabe, daß ich noch zeitig mit meiner Botschaft beim Vater ankam. Am anderen Morgen gönnte ich mir aber auch nicht, den Kaiser abzuwarten, sondern machte mich frühzeitig auf wieder nach Hause, wo mich, wie ich wohl ahnte, ein Gericht erwartete, meiner selbstständigen Handlungsweise halben. Später hat es mir oft leid gethan, daß ich nicht etwas länger blieb. Die Sünde, auf unerlaubtem Pferde geritten zu sein, war doch einmal begangen und ich hätte doch eine persönliche Erinnerung an den geliebten Monarchen gehabt, die mir nun

fehlt. Nun, ich kam unversehrt in Kurküll an und fand die liebe Mutter und das Kindlein so wohl, als man nur erwarten konnte. Sie hatte meine Abwesenheit gar nicht erfahren; aber Onkel und Tanten fielen ergrimmt über mich her und ich griff leider zur Lüge, indem ich Alles auf meinen zerstreuten Onkel schob, von dem ich behauptete Erlaubniß gebeten zu haben. Ich erinnerte ihn an die Zeitung und den Platz, auf welchem er sie gelesen hatte und der Gute, im Bewußtsein seiner Schwäche, glaubte mir. Es hat mich nachträglich wohl amüsirt, war aber doch schade, daß dies Spiel mit der Wahrheit mir so ungerügt hinging. Ist uns einmal eine Lüge geglaubt worden, so muß man später doppelt scharf mit sich kämpfen, um nicht der Unwahrheit zu verfallen. Die Lüge, wie alle Sünde, hat ihre Süßigkeit.

Nun kam aber auch die Zeit der Auflösung der Kurküllschen Gesellschaft immer näher. Die Phalanstère hatte sich durchaus nicht bewährt, das Essen wurde immer ungenießbarer und man entschloß sich allgemein zur Trennung und jede der vereinigten Familien freute sich darauf, nun in Zukunft ihren eigenen Brei zu essen. Das Signal zum Aufbruch hatte meine gute alte Großmutter gegeben, die eines Tages ganz still nach Poll fuhr und nimmer wiederkehrte. Da wir ja eigentlich ihre Pensionaire gewesen waren, so fiel auch für die Familie Kügelgen jeder Grund weg länger auszuharren und meine Eltern mietheten in Reval ein Höfchen mit einem schönen Garten und wir wurden Städter. Zwölf Jahre hatten wir das Leben auf dem Lande genossen und wenn es auch mit einiger Unzufriedenheit endigte, so war es doch für uns jüngeren Familienglieder schön genug gewesen.

Aber die Jahre, die nun folgten, waren nicht weniger schön und wurden von uns doppelt genossen, weil wir das hohe Glück unserer Eltern vor Augen hatten, die sich nun wieder nach zwölf langen Jahren, in denen sie nicht das eigene Brod

gegessen hatten, im Besitz eines eigenen Heims fühlten und das eigene Nest nach Belieben ausbauen konnten. Mein Vater war durch eisernen Fleiß all seiner Schulden los geworden, konnte also, was er weiter verdiente, zur Lebensfreude oder zur Vergrößerung seines Kapitals verwenden. Er durfte sich mithin etwas Ruhe und Genuß gestatten. Zu dem Ende kaufte er bald das Grundstück, welches wir anfänglich miethweise benutzten und ergab sich ganz den Freuden der Gärtnerei, konnte Tage lang in der Erde wühlen und hatte große Freude an den schönen Blumen, die er zog, während ich in den früheren Perioden seines Lebens nie eine besondere Vorliebe zu diesen schönen Kindern des Frühlings an ihm beobachten konnte. Es scheint aber, daß der Mensch in vorgerückten Jahren, wo er fühlt, daß er bald wieder zur Erde, von der er stammt, zurückkehren muß, das Bedürfniß spürt, wieder allmählich mit der Erde in Verkehr zu treten. Bei jungen Leuten habe ich nur sehr ausnahmsweise Gartenliebhaberei beobachtet. Wir jüngeren Mitglieder der Familie genossen allerdings nicht wenig die Freuden mit, auf eigenem Grund und Boden zu leben. Alles kam uns so angehörig vor. Die Nachtigall, die im Garten schlug — es war uns, als singe sie expreß für uns, ja sogar ein Kuckuk schien uns vom Lande gefolgt zu sein. Im Herbst gewährte der schöne, terassenförmig nach Süden abfallende Garten auch materielle, in der Jugend durchaus nicht zu verachtende Freuden und prachtvolles Obst, Aepfel, Birnen und Pflaumen lockten uns häufig noch vor dem Kaffee in den Garten, wo im thauigen Grase der Obstabfall der Nacht aufgelesen und ein reichliches Vorfrühstück gehalten wurde. Ich bin ja später in die besten Obstgegenden Europas gekommen, aber nie haben mir Früchte wieder den Wohlgeschmack gewährt, wie dieses in früher Morgenstunde genossene, auf dem elterlichen Boden gewachsene Obst.

Meine Schwester Sonny, die schon als Kind das Schöne

gut mit dem Nützlichen zu verbinden verstand, pflückte jeden Morgen einen großen Korb voll Blumen, band geschmackvolle Sträußchen daraus und schickte sie mit einem Knaben auf den Markt. Die Blumen fanden willige Käufer und als der Winter herannahte, konnte sie dem Vater für den Erlös einen bequemen Hausrock anschaffen. Ich kann mir denken, wie angenehm dieses Kleidungsstück den guten Vater gewärmt hat. Diese Schwester hieß nicht umsonst Sophie, denn Weisheit schien ihr angeboren und selten konnte man nach Außen die verzehrende Gluth natürlicher Leidenschaft hervorlodern sehen, die doch in ihr steckte, aber stets unter Druck gehalten.

Mit dem Höfchen hatte mein Vater auch einen Hofhund und seine Hundehütte in den Kauf erhalten. Es war ein altes scheußliches, zottiges Thier, welches besonders unangenehme Eigenschaften offenbarte, denn einmal hatte er übelriechende Eiterbeulen am Hintertheil und dann legte er seine Verachtung vor den neuen Besitzern des Höfchens zu augenfällig an den Tag, indem er sich Nachts ins Haus zu stehlen verstand und immer im Saal ein Monument zu setzen pflegte, welches Niemand dort zu sehen wünschte, am wenigsten die Magd, die diese Zeichen hündischer Gebrechen fortschaffen mußte. Mein Vater, als oberster Richter unseres Gaues, sprach also das Todesurtheil über den alten Ekel aus und ich wurde mit der Ausführung dieses vehmrichterlichen Spruchs beauftragt. Nun muß ich wohl bekennen, daß ich mit Vergnügen dem Schießen obgelegen hatte, auf Waldschnepfen und anderes Wild unzählige Pudel abgegeben hatte, ja sogar einmal einen fremden Hund, den ich in Kurküll vom Hofe verscheuchen wollte, mit einer Ladung Salz von ohngefähr ermordet hatte, aber das war ja, weil gegen meinen Willen, nur Tödtung gewesen. Jetzt sollte es ein ganz bewußter, kaltblütiger Mord sein und noch dazu an einem Wesen, mit dem ich auf ganz erträglich gutem Fuß stand. Das widerstand denn doch meiner Natur.

Meine Flinte gab ich zu diesem Zweck her, lud sie daher mit Rehposten und überantwortete sie dem Hausknecht mit dem Auftrag, die Exekution an dem zu Pulver und Blei begnadigten Axur zu vollziehen. Der Delinquent mit seinem Henker und dem Mordgewehr zogen nun ganz friedlich auf den Richtplatz ab, zu welchem eine entfernte Wiese ausersehen war. Nach einer halben Stunde erschien der Knecht, übergab mir das abgeschossene Gewehr und rapportirte: „Es ist vollbracht", sah aber dabei aus, als verschlucke er den Reim: „Und hat mir viel Plaisir gemacht." Und abermals nach einer halben Stunde kam mein Bruder Karlo ganz aufgeregt zu mir und erzählte: Axur ist wieder da und liegt ganz blutig bei seiner Hundehütte. Ich lud also schnell das Gewehr wieder frisch und machte mich hinzu, um die Qualen des armen Thieres zu enden und war recht böse über den Knecht, der so ungeschickt seinen Auftrag ausgerichtet hatte. Ich hielt dem armen Verurtheilten den Lauf direkt an den Kopf, aber ich war schrecklich aufgeregt. Der Schuß ging los, aber das Thier schien ewig leben zu wollen, denn auf den Knall erschallte nur ein herzzerschneidendes Zetergeheul. In Verzweiflung schlug ich nun mit dem Kolben der Flinte auf den heulenden Kopf, aber der heulte weiter und die Flinte zerbrach, wie eine holländische Thonpfeife. Da riß ich eine Planke aus dem Zaune und schlug darauf los, um nur den anklagenden Ton verstummen zu machen, aber ich mußte die wuchtigen Hiebe wohl zwanzig Mal wiederholen, bis es stille wurde. Dann setzte ich mich neben den Kadaver und weinte bitterlich, wie ein kleiner Junge, und ich kann noch jetzt die Geschichte nie erzählen, ohne ein heimliches Rühren zu verspüren. Die Hundehütte sollte übrigens nicht lange unbewohnt bleiben. Auf einem Spaziergange begegnete mir ein Kerl mit einem jungen Fuchs, der mir sehr in die Augen stach und ich erstand ihn und brachte ihn voll Freuden nach Hause, und die Eltern, die meine Thierliebhaberei kannten, erlaubten

mir, ihn zu behalten, wenn ich ihn draußen halten wollte und nicht in der Stube, wie ich das sonst mit jungen Hasen und Schweinigeln zu thun gewohnt gewesen war. Reinicke, wie das Thier fortan genannt wurde, kam nun bei der Hundehütte an die Kette. Er wohnte aber nicht gerne in diesem verlassenen Zwinger, sondern grub sich darunter eine Höhle, darin gefiel es ihm besser. Viel Zeit habe ich mit diesem Gespielen vertrödelt. Ich machte ihn zahm, so zahm, daß er mir Fleischstückchen ganz vorsichtig aus dem Munde fraß und mich häufig auf Spaziergängen begleitete. Aber eines schönen Morgens war der Undankbare verschwunden und ward nie wieder gesehen. Doch es schien, als sollten sich die Freuden in meiner Jugend nur so ablösen. Alsbald wenn eine Abschied nahm, stellte sich eine andere, wie gerufen, von selbst ein. Der alte General Berg, Kommandant von Reval, besaß ein schönes Reitpferd, eine englisirte mecklenburgische Stute, ganz fein eingeritten und ich, ja ich besaß das Andere, was dazu gehörte, eine Reitpeitsche, Sporen und ungeheure Lust zum Reiten. Da ergab es sich, daß der alte würdige General ins Ausland reiste und mir für die Zeit seiner Abwesenheit sein Reitpferd zur Disposition stellte, wenn ich es zu füttern versprach. Meine liebe Mutter, die gleich bereit war, mir zu erlaubten Freuden zu verhelfen, gab gern ihre Einwilligung und ich hatte einen ganzen Sommer lang die Freude, jeden Abend, wenn meine Arbeit gethan war, einen Spazierritt zu machen. Wer selbst jung war und das Glück hatte, über ein Pferd verfügen zu können, wird meinen Genuß verstehen und dabei muß immer noch hervorgehoben werden, daß zwischen Pferd und Pferd fast ein ebenso großer Unterschied ist, als zwischen Mädchen und Mädchen.

Nun, der Fuchs war fort und das Reitpferd wurde endlich auch dem rückkehrenden Besitzer wieder zugeführt und ich fühlte im Herzen ein eigenthümliches vacuum. Ich war ziemlich lange nicht verliebt gewesen. Das war ja unnatürlich. Aber

bald führte mich mein Schicksal wieder mit einer Familie zusammen, mit der ich schon auf dem Lande in Berührung gewesen war. Herr von Rossillon war der Milchbruder der Kaiserin Elisabeth und war mit ihr ins Land gekommen, als sie dem Kaiser Alexander I. angetraut wurde. Seine kaiserliche Milchschwester hatte ihm ein hübsches Gut in Estland geschenkt und er verheirathete sich mit einem Frl. Toll aus Ruil. Das Gut ging bald in der Ungunst der damaligen Verhältnisse verloren und so wohnte die Familie eine Zeit lang beim alten Toll in Ruil, in der Nachbarschaft von Kurküll, so daß ich öfter Gelegenheit hatte, mit ihr zusammenzutreffen. Drei Töchter waren dieser Ehe entsprossen, eine immer schöner als die andere und alle gleichmäßig liebenswürdig, sowie auch schon die Eltern ganz ausgezeichnete Persönlichkeiten waren, die auch allgemeine Liebe bei Groß und Klein genossen. Zwei Töchter waren älter als ich, aber die jüngste, Lisinka, war mit mir ganz am selben Tage, dem 6. Januar 1810, geboren, welcher Umstand schon einen gewissen Fingerzeig für ein günstiges Verhältniß gab. Auf dem Lande hatte ich mir freilich nicht viel aus ihr gemacht. Sie war eben ein Backfisch und ich in den richtigen Flegeljahren. Wir kollerten zusammen im Heu und schlugen gemeinschaftlich Kuckerbälle und es wäre schwer gewesen, zu bestimmen, wem von uns die besseren gelangen.

Noch bevor meine Eltern mit uns Kindern vom Lande nach Reval übersiedelten, hatte Hr. v. Rossillon dasselbe gethan und war Regierungsrath unter dem Gouverneur Budberg geworden. Da sah ich nun Lisinka wieder. Ich ein werdender Jüngling und sie eine voll aufgeblühte Mädchen-Rose, und jetzt freilich wurde ich schon aufmerksamer auf sie. Sie behandelte mich als Kindheitsgespielen sehr freundlich, auch die Eltern, den meinigen von jeher zugethan, warfen mir keine Knüttel an die Schienbeine; so kam es, daß ich fast täglicher Besucher dieses liebenswürdigen Hauses wurde und meiner An-

gebeteten recht oft in die Augen zu sehen Gelegenheit hatte; kein Wunder, wenn ich das schließlich zu tief that. So konnte ich ihr lange gegenübersitzen und mich von ihr unterhalten lassen, empfand dabei ungeheuer viel und verstand als rechter dummer Junge davon bitterwenig zu äußern. Ueberhaupt habe ich gemerkt, daß man sich von seinen Gefühlen erst Rechenschaft geben kann, wenn man sie nicht mehr hat und wenn sie uns erst durch die Erinnerung verklärt wieder vor's geistige Auge zurückgerufen werden, gleichsam als Camera obscura-Bild. Die Geselligkeit war damals nicht so kostspielig wie heut zu Tage. Diese Abende bei Rossillon's machten Niemand banquerott. Es wurde nichts gereicht, als eine Tasse dünnen Thees und einige dünngestrichene, doppelte Butterbrödchen, aber die Unterhaltung bei diesem frugalen Mahle war wundervoll, denn diese Theezirkel wurden von den hervorragendsten Geistern der damaligen Zeit gern besucht und die Feuerblitze köstlichen Humors und scharfen Witzes flogen hin und her und man konnte es sich schon zur Ehre anrechnen, wenn man gewürdigt wurde, mit in diesem Kreise sitzen zu dürfen. Nun ich saß darin und umflatterte meine Flamme wie ein nachtschwärmender Schmetterling, bis ich mir die Flügel jählings verbrannte. Eines Tages erschien nämlich in diesem ausgezeichneten Kreise ein ganz kleines Männchen, aber mit dicken Admirals-Epauletten. Ich merkte wohl bald, daß dieser kleine Mann ein ungemein hervorragender und verdienstvoller Geist war, aber sehr gefährlich konnte ich ihn mir nicht vorstellen, denn seine kleine Figur überragte kaum die Höhe von drei guten Schweizerkäsen und ich hatte beobachtet, wie er in der Theaterloge, als er Fräulein Lisinka den Mantel umgeben wollte, dazu auf die Bank springen mußte. Dazu wußte ich, daß er nach Sitka bei den Kaloschen designirt war als Direktor einer russischen Handels-Kompagnie und daß er im Begriff stand, dorthin abzureisen. Das wußte ich aber nicht, daß er nach Reval gekommen war, um sich eine Reisegefährtin nach

Sitka und durchs Leben zu suchen, ich war also sehr verblüfft, als er und meine Flamme mir eines Tages als Verlobte vorgestellt wurden. Meine Nase mag da wohl um einige Zoll länger geworden sein, als sie von Natur war, denn nicht gleich vermochte ich es einzusehen, daß das doch am Ende die beste Auflösung meiner Schwärmerei war, aus der doch nie eine vernünftige Prosa werden konnte. Nun, ich ging eine Weile recht verbiestert herum und es tröstete mich wenig, daß ich die Hochzeit mitmachen mußte. Die Neuvermählten traten nun ihre Reise an, die wohl nicht sehr angenehm mag gewesen sein, wenn man bedenkt, daß sie das ganze europäische und asiatische Russland durchziehen mußten und dazu wurde ihnen noch vor ihrer Ankunft in Sitka ihr erstes Kind geboren. Ich hatte es zu Hause besser, brauchte keine Kinder zu kriegen und das tröstete mich für den Verlust meiner Liebe. Aber ich suchte noch einen anderen Trost. Ich war es nicht gewesen, der das frühere liebliche Verhältniß zerrissen hatte; mein Herz brauchte sich wegen Treubruchs keine Vorwürfe zu machen; ich schaute mich also unter den Töchtern des Landes nach einem anderen Gegenstand der Verehrung um und was man sucht, ist ja immer bald gefunden. Eine kleine Blondine, die ich schon auf dem Lande gekannt und bewundert hatte, gab meinen nächstfolgenden Fetisch ab. Ich machte Freundschaft mit ihrem Bruder, führte mich somit bei ihr ein und es dauerte nicht lange, so flatterte der Schmetterling wieder, im Gefühl, daß die Flügel, die er verbrannt wähnte, wieder gewachsen waren. Da ereignete sich wieder dasselbe Malheur. Ein alter kahlköpfiger Edelmann, der aber im Besitz eines eigenen Rittergutes war, kam, sah und siegte und ich wurde abermals zur Hochzeit eingeladen, ging aber, beleidigt wie ich mich fühlte, nicht hin und wollte den Versuch machen, ohne Weiberliebe durchs Leben zu gehen, habe es auch wirklich mehrere Jahre durchgeführt.

In dieser Zeit hatte ich das Glück, eine Familie Klüpfel kennen zu lernen, die aus Petersburg nach Reval gezogen war, wahrscheinlich des billigeren Lebens wegen. Eine alte Mutter, Französin von Geburt, Wittwe eines russischen Diplomaten, mit zwei Töchtern, Loulou und Resi, die aber schon die Mittagslinie weiblicher Reize überschritten hatten und meinem Herzen nicht gefährlich werden konnten. Beide Mädchen gaben sich viele Mühe, mir den Schliff beizubringen, der in der großen Welt nöthig ist, und bemutterten mich nach Kräften. Da in ihrem Hause nur französisch parlirt wurde, kam mir die Conversation dort sehr zu statten und ich verdankte es ihr, daß es mir später möglich wurde, mich in dieser Sprache erträglich verständigen zu können. Als was für ein ungeleckter Bär ich übrigens anfangs in Gesellschaft auftrat, davon muß ich ein Beispiel erzählen, was seiner Zeit viel Gerede verursachte und von Vielen als eine schauderhafte Schandthat von mir betrachtet wurde. — Ich hatte erst mehrere kleinere Gesellschaften mitgemacht, auf denen lustig getanzt wurde. Eröffnet wurden sie stets mit einer Polonaise, die aber bald einen lustigeren Charakter annahm, indem abgeklascht wurde, d. h. irgend Einer, dem es einfiel, stellte sich vor das anführende Paar und klatschte in die Hände, worauf der Cavalier seine Dame abtrat und rückwärts klatschend die nächste Dame erhielt und so weiter, bis der letzte Herr als Schlußglied der Kette ohne Dame blieb und entweder vorn wieder klatschen oder, wenn er es überdrüssig war, auch abtreten konnte. Nun wurde ich aber zum Gouverneur zu einem großen Ball eingeladen und kam kreuzfidel hin mit dem Vorsatz, mich aufs Beste zu amüsiren. Richtig, der Ball wurde wieder mit der Polonaise eröffnet und die Gouverneurin strich wie ein aufgetakelter Dreimaster mit einem alten Landrath voran. Ich ließ sie ein Weilchen ausschreiten und wartete, daß nun irgend ein Klatschender die Einförmigkeit unterbrechen sollte und entschloß mich

kurz, es selbst zu thun, denn so war es ja doch langweilig. Niemand hatte mich ja auch belehrt, daß so ein Gouverneurs-Ball eine Staatsaktion sei, auf der solche Kurzweil nicht statthaft sei. Ich trat also vor, nahm eine graziöse Stellung an und klatschte. Der alte Landrath war ganz decontenancirt, und anstatt mich dummen Jungen zur Seite zu schieben und ruhig weiter zu klabastern, ließ er sein Linienschiff los und klatschte richtig beim zweiten Paar. Das ließ sich aber nicht trennen und der arme Alte mußte aus der Reihe austreten. Ich aber bemerkte nicht, was hinter mir vorging, sondern zog siegesbewußt mit meiner Dame vorwärts. Die wurde aber immer steifer und schien ordentlich zu wachsen, blieb plötzlich stehen und machte mir einen Knix — ich war entlassen. Der Eindruck dieser dummen Geschichte war ein sehr verschiedener. Einige amüsirten sich königlich und gewannen mich ordentlich lieb, von wegen meiner himmlischen Dummheit, Andere wollten bösen Willen wittern und verdammten mich aufs Liebloseste. Ich hatte ja keine Sünde bezweckt und sobald es mir klar wurde, was ich angerichtet hatte, säumte ich nicht, herumzulaufen und um Verzeihung zu bitten. Auch zum alten würdigen Herrn, dessen Ballrecht ich so gröblich geschädigt hatte, verfügte ich mich Tags darauf und es gelang mir, Indemnität zu erlangen. So war ich aber, sehr gegen meinen Willen, zum Stadtgespräch geworden und hatte eine gewisse Berühmtheit erlangt; aber meine guten Freunde, namentlich meine mich bemutternden Klüpfel'schen Damen und der gute Herr von Benckendorff, nachmaliger Gouverneur, ließen mich nicht fallen und ich blieb, was ich war, Hans in allen Gassen, machte alle Bälle mit, schwang meine Tanzbeine unverdrossen und war doch schließlich gerne gesehen, wohin ich auch kam.

Eine von den Schwestern Klüpfel hatte ein gewisses Kunststreben und errichtete eine kleine Akademie, wo so und so viele Damen ein paar Mal in der Woche sich versammelten

und unter meiner Leitung zeichneten und malten. Conversations-Sprache dabei war das Französische, was mir sehr zu statten kam und ich glaube, ich lernte mehr, als meine Schülerinnen, und noch einen anderen Vortheil hatte ich und der bestand im Honorar. Ach, war das ein erhebendes Gefühl, als ich mich zum ersten Male in selbstverdienter Equipirung zeigen konnte und mich mit meinen kleinen Bedürfnissen unabhängig fühlte vom Beutel meiner Eltern. Ich ließ mir einen leichten blauen Mantel mit einer großen hinterhängenden Quaste machen („Almaviva" hieß damals dieses Verhüllungsstück) und ich fühlte mich doppelt, wenn ich so in anständiger Kleidung einherschritt. Ich kam mir den Besten ebenbürtig vor. Man mag sagen, was man will, das alte Sprüchwort: „Kleider machen Leute" hat seine tiefe Berechtigung, ein Anrecht, was freilich auf die großen Schwächen der menschlichen Natur gegründet ist, denn es hat doch etwas recht Demüthigendes, daß wir in unserer Selbstschätzung so von den Leistungen unseres Schneiders abhängen. Mit den Jahren nimmt diese Achtung vor der Hülle freilich sehr ab und man fängt allmählich an, mehr auf des Pudels Kern zu achten.

Zwei Jünglinge traten mir damals näher. Es waren die Söhne eines väterlichen Freundes, des als Porträt-Zeichner bekannten Malers Ungern aus Birkas. Sein Gut war nur klein und mochte die Familie schlecht nähren, so war er dankbar, daß sein Talent es ihm ermöglichte, durch die Kunst noch einen kleinen Nebenverdienst zu haben. Er zeichnete häufig seine lithographischen Steine bei uns, im Atelier meines Vaters, denn die Kunst hat das schon vor der Wissenschaft voraus, daß sie geselligen Gesprächen neben ihrer Ausübung vollen Spielraum läßt, was den Gelehrten ganz aus dem Konzept bringen würde. Seine Söhne besuchten die Domschule, auf der ich auch noch meinen alten Schulkameraden Emil Hörschelmann antraf. Nun war in Reval ein alter Thurm, wohl zu

ehemaligen Befestigungen gehörig. Er wurde vom Volk „der lange Hermann" genannt, warum und weshalb habe ich niemals erfahren können. Dieser Thurm interessirte mich, als ein Stück aus dem Mittelalter, im höchsten Grade. Auf halber Höhe konnte man über den Boden des Wagenschauers, in welchem die Equipagen des Gouverneurs standen, Eingang finden in diesen Thurm, der fleißig von uns erforscht wurde. Im Innern führte eine freilich recht verwitterte Wendeltreppe zu den Zinnen hinauf. Das Interessanteste aber entzog sich unseren Blicken, — das Burgverließ. Das war eben ein schwarzes Loch, an welchem noch die alte Winde stand, mit der die Gefangenen in früherer Zeit da hinunter in diesen höllenartigen Grund herabgelassen wurden. Aber der Strick fehlte. Indessen für wißbegierige Jünglinge war diesem Mangel leicht abgeholfen. Ich verschaffte mir einen Strick und eine Laterne, meine Freunde wurden aufgeboten und an einem schönen Sonntagmorgen schlichen wir allesammt still und wild uns heimlich in den Wagenschauer des Gouverneurs und von da in die mittelalterlichen Räume der alten Thurm-Ruine. Zuerst gings die Wendeltreppe hinauf, hinter die Zinnen des hohen Gemäuers. Da hockten wir stillvergnügt und erfreuten uns an dem schönen Panorama, das sich unseren Blicken erschloß, und dann ging es rüstig ans Werk. Der Strick wurde an der Winde befestigt und am Strick ein Querholz, auf dem man reiten konnte. Ich, als der Muthigste, erbot mich zur Fahrt in die unbekannte Tiefe, setzte mich also auf den präparirten Sattel und wurde von den Kameraden vorsichtig hinabgeleiert. Außer der Laterne hatte ich auch noch die von meinem flüchtig entsprungenen Fuchs hinterlassene Kette mitgenommen, denn mir schwante so etwas, daß ich da unten wenig Erquickliches vorfinden würde, und ich gönnte etwa nach mir Hinabfahrenden einen freudigen archäologischen Fund. Richtig konnte ich auch, als meine Füße endlich Grund gefaßt hatten, nichts

entdecken, als etwas vermodertes Stroh und einige Stücke eines zerbrochenen Spinnrades, welche wahrscheinlich hinabgeworfen worden waren, um aus dem Ton des Auffallens auf die Tiefe des Verließes schließen zu können. Einige Inschriften deuteten übrigens darauf, daß ich nicht der erste Besucher dieser geheimnißvollen Stätte gewesen sei und da ich annahm, nicht der letzte bleiben zu müssen, so deponirte ich meine Fuchskette. Da ich aber in meinen Erwartungen etwas getäuscht war, entschloß ich mich schnell zu einem kleinen Ulk, zog das alte Stroh und die Spinnradstücke in einen Haufen zusammen und zündete ihn an. Das erwies sich aber als etwas ganz Dummes, denn nun füllte sich der Raum des Burgverließes mit Rauch und es hätte für mich gefährlich werden können, wenn die Kameraden nicht einen Einblick in meine Lage gehabt hätten und mich mit dem Aufgebot aller Kräfte so schnell als möglich heraufzuwinden sich bestrebten. So erschien ich denn wieder, halb erstickt, prustend und spuckend, unter ihnen, wie ein aus dem Wasser gezogener Kater, und wir brachten uns Alle so schnell als möglich in Sicherheit und recht weit ab vom Schauplatz unserer Thaten, denn wir konnten ungefähr ahnen, daß es Spektakel setzen würde. Und richtig! die halbe Stadt kam in Aufruhr. Vom „langen Hermann" war man das eben nicht gewohnt, daß er rauchte, wie der Vesuv. Der Kommandant, Gouverneur, Polizeimeister und Platzmajor standen verdutzt und schauten das Wunder an, selbst dann noch, nachdem das gar nicht lange währende Phänomen aufgehört hatte; denn bei der geringen Nahrung erlosch das Feuer sehr schnell und man nahm schließlich wirklich an, der „lange Hermann" habe den Versuch gemacht, ein Morgenpfeifchen zu rauchen, es aber bald aufgegeben, als wenig schmackhaft für seine alterthümlichen Begriffe.

Solche Stücke kann ich rekommandiren, wenn man Liebesgram abstreifen will. Aber auch in anderer Art wollte ich's

versuchen. Mir war Jung Stilling's „Theorie der Geisterkunde" unter die Hände gerathen und ich verschlang dieses mysteriöse Buch mit Heißhunger, wollte nun aber auch gerne die Theorie in Praxis umsetzen und mit dem Jenseits in Verkehr treten, was mich doch noch mehr interessirte, als der innere Bauch des „langen Hermanns". Ich machte also nächtliche Besuche in allen Kirchen Revals, die merkwürdiger Weise damals alle offen standen. Ich nehme an, daß sie nichts Stehlenswerthes enthielten, denn ich bin um Mitternacht unbehelligt hinein- und herausgegangen, was ja ein Dieb auch gekonnt hätte. Die Domkirche mit ihren vielen Adelswappen hatte gar nichts Grauliges; es war eben doch zu viel Lebenspomp. Anders verhielt es sich schon mit der Nikolaikirche, die so viele Reminiscenzen aus alter, grauer Zeit unter ihrem Dach herbergt, wo in einer Seitenkapelle die Leichenwagen stehen und ein altes Rundgemälde, „Der Todtentanz" nach Holbein, an der Wand zu sehen ist. Da hatte ich doch einmal, als ein leises Gerieſel vom Gewölbe herab mein Ohr traf, ein Gefühl, wie ich es als Kind einmal empfunden, als ich allein durch den nächtlichen Wald ging und dicht hinter mir plötzlich das hungrige Geheul von Wölfen ertönte. Aber ich war ja gekommen, um Außergewöhnliches zu erleben; ich horchte also scharf auf, aber es erfolgte nichts weiter. Wahrscheinlich war ich zu gesund und die etwanigen Geister, an deren Existenz ich nach Stilling's Theorie gar nicht zweifelte, konnten kein schadhaftes, inneres Organ an mir entdecken, das ihnen ein Erscheinen ermöglichte. Das Geräusch, das ich vernommen, mochte von irgend einem Partikelchen des Bewurfs herrühren, welches sich oben im Kirchengewölbe gelöst hatte, und doch war mir, als ich nun langsam und festen Schrittes aus der dunklen Kirche herausging, als könnte mir jeden Augenblick von hinten eine eiskalte Hand in den Nacken hinunterfahren, oder irgend ein scheußlicher, grauser Schreck plötzlich auf die Schultern

springen. Da wurde es mir deutlich, daß die Gespensterfurcht eigentlich aus der Furcht vor der eigenen Phantasie besteht, ich ging ruhig nach Hause, legte mich ins Bett und gab meine Jagd nach Phantomen, die, wie es schien, nichts von mir wissen wollten, auf.

Da ich nun die Liebe und auch die Sehnsucht nach dem verbotenen Umgang mit der Geisterwelt glücklich losgeworden war, sah ich mich begehrlich nach anderweitiger Kurzweil um, denn ich war zu allen Schandthaten aufgelegt und bereit. So nahm ich mit Freuden eine Einladung des liebenswürdigen alten Benckendorff an, ihn auf dem Lande zu besuchen und fuhr in Gesellschaft seines Sohnes, der noch die Domschule besuchte und seine Ferien zu Hause verbringen sollte, hinaus und wurde aufs Herzlichste empfangen und mein Quartier wurde mir mit einigen anderen Herren in einem reizenden Gartenhäuschen angewiesen. Der alte Benckendorff war wohl der dickste Mann, der mir im Leben vorgekommen ist. Wenn man aber seinen Appetit beobachtete, so sah man deutlich, woher das viele Fett rührte. Er schob ganze Coteletten auf einmal in den eigentlich sehr kleinen, aber auch sehr dehnbaren Mund, drehte sie darin mit der Zunge ein paar Mal um und — verschwunden waren sie. Ganze Saden von Gemüse schob er mit der Gabel, wie beim Heumachen mit der Heugabel, hintennach und nahm von jeder Speise zwei Mal auf den Teller, und was für Portionen, es war zum Beneiden! Dabei war er nicht nur dick, sondern auch lang und voll Muskelkraft, noch im Alter ein flotter Tänzer und unermüdlicher Nimrod. Auf der Jagd konnte ein aufmerksames Ohr stets wissen, wo er sich befand, aus dem Knacken und Brechen des Gesträuchs und dem elephantenmäßigen Getrappe seiner Füße. Dabei war der alte Herr voll Humor, liebte den Spaß und verdarb ihn darum anderen Leuten nie. Nur mit dem Reiten wollte es nicht mehr gehen, denn er fand kein Pferd mehr, das ihn zu

tragen im Stande war. Er erzählte sehr komisch, daß er lange Zeit einen starkknochigen Gaul besessen habe, den er als Reitpferd benutzte; als er ihn aber an einem schönen Frühlingstage wieder satteln ließ, nachdem er selbst während des langen nordischen Winters wahrscheinlich an Umfang und Gewicht zugenommen hatte, war das kluge Thier nicht zu bewegen, auch nur einen Schritt mit ihm vorwärts zu machen und fing an, da er es nöthigen wollte und mit der Reitpeitsche encouragirte, aufs Erbärmlichste zu schreien. Da hatte er erkannt, daß er als Pferderückenbrecher dieses Reitplaisir aufgeben müßte. Damals hatte man freilich noch keinen Thierschutzverein, aber B. war selbst eine barmherzige Seele. Auch seinen Bauern gegenüber war er ein menschenfreundlicher Herr. Sonst habe ich wohl oft Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß alle Verhandlungen der Herren mit ihren Untergebenen mit der bekannten unanständigen Endprozedur, die gewöhnlich im Stall vorgenommen wurde, ihren Ausgang fanden und zwar ohne Ansehen des Geschlechts, was natürlich die Schamhaftigkeit nicht sehr kultivirte. Der einzige Unterschied bestand in der Persönlichkeit des Ruthengebenden. Bei den Knechten war es der „Kubjas", bei den Mägden hieß dieses Subjekt „Schilter". Es war eine der ersten Regierungsmaßregeln unseres jetzigen humanen Kaisers, daß er es strengstens verbot, irgend ein Wesen weiblichen Geschlechts einer körperlichen Züchtigung zu unterziehen. Mir war, als hätte sich der liebenswürdige Monarch dabei erinnert, daß seine Mutter, trotz ihrer Krone, ja auch nur ein Weib gewesen war. Gott segne ihn dafür!

Aber zurück zu meinem schönen Sommeraufenthalt! Eines Tages entschuldigte sich der gute Hausherr gegen mich dummen Jungen, daß er genöthigt sei, mir noch einen Schlafkameraden ins Quartier zu legen. Seine Schwester käme mit ihrer ganzen Familie auf längere Zeit zu Besuch und der Raum im Gutsgebäude sei so besetzt, daß für ihren Sohn keine andere Unter-

kunft zu schaffen sei, als im Gartenhäuschen. Staat machen könne er freilich mit diesem Neffen nicht, da er etwas dumm gerathen sei. Ich versicherte nun, daß mich der Zuwachs der Geselligkeit nur freuen könne, und war wirklich sehr gespannt auf den jungen Mann, der denn auch endlich erschien, einen halben Kopf länger als ich und allerdings nicht ganz klug, wenigstens wunderte ich mich über die Art und Weise, wie die anderen Herren ihn aufzogen und er die Nörgeleien als etwas Selbstverständliches hinnahm. Wir begaben uns nun nach einem fröhlich durchlebten Tage in unsere Nachtherberge und ich legte mich unverzüglich ins Bett, die anderen Herren aber, die noch nicht schläfrig zu sein schienen, setzten sich plaudernd und rauchend um mein Lager her und wir schwatzten noch ganz gemüthlich. Da ich aber damals noch nicht Raucher war, wurde mir der Qualm bald zu viel, ich stellte mich daher schlafend und das erwies sich auch als ein ganz gutes Mittel, denn einer der Herren sagte alsbald: Kügelgen ist schon eingeschlafen, nun wird es wohl für uns auch Zeit sein ins Bett zu gehen. Ihre Betten standen aber im größeren Zimmer nebenan, während ich allein ein kleines Kabinet inne hatte. Ich weiß kaum, warum mir dieser Vorzug eingeräumt worden war, irgend einem Verdienst kann ich es kaum zuschreiben. Die Herren standen also geräuschlos auf und der bewußte Dummlack wollte noch einen Spaß machen und steckte mir das nasse Mundstück seiner Pfeife zwischen die Lippen. Ich war immer sehr ekel, ärgerte mich daher nicht wenig, schnellte im Bett auf, wie eine zusammengedrückte Stahlfeder und applizirte dem Maleficanten eine schallende Backpfeife, worauf sich Alles lachend ins Nebenzimmer verzog.

Da ging es nun aber los und hieß: Hören Sie mal, Sie haben ja eine Ohrfeige gekriegt, wissen Sie nicht, was sich unter Kavalieren darauf gehört? Er begriff das und im muthigsten Tone wurde mir aus dem Nebenzimmer ein Pistolen-

duell proponirt. Ich acceptirte und hielt es für Ernst, aber ich wurde bald eines Besseren belehrt. Die anderen jungen Leute, die das unglückliche Subjekt besser kannten, als ich, stellten ihm vor, daß er sehr unvorsichtig gehandelt habe, ich sei ein vorzüglicher Pistolenschütze (beiläufig eine Lüge) und er solle nur sein Testament machen, wenn er außer seinen Hosen, die ja naturgemäß die Beute des Siegers wären, etwas zu vererben hätte. Er, d. h. mein armer Gegner, wurde immer nachdenklicher und proponirte zuletzt „Vertrag". Nun merkte ich, wie die Glocken läuteten und ging bereitwillig auf den Spaß der Uebrigen ein. Ich will mich ganz gerne vertragen, sagte ich, indessen, da Sie gefordert haben, kann ich es nur unter einer Bedingung thun: Sie müssen hier vor meinem Bett erscheinen, das Hemd aufheben und es dulden, daß ich Ihnen einen kleinen, kurz währenden Schlag auf den bloßgelegten Theil Ihres Körpers applizire. Davon wollte er anfangs nichts wissen, aber seine Schlafkameraden versicherten ihn, das thäte lange nicht so weh, als eine Pistolenkugel und von zwei Uebeln wähle ein verständiger Mensch immer das kleinere. Lange währten die Mühen dieser losen Gesellen, die ihm seinen morgenden Tod mit den rührendsten Farben ausmalten, bis man endlich vernahm, wie er mit bloßen Füßen aus dem Bett stieg und auf meine Thür zuschritt: Ha! ha! ha! lachten die Anderen, jetzt geht er sich seinen Klapps abholen. Gar nicht, antwortete er, ich will nur meine Pfeife holen, die ich im anderen Zimmer vergessen habe. Damit schritt die lange Gestalt herein, aufs Fenster zu, ergriff die Pfeife, seufzte tief und sprach, mezza voce, mit ausgestreckter Hand: Nun wollen wir uns vertragen! Ich hatte ganz still beobachtend gelegen und antwortete auch ganz leise: Ja wohl, herzlich gern, aber Sie kennen ja meine Bedingung, ohne ihre Erfüllung kann ich beim besten Willen nicht zurücktreten; entschließen Sie sich, es dauert ja nicht lange. Nun denn, meinetwegen, replizirte

er, und hob sein allerdings schon recht kurzes Hemd noch etwas auf. Ich aber, der ich mich nun einmal mitten in der scheußlichsten Thierquälerei befangen sah, setzte meiner Grausamkeit noch die Krone auf, drehte meinen Siegelring mit dem Karneol nach innen und ein klatschender Hieb fiel auf den präsentirten Gegenstand, worauf der arme Gemißhandelte sich sehr leichtfüßig beim wiehernden Gelächter der bösen Buben zurückzog. Aber er hatte meine Perfidie mit dem Siegelringe gemerkt und klagte laut, es sei eine ungesetzliche Gemeinheit, daß ich ihn hinten mit meinem Familienwappen gestempelt habe und das verlange Blut und Rache, und eine abermalige Forderung erging und wurde angenommen. Allmählich aber verzog sich der Schmerz vom aufgedrückten Stempel und friedliche Vorschläge wurden wieder gemacht, natürlich excitirt von den bösen Buben; ich war aber des grausamen Spieles satt. Wie lange die Anderen sich noch amüsirten, weiß ich nicht. Ich machte die Augen zu und suchte Schlaf, als schon der lichte Morgen herandämmerte. Am anderen Tage wäre ich die Sache gern los gewesen, denn ich schämte mich doch etwas meiner Rolle; das gaben die Anderen aber mit nichten zu. Nun, ich mußte denn auslöffeln, was ich ja doch mit eingebrockt hatte und wir wurden regelrecht auf die Mensur gestellt und schossen uns blindgeladen. Ich behauptete dann, er habe mich getroffen — ein wahres Gottesgericht, gerade an der Stelle, die ich ihm gestern petschirt hatte; par récouchette sei die Kugel von einer jungen Birke abprallend an den inkriminirten Ort gelangt. Er war ganz freudige Hingebung und wollte par tout die Wunde sehen, aber dazu war meine Schamhaftigkeit zu groß. Er liebte mich aber seitdem leidenschaftlich und ich habe ihn auch nie wieder geneckt, hätte es überhaupt wohl nie gethan, wenn er mir allein gegenüber gestanden hätte, aber was thut man nicht par compagnie. Einzeln ist ja der Mensch und ich als solcher auch, in der Regel gutmüthig, aber die

Gesellschaft erregt unsere Bosheit. Ich war etwas besorgt, wie der Hausherr diese allerdings unwürdige Behandlung seines Neffen ansehen würde, denn ich erfuhr bald, daß einer der Hauptanstifter des Spaßes, Hermann Baron Tiesenhausen, dem alten B. die ganze Geschichte erzählt hatte. Der alte Herr hatte aber nur gelacht, daß ihm sein dicker Bauch wackelte, gegen mich aber erwähnte er nie seiner Mitwissenschaft. Benckendorff hatte aber auch eine sehr hübsche und liebenswürdige Tochter und es hätte mir leicht passiren können, daß ich, meine Vorsätze vergessend, mich abermals verliebt hätte, aber es gelang mir doch, mein Herz intakt zu erhalten, was freilich nicht hinderte, daß ich ihr schwungvoll den Hof machte. So machten wir Beide einmal eine Kahnfahrt zu Zweien und ich hatte den Ausdruck gebraucht: Wie Sie befehlen! Sie habe nichts zu befehlen, meinte sie. Wie denn nicht? replizirte ich. Sie haben freilich zu befehlen und ich immer zu gehorchen. Wenn ich nun befehlen wollte, Sie sollten hier ins Wasser springen, wie denn? sagte sie. Ich: Nun versuchen Sie es einmal! Sie: Nun, Herr von Kügelgen, springen Sie doch einmal ins Wasser. Sie hatte den Satz kaum ausgesprochen, als ich auch mit gewaltigem Aufspritzen des Wassers mittendrin lag und da es tief war, zum Schwimmen meine Zuflucht nehmen mußte, um triefend das Ufer zu erreichen. Nun saß aber die Schöne einsam im Boot und ich mußte schon noch einmal ins Wasser, um auch sie zu retten, worauf ich nach Hause wanderte, um trockenes Zeug anzulegen. Der alte B. erzählte gerne diese Geschichte und behauptete dabei immer, ich hätte den ganzen Abend nach Moder gerochen, wie ein apportirender Pudel.

Das Ende dieser lustigen Zeit kam auch heran, die Gäste, die sich beim gastfreien Benckendorff ein paar Wochen vergnügt hatten, fuhren befriedigt von dannen und mich expedirte der freundliche Herr mit seiner Equipage nach Ottenküll, wo damals

mein Vetter W. v. Stackelberg als alternder Junggeselle ein stilles, beschauliches Leben führte. Er wurde später mein Schwager, indem er meine Schwester Alwina heirathete. Meine ältere Schwester war bereits die Frau von Gerhard Kügelgen geworden, welcher sich zum Landwirth ausgebildet hatte und erst in Orrenhof Beschäftigung fand, wo damals eine Musterwirthschaft mit Merino-Schafen für Rechnung der estländischen Ritterschaft eingerichtet wurde. Später besuchte ich ihn noch in Fickel, wo er das große Uexküll'sche Majorat verwaltete. In dieser Zeit wurde mein jüngster Bruder Hermann geboren und wenige Monate später machte mich meine Schwester Elmine zum regelrechten Onkel, indem sie in Friedheim mit ihrem Erstgeborenen niederkam.

In der Kunst hatte ich mittlerweile auch nicht gefeiert. Ich malte fleißig verschiedene Bilder in Oel und versuchsweise auch in Leimfarben und machte mich auch endlich an ein Bild nach der Natur, eine Ansicht von Reval darstellend, mit dem ich mich in Petersburg einführen wollte, wohin mein Vater mich im folgenden Winter mitnahm, denn er erachtete die Zeit gekommen, wo ich meine Römerfahrt antreten könne und wollte versuchen, ob es nicht gelingen könnte, mir ein Stipendium zur Reise zu erwirken. Schwerlich wäre es gelungen, wenn wir nicht einen mächtigen Protektor im Finanzminister Grafen Kankrin gehabt hätten, der noch ein Jugendfreund meines Vaters und auch geborener Rheinländer war. Die Akademie hatte neue Statuten erhalten und die Reisestipendien konnten nur durch ihre Vermittelung erlangt werden. Nun war ich aber nicht Eleve der Akademie, sondern nur Schüler meines Vaters, der freilich Akademiker war, und man konnte nicht leicht annehmen, daß die Akademie mir als Externen ein so großes Privilegium zuwenden würde. Aber mit guter Protektion läßt sich in Petersburg Vieles durchsetzen. So führte mein Vater auch Alles aufs Beste durch. Mein Bild wurde in der Akademie

acceptirt, wo es noch hängt, ich erhielt den Titel „Akademischer Künstler" und war nun ein vom Staat anerkannter Maler. Das Beste aber war das Reisegeld, welches mir mit 200 Dukaten jährlich auf 4 Jahre bewilligt wurde. Wer war glücklicher als ich? Da ich nicht Gelegenheit fand, meinem Kaiser Nikolai persönlich zu danken, so umarmte und küßte ich wenigstens mit heißem Dank seine Gypsbüste und habe ihm auch immer ein dankbares Herz bewahrt. Mein Vater mag wohl große Beschwerde gehabt haben mit diesem Geschäft, denn ich sah ihn am Tage wenig. Nachts aber schliefen wir Bett an Bett und dann erzählte er mir, was er am Tage ausgerichtet, seine Hoffnungen und seine Befürchtungen. Es waren ein paar liebliche Monate, die ich damals verlebte. Wir hatten bei einem Freunde meines Vaters gastliche Aufnahme gefunden. Der alte Akademiker Parrot, früher Professor in Dorpat und einer der Gründer der Universität, wurde auch mein Freund, trotz der Verschiedenheit der Jahre. Ueberhaupt muß ich es seltsam genug finden, daß ich in der Jugend meinen Umgang vorzugsweise bei den Greisen suchte; jetzt, da ich selbst Greis geworden bin, habe ich wieder gerne junges, frisches Leben um mich. Unser gütiger Gastgeber lebte damals mit seiner alten Frau und zwei Pflegetöchtern in einer geräumigen, schönen Kronswohnung und hatte Platz genug für uns, aber er gab uns nicht allein Quartier, sondern er sättigte uns auch, so daß uns der lange Aufenthalt in der Residenz nicht sehr theuer zu stehen kam. Eine größere Gastfreiheit, wie in Petersburg, findet man aber auch schwerlich in irgend einer anderen großen Stadt der Civilisation. Während mein guter Vater sich plagte, um mir die Wege zu ebnen, genoß ich ein fröhliches Dasein. Ich knüpfte Bekanntschaften an, wurde hier und da präsentirt, spielte mit den Pflegetöchtern Komödie oder trieb anderweitige Kurzweil. Den größten Genuß gewährte mir die Eremitage, wo ich viel Zeit verbrachte unter den seltenen Kunstschätzen, zu denen der Zutritt auf eine

großartige Weise leicht gemacht wurde. So kam der März-Monat heran und glücklicherweise auch die Kaiserliche Gewährung des erbetenen Reisegeldes und wir konnten unsere Rückreise noch mit Schlitten antreten. In Reval wurden wir von Mutter und Geschwistern mit Jubel empfangen. Ich kam mir vor, wie ein Triumphator und wäre am liebsten auf einem von Löwen gezogenen Wagen eingefahren. Mein Triumph war mir auch leicht genug gemacht worden.

Nun ging es an ein eifriges Vorbereiten zur Reise. Meine Mutter mochte wohl Sorge genug um mich haben, denn ich war ihr ja noch nie so recht aus den Augen gekommen; sie mochte wohl zweifeln, ob ich auch fähig sei, auf eigenen Füßen zu stehen, da ich es bislang noch wenig erprobt hatte, und nun sollte ich mutterwindallein bis Rom reisen. Ich dachte nicht an Sorgen. Mein Reisegeld kam mir so hoch vor, daß ich meinte, es müsse recht mühsam sein, es auszugeben. Nur das gemeldete Heranrücken der Cholera, welche damals zum ersten Mal aus dem fernen Asien heranzog und wie ein böswilliger Krak ihre Polypenarme würgend über das zitternde Europa ausstreckte, beängstigte mich. Aber ich wußte ja meine heimbleibenden Lieben unter demselben Gottesschutz, der mich Abziehenden auf meiner Reise begleiten sollte. So kaufte ich mir denn einen ledernen Mantelsack und packte Wäsche und Garderobe ein und forschte im Hafen nach einem Schiff, das die Reise nach Lübeck machen wollte. Das war denn auch bald gefunden und ich akkordirte die Ueberfahrt nebst Beköstigung. Ich mußte unseren Hausknecht auf dem Schiffe lassen, denn der Kapitän gönnte mir noch eine Nacht im Elternhause. Sein Schiff wollte er in der Nacht aus dem Hafen bugsiren und dann, wenn der richtige Wind zum Auslaufen sich einstellte, den Diener nach mir schicken, was möglicherweise in sehr früher Morgenstunde sein würde. Ich kehrte also heim und nahm noch am selben Abend Abschied von meinen Geschwistern

und der guten Großmutter, die so früh am anderen Morgen nicht geweckt werden durfte, denn sie war schon über 80 Jahre alt und krank dazu. Ich kniete vor ihr nieder und empfing ihren Segen für dieses und jenes Leben, und wahrlich, ihr Segen ist mir recht fühlbar nachgegangen, Zeit meines Lebens. Man soll ja nicht denken, es sei lari fari um so einen Segen. Er ist ein großmächtig Ding und es gehört unter die reichsten Gaben dieses Lebens, wenn man das Glück hat, ein Gesegneter zu sein. Um 3 Uhr Morgens stand auch unser Knecht schon vor meinem Bett und ich erhob mich rasch und ging, während unser Pferd angespannt wurde, noch vors Bett meiner lieben Eltern, die ich auch schon munter auf ihrem Lager vorfand, um mir auch ihren Segen noch zu holen. Zum ersten Mal sollte ich die schützenden Flügel des Vaterhauses auf so lange und in so ferne Weltgegenden hin verlassen und ich fühlte mich verstört bei dem Gedanken an meine isolirte Stellung; und auch die guten Eltern mögen etwas beklommen gewesen sein und gaben mir noch die wohlmeinendsten Ermahnungen auf den Weg, meine Freiheit nicht zu mißbrauchen. Der Vater tauschte noch schnell seine Uhr und sein Taschenbuch mit mir aus. Beides sollte mich an ihn erinnern. Ich habe weder ihn, noch die alte Großmutter wiedergesehen. Beide waren in der Zeit meiner Wanderschaft von dieser Erde geschieden und bei meiner Rückkehr fand ich ihren Platz leer und konnte nur ihre Gräber besuchen.

So riß ich mich denn endlich aus einer langen Umarmung meiner lieben Eltern los und fuhr fröstelnd durch den Morgennebel in den Hafen, wo ich ein Boot vorfand, welches mich an Bord der Lübecker Brigg brachte, die gleich darauf die Anker lichtete und ins Meer hinausfuhr mit schwellenden Segeln. Ich saß durchschauert von der kalten Morgenluft und voll Trennungsweh am Steuerruder und blickte auf mein zurückgelegtes Stück Leben, welches mir ewig lang vorkam. Ich

fühlte, daß ein wichtiger Lebensabschnitt mit diesem Austritt aus dem Vaterhause beendigt war und daß ich nun die Kinderschuhe abgelegt hatte. Lange blickte ich auf das in immer weitere Ferne verschwindende liebe Reval; die Sonne war inzwischen aufgegangen und ich ließ ihre belebenden Strahlen auf mein sich vereinsamt wähnendes Herz einwirken und versuchte, nachdem die Küste ganz ins Meer versunken war, mich durch Aufundabgehen auf dem Verdeck zu erwärmen; aber auch das mußte ich erst lernen, denn ich war ja zum ersten Mal zur See und da kam es mir denn immer vor, als müßte ich bald bergauf, bald bergab gehen, je nach der jedesmaligen Bewegung des Schiffes.

Billigerweise müßte ich hier einen neuen Band meiner „Erinnerungen" beginnen, aber diese Blätter sind so formlos entstanden und ich habe nur immer zu Papier gebracht, was mir gerade ins Gedächtniß kam, ohne mir vorher irgend ein Gerüst konstruirt zu haben, das ich mit meinen Gedanken bekleiden könne; so floß denn das Lorro aus der Feder ohne Kapiteleintheilung und sonstigen Zubehör. Da ich ja nicht gedenke, ein Buch zu schreiben, sondern nur für mich und allenfalls nach meinem Tode für meine Kinder aufzeichnen wollte, wie ich geworden und was ich erlebt, that ich das auch anfangs einigermaßen gezwungen, und erst nach und nach kam das Interesse beim Schreiben; ich fing an mich zu amüsiren und will nicht leugnen, daß ich mich jetzt an diesen Blättern, wie sie entstehen, erfreue und gern meine Jugend rekapitulire, wennschon ohne Kapitel. So mag denn meine Erzählung weiter fließen, wie sie begonnen.

Ich war also zur See und bald sah ich auch weiter nichts um, über und neben mir, als Wasser und Luft. Wir hatten damals die zweite Hälfte des April und es war mitunter, wenn die Sonne nicht schien, recht kalt, so daß ich froh war, auf den Rath meines Vaters meinen Pelz mitgenommen zu haben.

Die Reise dauerte auch ziemlich lange. Wir waren, da wir mitunter contrairen Sturm hatten, elf Tage unterwegs. Ich habe mich aber keinen Augenblick gelangweilt und hatte vollauf zu thun, die neuen Eindrücke in mir aufzunehmen; bald war es ein Delphin, der uns im Kielwasser des Schiffes folgte, bald ein verirrtes Landvögelchen, das froh war, sich auf dem Mast unseres Fahrzeuges ausruhen zu können. Graulich klang mir in meiner Schlafkoje das Gurgeln der Wellen so dicht an meinem Ohr, von denen ich nur durch die Dicke einer Planke getrennt war; aber daran gewöhnte ich mich sehr bald und es diente mir als angenehmes Schlummerlied. In Reval hatte ich mir eine große Tabakspfeife und ein Pfund Tabak gekauft. Ich hatte bis dahin äußerst selten geraucht. Meine Eltern wünschten, daß ich mir diesen Genuß bis zur Selbstständigkeit aufheben sollte. Nun war ich selbstständig, und in der Erwartung der Seekrankheit, die dem Rauchvergnügen ja doch ein Ende gemacht hätte, rauchte ich wie ein Fabrikschornstein. Aber siehe da, die böse Störung blieb aus; ich delektirte mich an der kräftigen Seemannsspeise, aß Speck, trank Grog und rauchte dann wieder vorwärts, als sollte ich mit meinem Feuer ein Dampfschiff in Bewegung setzen, bis wir in Travemünde ankamen. Auf der Rhede rief mich der Kapitän noch rasch aufs Deck und bat mich, den Mai-Schnee zu beobachten, der Deutschlands Küsten versilberte, und richtig, es schneite in dicken Flocken. Durch die Reise war ich aber aus dem alten in den neuen Styl hineingerathen und somit schon tief im Mai drin.

In Lübeck hielt ich mich ein paar Tage auf. Ich mußte doch meinen Eltern meine glückliche Ankunft melden, hatte auch einige Empfehlungsbriefe abzugeben und die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Lübeck erwies sich mir auch als die rechte Mutter Revals. Dieselben spitzen Giebel, und in jeder Hinsicht kam ich mir noch fast vor wie zu Hause. Viele

Revalenser waren auch dort ansässig und ich wurde freundlich aufgenommen.

In den Kirchen Lübecks fand ich neben vielen alten Bildern auch ein modernes von Overbeck in Rom. Es mißfiel mir sehr. Mein Geschmack war nicht genugsam ausgebildet, um an dieser neuerdings aufgetauchten Kunstrichtung Freude zu finden, die mir damals als ein großer Rückschritt erschien. Später habe ich eingesehen, daß diese altdeutsche Schule doch der richtige Weg war, um die Kunst, die sich allzusehr ins Aeußerliche, in die sogenannte Mache und Technik verirrt hatte, wieder zu verinnerlichen. Cornelius und Schnorr haben diesen Weg auch unter den Füßen gehabt und verdanken ihm gewiß viel, aber sie sind nicht auf ihm stecken geblieben, wie das bei Overbeck leider der Fall war. Er war eben ein so innerlich angelegter, frommer Mensch, daß ihm alles Außenwerk ewig fern blieb. Ich habe ihn später in Rom persönlich kennen gelernt als einen sehr liebenswürdigen Mann, und seine Bilder würden mir auch vielleicht gefallen haben, wenn sie ein paar Jahrhunderte früher wären gemalt worden.

Lübeck befand sich übrigens damals ungefähr in derselben Lage, wie meine Vaterstadt Reval. Es führten noch keine gemachten Wege herein oder hinaus, keine Diligence beförderte den einpassirten Passagier weiter. So sah ich mich genöthigt, zu einer allerdings recht kostspieligen Art der Weiterbeförderung zu greifen, wenn ich nach Hamburg kommen wollte, was wieder mit der übrigen Welt in Kommunikation war, und miethete mir eine offene Hamburger Retourkalesche und rollte äußerst nobel zur Stadt hinaus. Aber das noble Fahren machte bald genug einem entsetzlich langsamen Kriechen durch tiefen Sand Platz. Es ging eben über dänisches Territorium und dieser kleine Knirps gestattete es absolut nicht, daß die beiden großen Handelsstädte sich die Hand boten. Es war eigentlich gar kein Weg, sondern Jeder suchte, so gut er konnte, durch den Sand

zu kommen. An Material zu einer Chaussee fehlte es nicht, denn an großen Feuersteinklumpen war kein Mangel. Diese letzteren schienen mir merkwürdig, denn am heimischen Strande hatte ich sie nirgends gefunden. Hamburg hatte übrigens einen ganz anderen Charakter als Lübeck und man hätte nicht glauben sollen, daß diese beiden Städte nur wenige Meilen von einander entfernt seien. Während Lübeck in allen Gebäuden noch die Merkmale des Mittelalters trug, war Hamburg eine recht moderne Stadt. Ich logirte, da ich einmal so nobel eingefahren war, auch in der besten Gegend, am Jungfernsteig, und hatte meine Freude an den schönen Schwänen, die ich da beobachten konnte. Es waren die ersten, die mir vor die Augen gekommen waren. Als Kind hatte ich in der Wolga wohl Pelikane gesehen, ja, unser Bedienter hatte sogar einmal einen geschossen, aber die Grazie, die so ein Schwan entwickelt, ist doch dem Pelikan nicht eigen. Außer diesen Vögeln entsinne ich mich noch, das Grab Klopstock's aufgesucht zu haben. An der Ruhestätte dieses Dichters deutscher Eichen wollte ich doch nicht vorübergehen. Ich wußte damals noch nicht, daß diese Eichen eigentlich eine Klopstock'sche Verirrung waren, da der deutsche Lieblingsbaum zu allen Zeiten immer die Linde gewesen ist. Ich war in der Verehrung dieses Dichters groß geworden und so was kann man nicht so schnell los werden, wie ein Paar alte Hosen. Die Messiade hatte ich wohl einmal angefangen zu lesen, aber trotz meinem festen Glauben, daß sie etwas ganz Vorzügliches sei, war es mir nicht gelungen, sie durchzulesen. Das Essen, welches in Hamburg anderen Reisenden so großes Entzücken verursacht, ließ mich kalt, denn ein Gourmand bin ich nie gewesen und satt bin ich überall geworden. So machte ich denn, daß ich weiter kam. Etwas Merkwürdiges hatte ich übrigens doch Gelegenheit gehabt zu beobachten, was mir bei meinen russischen Begriffen vom Militär gar seltsam auffiel. Das war nämlich ein Stadtsoldat, der bei seinem Schilderhaus Posten

stand, mit einer Zipfelmütze auf dem Kopf, die Flinte im Arm, einen großen Strumpf strickend. Es war ein äußerst gemüthliches Bild und verdiente wohl in einem Genrebilde fixirt zu werden. Aber Recht hatte dieser Streiter der Hansa eigentlich doch, daß er seine Zeit nicht unnütz vergeudete, sondern lieber einen höchst nützlichen Strumpf anfertigte. Sonst stand er ja doch ganz unnütz da.

Nun hatte ich wieder Gelegenheit, eine mir noch unbekannte Reiseart kennen zu lernen, indem ich auf der Post ein Billet für die Eilpost direkt nach Berlin nahm. Wohl hatte man mir in Hamburg sehr zugeredet, über Bremen zu gehen, weil ich dort gerade die interessante Bremer Giftmischerin konnte hinrichten sehen. Man versicherte mich, das sei sehr lohnend, aber es reizte mich gar nicht. Ich wollte lieber Berlin mit seinen Kunstschätzen sehen und ich würde heute noch ebenso wählen, obgleich es mir später doch leid gethan hat, daß ich nicht dazu kam, mich dem alten Krummacher und auch Goethe vorzustellen. Bei Beiden hätte mich mein Name sicher eingeführt.

Nun, ich saß also im Kutschkasten und rollte rasch vorwärts, aber sehen und merken konnte ich nicht viel, als Stöße und Püffe und kam mir endlich gerade vor, wie ein gedankenloser Ballen Baumwollenzeug oder dergleichen. Vorwärts kam man wohl, aber doch mißfiel mir diese Art, besonders da ich keine liebenswürdige Reisegesellschaft getroffen hatte. Es waren zum großen Theil flüchtende Polen auf dem Wege nach Paris. Damals spann sich gerade die erste polnische Revolution ab, und man kann sich denken, daß diese edlen Polen aus der Polakei nicht gerade die freundlichsten Blicke auf den in ihre Mitte verschlagenen Stipendiaten des russischen Kaisers warfen. Alles Ding auf Erden findet sein Ende, so auch diese Reise, die unaufhaltsam durch Tag und Nacht vorwärts strebte, bis wir wohlbehalten in Berlin eintrafen, wo ich einige Tage ver-

weilte. Ich wollte nicht nur die Kunstschätze besehen, sondern mich auch zur Weiterreise nach Dresden equipiren. Die Kunstsachen will ich weiter nicht berühren, sie sind ja allgemein bekannt; aber meine Weiterreise hatte denn doch manch Merkwürdiges, was ich diesen Blättern nicht vorenthalten will. Ich hatte mich auf der Reise von Hamburg doch zu sträflich gelangweilt. Das sollte nicht wieder vorkommen! Ich besah mir meine Reisekarte und fand, daß ich ziemlich im Herzen Deutschlands war; es war also Zeit, an die einzig wahre Art genußreichen Reisens zu denken, d. h. den Weg zwischen die Beine zu nehmen, und dazu entschloß ich mich rasch. Ich kaufte mir also einen möglichst großen Handwerksgesellen-Ranzen von Seehundsfell, packte ihn recht voll, weil ich meinen Schultern viel zutraute, und machte mich, nachdem ich mein übriges Gepäck auf die Post gegeben hatte, auf den Weg. Meine Karte zeigte als nächsten Weg die Route über Mittenwalde, also die schlug ich weiser Mann ein, weil ich dabei vielleicht ein paar Meilen sparte. Aber die Strafe kam nach. Kaum hatte ich das Weichbild Berlins im Rücken, so versank ich bis über die Knöchel in tiefen Sand. Ich kam mir bald vor, wie ein Kameel in der Wüste Sahara. Glücklicherweise trieb der Sand aber, was er in der Sahara nicht thun soll, recht schöne Föhrenwälder, die mich an die Heimath erinnerten, und so ging ich denn unverdrossen weiter. Mittags kehrte ich bei einem Bauern ein und bestellte mir Eier. Die Bäuerin war auch so bereit als willig und mag mir einen riesigen Appetit angesehen haben, denn sie fragte, ob ich eine Mandel oder ein Schock Eier wünsche. Beide Ausdrücke waren mir fremd, ich mußte also auf's Gerathewohl hin antworten. Zum Glück klang mir das Wort Schock unsympathisch, an Knuff und Puff erinnernd, wohingegen das Wort Mandel angenehme Ideenverbindungen von Mandelmilch und Makaronen erzeugte, ich wählte also eine Mandel und sah dieser sonderbaren Eier-

zugabe mit Spannung entgegen. Etwas erschreckt war ich doch, als 15 Eier erschienen. Wenn ich sie auch nicht alle sollte aufgegessen haben, so sahen sie doch recht appetitlich aus und thaten dem hungernden Magen gut. Auch einige in der Schale gekochte Kartoffeln fügte die gute Bäuerin hinzu und rekommandirte dieses Göttermahl mit dem Titel: „Landeskinder in Uniform". Wie kommt es eigentlich, daß zu dieser jetzigen Zeit die Kartoffel nicht mehr den köstlichen Geschmack hat, wie in meiner Jugend? Sollte das an mir oder an den Kartoffeln liegen? Ich glaube Beides ist stichhaltig, denn ein alter Gaumen ist nicht mehr im Stande so fein zu fühlen, wie ein junger, und auch die Kartoffel mag nicht mehr ihre frühere Güte bewahren; ist sie nun doch schon seit einem Menschenalter den Angriffen der Kartoffelkrankheit ausgesetzt.

Nachdem ich mich gesättigt und schönes Wasser dazu getrunken hatte, setzte ich meinen Weg muthig durch den unergründlichen Sand weiter fort und wunderte mich nicht wenig, daß das heißersehnte Deutschland so abschreckend scheußlich war; ja, im Vaterlande hatte ich wohl wenig Gegenden gesehen, die dieser abschreckenden Oede zu vergleichen waren. Ganz marode kam ich endlich spät Abends in Mittenwalde an. Ich sehnte mich nach dieser Stadt, wie ein Afrikareisender nach der verheißenen Oase. Die aber schwebte lange Zeit wie eine Fata morgana vor meiner Phantasie, denn ich entsinne mich, daß ein paar Stunden lang auf meiner Wanderschaft jeder Begegnende immer dieselbe Entfernung nach der Stadt angab. So wie ich drin war, begab ich mich auf's Posthaus, denn das sah ich ein, diese Thierquälerei konnte ich nicht länger fortsetzen. Kurz entschlossen warf ich mich auf ein altes ledernes Sopha und ließ mich zur Fahrt nach Dresden einschreiben. Das war aber diesmal nicht die Eilpost, sondern die ordinäre Post und recht ordinär war sie wohl, aber ich habe sie von ganzem Herzen gelobt und geliebt in meinem maroden Zustande.

Langsam ging es freilich vorwärts, nicht gerade schneller, als ich mit gesunden Füßen eben auch gegangen wäre, aber es war doch immerhin Fahrgelegenheit und nur passive Motion. In der Nacht wurde es recht kalt und mein dummes Ränzchen gewährte mir gar kein Erwärmungsmittel. Da erbarmte sich ein guter alter Mann meiner frierenden Jugend und theilte seinen Pelz christlich mit mir. Gott lohne ihm die Wohlthat. Früh Morgens bei aufgehender Sonne fuhr ich ins duftige Elbthal hinab. Ach, war das schön! So lieblich hatte ich mir das gute alte Deutschland denn doch kaum gedacht und es scheint mir jetzt, daß ich gar nicht klüger hätte handeln können, als gerade auf dem eben zurückgelegten Wege anzurücken. Der Kontrast war ein so ungeheurer. Ich kam mir vor, wie im Paradiese, und in diesem Paradiese erwarteten mich mir sehr theure Anverwandte und ich hatte die Aussicht, ein paar Jahre unter ihren Augen auf diesem schönen Fleckchen Erde weilen zu können. Meine erste Frage war nun auch nach meiner Mutter Schwester, Tante Lilla, sie war aber nicht in Dresden, sondern mit ihrer Tochter Adelheid bereits nach Loschwitz zum Sommeraufenthalt gezogen. Ich schnallte mir also, ohne mich weiter in Dresden umzuschauen, mein Ränzchen wieder auf den Rücken und suchte den Weg nach Loschwitz auf. Bei Blasewitz, einem Dorf, das Loschwitz an der Elbe gegenüber liegt, ließ ich mich über den Strom setzen und stieg nun in die Weinberge hinauf, bis ich wohlbehalten im Beger-Häuschen anlangte, wo ich von meinen Verwandten aufs Liebevollste aufgenommen und schrecklich verwöhnt wurde. Das war ein schöner Augenblick und ich fühlte mich gleich wie zu Hause. Aber die Verzärtelung, die die gute Tante mit mir in ihrer sorglichen Liebe vornahm und an die ich, ein recht abgehärteter Jüngling, nicht gewöhnt war, wurde mir mitunter doch etwas lästig. So entsinne ich mich, bei einem späteren Besuch, den ich von Dresden aus unternahm, durch einen unerwarteten

Platzregen durchnäßt in Loschwitz angelangt zu sein; da zwang mich die liebe, sorgliche Frau, da kein Mannshemd in ihrem Besitz war, ein langes Damenhemd anzulegen und in diesem ungewohnten Kostüm ins Bett zu kriechen, worin ich noch zu meinem größten Entsetzen eine Wärmflasche vorfand. Mir waren sonst wohl schon oft nasse Kleider am warmen Körper getrocknet, aber hier galt es gehorchen und ich that Alles, nur die vertrackte Wärmflasche entfernte ich heimlich. Da ich nachher ohne Schnupfen meine wieder getrockneten Kleider anzog, war die liebe Tante ganz stolz über die guten Folgen ihrer Vorsichtsmaßregeln. Meinen Vetter Wilhelm Kügelgen mußte ich wieder in anderer Richtung außerhalb Dresdens aufsuchen. Er malte damals ein Altarbild für die restaurirte Olai-Kirche in Reval, und da er in der Stadt kein passendes Atelier zu einem so großen Bilde finden konnte, hatte er sich in Schloß-Hermsdorff bei seinem Freunde Ernst v. Heinitz eingemiethet, der leerstehende Räumlichkeiten im Ueberfluß besaß. Hier wurde ich mit großem Jubel empfangen und Wilhelm schleuderte, als Opfer für die Erynnien, seine lange, brennende Pfeife mitten in den Teich, wo sie wie eine Lanze aufrecht in dem Moder stecken blieb. Am Abend sah ich freilich, wie die Magd Lore sich kahle Beine machte und den Erynnien ihr Opfer wieder entriß. Wilhelm lebte wunderhübsch in Hermsdorff mit seiner niedlichen kleinen, runden Frau, die ihm bereits zwei reizende Töchterchen geschenkt hatte, und ich entschloß mich auch auf den Rath der Verwandten, einen Sommeraufenthalt bei ihm zu nehmen; Heinitz war willig, auch mir ein schönes Zimmer in seinem weitläufigen Schlosse zu vermiethen, in dem ich schlafen und malen konnte. Die Cholera rückte nämlich heran und man dachte, daß ich ihr auf dem Lande besser aus dem Wege gehen könnte. Die Briefe aus der Heimath erhielt ich schon immer desinficirt, durchstochen und durchräuchert. Meine Tante hatte mich genöthigt, mir als Präcaution ein großes

Klapperbein'sches Pflaster auf den Magen zu kleben, was recht unbequem war und sogar unnöthig, denn wie sich später herausstellte, hatte die gefürchtete Krankheit sich, ohne das Königreich Sachsen zu berühren, auf beiden Seiten still vorbeigeschlichen. Von Hause erhielt ich auch tröstliche Nachricht. Die Meinigen waren Alle intact geblieben und die Seuche war erloschen, nachdem sie nur unter der niederen und höchsten Canaille etwas aufgeräumt hatte. Alles athmete wieder freudig auf und blickte dem vorübergezogenen Würger dankbar nach.

Diese Zeit in Hermsdorff war für mich eine äußerst genußreiche. Dies Zusammenleben mit meinem Vetter, einem der liebenswürdigsten Menschen, die mir jemals begegnet sind, war nicht zu bezahlen. Was haben wir für schöne Spaziergänge zusammen gemacht, oft begleitet von meiner guten Cousine Julie und ihrem Töchterchen, dem ich oft, wenn es ermüdete, als Reitesel diente. Ja, es kam vor, daß die kleine Bertha, kreuzbeinig auf meinem Nacken hockend, süß entschlummerte. Aus Dankbarkeit für die Dienste ihres geduldigen Reitthiers erklärte aber die Kleine auch, sie wolle keinen Anderen heirathen, als mich. Diesmal war zum ersten Male die Untreue auf meiner Seite, wie sich das wohl im weiteren Verlauf meiner Erzählung herausstellen wird.

Ganz in der Nähe des Schlosses lag das Pfarrdorf Lausa, in dem der alte Pastor Roller sein Wesen trieb. Ich wurde denn auch bald mit ihm bekannt gemacht; es gelang aber nicht, ein leidliches Freundschafts-Verhältniß zwischen mir und ihm herzustellen, so gern ich es um Wilhelms willen gethan hätte, der große Stücke auf diesen alten, orthodoxen Pastor hielt. Zwar mußte ich ihn als ein mustergiltiges Original anerkennen, aber Originalität ist im Zusammenleben nicht immer angenehm, liest sich viel hübscher, als sie sich erlebt; wir paßten entschieden nicht zusammen. Ich war in formloser Religiosität aufgewachsen. Mir hatte man keine andere Richtung gezeigt,

als die heilige Schrift als Wegweiserin zur Ewigkeit. Ich hing keiner anderen Kirche an, als der unsichtbaren, die alle Konfessionen in sich begreift ohne Unterschied und nur danach fragt, ob man glaubt, daß Christus in die Welt gekommen sei, um die Sünder selig zu machen, zu denen man sich doch nach jeder Prüfung zählen muß. Roller hingegen steckte starr in Formen. Er konnte es z. B. arg verketzern, wenn eine Dame am Sonntage mit den Stricknadeln ihres Strumpfes klapperte, oder irgend wer am Sabbath eine Werktagsarbeit vornahm. Er selbst aber gestattete sich, zu dieser heiligen Zeit mit einer langen Schrotflinte auf die Jagd zu gehen und kleine unschuldige Vögel oder Eichhörnchen zu schießen, oder auch am Bach mit seiner Angel ungenießbare Fische aus ihrem Element hervorzuziehen. Glücklicherweise für die kleinen Vögel war er so kurzsichtig, daß er gewöhnlich vorbeischoß. Ich hörte ihn wenigstens einmal die guten Resultate einer Jagd mit den Worten rühmen: „Zwei Meisen und einen Finken mit sechs Schuß, das ist gewißlich nicht wenig." Das war Sonntags-Beschäftigung gewesen. Während mir der natürliche Mensch Roller gar nicht zusagte, muß ich seiner poetischen Begabung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das von ihm verfaßte Gesangbuch ist wohl die beste Arbeit derart, die mir vorgekommen ist. Bei Einführung eines zeitgemäß verbesserten Gesangbuchs sollte man stets die ganze Arbeit in die Hand eines gottbegabten Dichters legen und es ja nicht machen, wie ich das in meiner Jugend erlebt habe, wo das Domgesangbuch verbessert werden sollte und man einfach die darin vorkommenden Lieder durch die Zahl der in der Synode versammelten Pastore dividirte, worauf ein jeder Pastor so und so viel Lieder zur Verstümmelung zugewiesen erhielt. Und diese prosaischen Pastore wütheten wie die Türken im alten Gesangbuch, das mit glattem Gefieder, aber kraft- und saftlos wie ein Kapaun aus ihren Händen hervorging und solche komische Verse enthielt,

wie die folgenden: „Du willst, mein Gott, daß ich mich selber liebe, gieb, daß ich dies Gebot nach Deinem Willen übe.“ Merkwürdigerweise opponirten Roller's Bauern gegen die Einführung seines wirklich guten Gesangbuchs in den Lausaer Gottesdienst, was dem alten Pastor ein tiefer Schmerz war, schienen mir überhaupt nicht so ganz einverstanden mit ihrem Seelsorger, wie mein Vetter das zu glauben schien. Mit bloßer Orthodoxie wird man auch schwerlich Bauergemüther auf die Dauer fesseln. Das verstehen die Herrnhuter besser, die gar kein Bekenntniß nach außen kehren und sich immer Anhang zu erpredigen verstehen. Was Roller anlangt, so wollte ich nur sagen, daß er mir nicht sonderlich gefiel und recht verbauert vorkam. Mag wohl auch daher gekommen sein, daß Roller mir seine guten Seiten weniger zeigte, denn er schien mir sehr zu mißtrauen und nannte mich, mit einer gewissen Verachtung im Ton, nur den schönen Mann aus Livland. Eine merkwürdige Eigenschaft des alten Roller war seine Wasserscheu. Er pflegte sich nämlich niemals zu waschen. Er stellte sich, wie er erzählte, nur manchmal in den scharfen Wind und ließ sich den Schmutz abblasen. Er meinte, das genüge, während es mich, der ich immer viel vom Wasser gehalten habe, nicht ganz befriedigte; auch hatte der Teint seines Gesichts, wahrscheinlich in Folge dieser Vernachlässigung, etwa das Aussehen eines alten, abgesessenen ledernen Stuhls angenommen. Wenn ich übrigens behauptet habe, immer ein Wasserfreund gewesen zu sein, so habe ich nur die halbe Wahrheit gesagt. Es ist gewißlich ein gutes Ding für die Reinlichkeit also äußerlich zu gebrauchen; innerlich, d. h. im Magen und in den Stiefeln, ist es auch mir von jeher sehr zuwider gewesen. Eine zweite Eigenthümlichkeit des alten Pastors war, daß er unter einem sehr schweren Deckbett schlief, welches er nicht schwer genug bekommen konnte. Ich war von Jugend auf an eine leichte Decke gewöhnt worden und konnte es nicht

fassen, wie man ohne Alpdruck unter so einem Unterpfühl schlafen könne. Ja, es kam vor, daß Roller am fremden Ort, wo man ihm die Bettdecke nicht schwer genug hatte liefern können, die Stubenthür aus den Angeln hob und über sich stülpte, um den gewohnten Druck wohlthätig auf seinen Schlaf wirken zu lassen. Ein dritter Punkt, auf welchem unsere Wege diametral auseinander gingen, war die Musik, die ich ihrer Melodien und Harmonien wegen sehr hoch hielt. Roller hingegen hatte sich eine alte Trommel angeschafft und Trommel-Noten, hatte sich auch von einem emeritirten Tambour in dieser Kunst unterweisen lassen und ließ sich gerne in einem Trommel-Solo hören, wozu man doch von Zeit zu Zeit genöthigt war, ihm, wenn auch mit innerem Widerstreben, seine Ohren zu leihen. Wir standen durchaus nicht auf demselben Grunde irdischer Freuden. Nichtsdestoweniger haben wir in der Folge uns einander mehr genähert, traten sogar in freundlichen Briefwechsel und ich verwahre noch einige schöne Briefe von ihm. Aber da störte eben die Gegenwart des Fleisches unseren seelischen Verkehr nicht. Es ist eben in der Regel ein Unterschied zwischen einem Brief und dem Manne, welcher ihn geschrieben. Ich habe zwei geistreiche Brüder gekannt, die sich mit wahrer Lust die schönsten Briefe schrieben, dabei auch die lebendigste Sehnsucht nach einander empfanden und doch konnten sie leiblich keinen halben Tag zusammen sein, ohne in lebhaften Disput zu gerathen. Das sind zwei gesonderte Dinge: der Verkehr von Geist zu Geist, oder von Fleisch zu Fleisch.

Aber wie ich merke, habe ich ungebührlich lange „gerollert" und es wäre nun wohl Zeit, wieder zum Faden meiner Erinnerungen zurückzukehren. Die schöne Zeit in Hermsdorff ging eben auch einmal zu Ende, aber gewiß nicht ohne Frucht für mich, denn der Aufenthalt in einer so harmonischen Familie kann nur wohlthätig auf den Fremdling einwirken, der in ihr Aufnahme findet. So hatte mein Gemüth reiche Nahrung und

für die Kunst konnte ich auch Einiges thun, da der Park in Hermsdorff reich war an schönen Bäumen. Im Herbst siedelte ich nach Dresden über und fing auf den Wunsch meines Vaters recht fleißig an, auf der Gallerie zu kopiren. Meine Kopien richtete ich weniger zum Zimmerschmuck oder gar zum Verkauf ein, sondern gewöhnlich im verkleinerten Maßstabe, hauptsächlich um mir die Farbentöne zu merken und bewahre noch in meinen Mappen eine Anzahl solcher Kopien. Ich hatte mich beim Tischlermeister Liesenberg eingemiethet, der mir ein nettes reinliches Stübchen mit Möbeln vermiethete, in dem ich mich sehr behaglich fühlte. Meine Tante war auch von Loschwitz wieder nach Dresden gezogen und ich häufig ihr Abendgast, wo ich erst ihren geistreichen Gesprächen lauschen durfte und dann zum Abendessen dabehalten wurde. Letzteres war sehr einfach und bestand gewöhnlich nur aus einem Schnittchen Häring und einer für Sachsen charakteristischen Kartoffelwassersuppe, die mir vortrefflich schmeckte, so daß ich sie später daheim auch dem Hausspeisezettel eingefügt habe. Meine Sonntage verbrachte ich dann gewöhnlich im gemüthlichen Familienverkehr in Hermsdorff. Zu diesen Wanderungen hatte ich mir einen Hirschfänger angeschafft, denn fast die ganze Wegstrecke bis Hermsdorff war ununterbrochener Wald, die „Dresdener Haide" genannt. Ich bin von jeher Waffenfreund gewesen und es kommt mir auch heute noch vor, daß der richtige Schmuck des Mannes die Waffen sind. Leider ist dieses Privilegium, ein Schwert an seiner Seite klirren zu lassen, ganz in die Hände der Kriegsknechte übergegangen und uns gewöhnlichen Sterblichen hat man sogar den Galanteriedegen genommen, den noch unsere Großväter mit Stolz trugen, und zwar so gut zu ihrer Garderobe gehörig, wie die Hosen ꝛc. ꝛc.

Mir wurde mein Hirschfänger verhängnißvoll, denn als ich eines Abends spät mit diesem Tröster umterm Rock aus Hermsdorff zurückkehrte, erinnerte ich mich, daß eine Künstler-

gesellschaft, zu der ich gehörte, in der Altstadt in einem Klublokal versammelt sei. Dieses Zusammensein verabsäumte ich nicht gerne, weil man da immer manch Gutes zu sehen oder zu hören bekam; ich ging also gar nicht zu Hause an, sondern machte mich, bewaffnet wie ich war, auf, um eilig über die Elbbrücke zu gehen. Vor mir her aber ging auf dem Trottoir ein Proletarier, der recht schief geladen zu haben schien, denn wenn ich rechts an ihm vorbeischlüpfen wollte, torkelte er auf diese Seite, versuchte ich es links, so lavirte er auch dahin. Endlich gelang es mir glücklich an diesem Unhold vorbeizukommen, und unklugerweise machte ich ihm eine kleine Bemerkung von wegen der mir verursachten Beschwerniß. Das schien ihn aber sehr zu erzürnen, denn eine Fluth von Schimpfreden entströmte seinem Munde und er folgte mir mit allerlei unappetitlichen und ekelhaften Einladungen. Ich setzte meinen Weg eilig fort und tröstete mich mit dem Gedanken, daß man ja nicht immer gezwungen sei, alle Einladungen anzunehmen. Aber da setzte sich das Ungethüm plötzlich in Trab und kam dahergeschlottert mit der nicht mißzuverstehenden Drohung, diesen verfluchten Polaken über das Geländer in die Elbe zu werfen. Warum er mir diese Nationalität andichtete, war mir unverständlich, desto leichter konnte ich den Sinn seiner Drohworte begreifen. Da ich nun keine Lust verspürte, nächtlicher Weile Schwimmübungen im Fluß vorzunehmen, blieb ich stehen und zeigte die Zähne, d. h. meine blanke Klinge, und versprach einen unangenehmen Konflikt mit derselben, wenn er mich anrühre. Das that er nun freilich nicht, wurde auch ganz still, als man von ferne den gemessenen Schritt einer Patrouille hörte. Ich hätte nun freilich auch klüger gethan, seinem Beispiel zu folgen und ruhig weiter in meinen Künstlerklub zu gehen, aber ich war böse geworden, ging auf die Patrouille zu und verlangte die Arretirung des Menschen, gegen dessen thätliche Angriffe ich mich soeben erfolgreich gewehrt hatte. Da

mußte ich die Wahrheit des alten Spruchs erfahren: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein." Zwar wurde mein Proletarier sogleich handfest gemacht, aber als ich nun ganz befriedigt weitergehen wollte, bat man mich freundlich mitzukommen. So wurden wir beiden erhitzten Gemüther zusammen auf der Polizei abgeliefert, ich mußte meinen Geldbeutel und Hirschfänger ad depositum geben und da die Herren der löblichen Polizei, die über den schwierigen Fall zu entscheiden hatten, süß in ihren Betten schlummerten, wollte man mich mit meinem Proletarier zusammen ins Polizei-Gefängniß sperren. Aber so weit ging meine Geduld nicht. Ich versicherte die Herren Quartal-Aufseher, ich wolle mit Vergnügen eine Nacht in ihrer werthen Mitte verbringen, aber wenn sie mich mit Gewalt in so schlechte Gesellschaft zwängen, wie ich sie im Gefängniß antreffen dürfte, so sollten sie sehen, was daraus für sie selbst resultirte; ich wäre kaiserlich russischer Pensionair und würde nicht ermangeln, bei meiner Gesandtschaft Klage zu führen. Das wirkte und man gestattete mir, unter den Häschern und nicht unter den Gehaschten sitzen zu bleiben. Loslassen, meinten die Polizisten, könnten sie mich nicht, denn es sei ein schlimmer Fall; ein Attentat auf der Brücke würde gleich gehalten mit Burgfriedensbruch, ich hätte doch den Hirschfänger gezogen und man müsse die Entscheidung des Herrn Polizeimeisters abwarten, der schliefe aber. Glücklicherweise für mich war unter diesen Polizei-Subjekten auch so ein halber Kunstjünger, der in seinen Freistunden für eine Kunsthandlung Ansichten der sächsischen Schweiz kolorirte. Der war dem Kunstgenossen freundlich zu Diensten und schaffte mir warmen Kaffee, als mir gegen Morgen nüchtern zu Muthe wurde. Die ganze Nacht über wurden von Zeit zu Zeit sehr verdächtig aussehende Individuen eingebracht und hinter Schloß und Riegel geführt, und ich freute mich jedesmal, daß ich nicht nöthig hatte, mit ihnen mein Asyl zu theilen; in solchen Augenblicken kam mir

mein Quartier ganz fürstlich vor. So tröstete ich mich denn von Stunde zu Stunde, aber die Erlösung kam nicht. Es war bald Mittagszeit, da ging die Thür auf und mein Hauswirth, der Tischlermeister Lisenberg, steckte sein freundliches Gesicht herein und kam mir wahrlich vor, wie ein von Gott gesandter Engel, der mir Trost brachte, wo ich mich unter Larven die einzige fühlende Brust bedünkte. Er sprach nur die kurzen Worte: „Aha! da bist Du. Nun wart', gleich! gleich!" Wahrlich, er hatte Wort gehalten. Dieser Meister muß wohl ein mächtiger Mann im Staate gewesen sein, denn es dauerte keine Viertelstunde, so erschien er wieder und mir wurde meine Freiheit angekündigt. Man gab mir meinen Geldbeutel und Hirschfänger wieder mit der Bemerkung, Sachsen sei ein civilisirtes Land und man brauche daselbst keine Waffen zu tragen, ich möchte es in Zukunft lieber vermeiden. Ich antwortete darauf, daß ich meinen Hirschfänger nach wie vor gebrauchen würde und wenn mein Onkel, der Professor Kügelgen, nur einen bei sich gehabt hätte, so wäre er möglicherweise in diesem civilisirten Lande nicht ermordet worden. Damals war dieser traurige Fall noch in ziemlich frischem Andenken, denn der moralisirende Polizeimann schwieg still, forderte mir aber acht Groschen Gebühren ab. Die zahlte ich willig als Quartiergeld, frug aber, wie viel denn der Proletarier, dem ich die interessante Bekanntschaft mit der Dresdener Polizei verdankte, für sein Nachtquartier zu zahlen habe, und erfuhr, daß er auch acht Groschen erlegen müsse. Da erbot ich mich denn und entrichtete dankbar auch seine Schuld, denn ich fühlte, etwas klüger war ich durch ihn doch geworden und das war schon acht Groschen werth. Ich hörte auch, er habe bereits seinen Rausch ausgeschlafen und wäre sehr reumüthig; er war also auch klüger geworden, wie am vorigen Abend.

Bald nach dieser Erfahrung kam mir eine niederschmetternde Nachricht aus der Heimath zu. Mein Vater war ganz

plötzlich gestorben. Wohl hatte er sich vorher eine Zeit lang mit qualvollen Zuständen geplagt, war aber wieder in der Besserung gewesen und hatte sich zum Nachmittagsschlaf auf sein Bett gelegt. Da dieser Nachmittagsschlaf länger als gewöhnlich dauerte, so wollte meine Mutter ihn erwecken. Er lag noch in derselben Stellung, die er beim Hinlegen eingenommen hatte, aber er war bereits kalt geworden. So hatte ihn Gott abgerufen im süßesten Schlummer und er war eingegangen zur Ruhe der Kinder des himmlischen Reiches, ohne dem Tode ins grimmige Antlitz geschaut zu haben. Wennschon ich ihm dieses Glück von Herzen gönnte, so war ich doch furchtbar traurig. Ich hatte nicht nur meinen Vater verloren, sondern auch meinen besten Freund, meinen Berather in der Kunst und im Leben, mein Ideal und Vorbild, dem ich gern nachstrebte, und ich kam mir schrecklich verlassen vor. Wohl sagt man, daß die Wellen des Lebens sich rasch wieder glätten über der Stelle, wo ein geliebtes Wesen im Meer der Ewigkeit untergesunken ist, daß Niemand auf dieser Erde unersetzlich und seine leergewordene Stelle gar bald ausgefüllt ist. Mit meinem Vater, der freilich wohl anders war, wie die meisten Väter, habe ich diese Erfahrung nicht machen können. Er hat mir fortwährend gefehlt und fehlt mir noch, und einen Freund wie ihn habe ich auf dieser Erde nicht wieder finden können, obschon ich mit Dank gegen Gott gern bekennen will, daß es mir wohl selten an wirklich guten Freunden gefehlt hat, die Wohl und Weh brüderlich mit mir empfanden, mich tröfteten im Leid und sich mit mir freuten, wenn mir Glück beschieden war. Was mir damals in Dresden das Haus meines Vetters Wilhelm und das seiner Mutter, meiner lieben Tante Lilla, gewesen, kann ich nicht genugsam rühmen.

In dieser Zeit lernte ich bei meiner Tante eine Freundin meiner Cousine Adelheid, das Fräulein Sally v. Zezschwitz, kennen. Sie domicilirte eigentlich in Bautzen, wo ihr Vater

Präsident des Ober-Appellationsgerichts war, kam aber häufig nach Dresden zum Besuch bei meinen Verwandten, die sie sehr gern hatten. Sie war sehr sorgfältig erzogen worden und mir in der Geistesbildung bedeutend überlegen. Ihre Familie gehörte zur Brüdergemeinde und auch ihr waren die besseren Seiten des Herrnhuterthums tief ins Herz hineingewachsen, wenngleich sie für die vielen Geschmacklosigkeiten, in welche diese religiöse Gemeinschaft verfallen war, sehr offene Augen hatte. Die äußere Erscheinung dieser jungen Dame war mir gleich anfangs sehr anziehend, aber noch mehr Sympathie empfand ich für ihr Seelenleben, welches bei näherem Umgange vor mir aufgeschlossen wurde. Ich bewunderte sie aufrichtig und schwärmte auch wohl für sie, konnte in dieser Schwärmerei aber nicht, wie ich das bei früheren Liebeleien gethan hatte, den Hof machen, sondern fühlte mich stets auf vernünftige Raisonnements oder religiöse Gespräche hinübergezogen, und kann wohl sagen, daß ich niemals frommer gewesen bin, wie damals. Da ereignete es sich, daß Sally Zezschwitz, die leidend war, auf die Verordnung ihres Arztes die Kur in Franzensbad gebrauchen sollte und der Frau von W. Kügelgen, Julie geb. Krummacher, war dasselbe anempfohlen. So reisten die beiden Damen denn zusammen ab und ich blieb traurig in Dresden zurück, verliebt, wie ich es noch nie gewesen war, aber hoffnungslos, denn wie konnte ich dummer Junge meine Augen so hoch erheben und was hatte ich zu bieten, der ich ja in meiner Kunst noch nicht einmal fertig war, und wie durfte ich annehmen, daß meine Persönlichkeit einen tieferen Eindruck auf den Gegenstand meiner Verehrung gemacht haben könnte? Ich kam mir so gering und unwürdig vor, daß ich es kaum sagen kann. Man sieht, ich stand anders zu der Sache, als meine beiden Vettern Wilhelm und Gerhard, die sich gegenseitig dieser selben jungen Dame gegenüber, freilich in jüngeren Jahren, anflehten: „Nimm Du sie!“ Ich hätte

sie ganz gern genommen, aber wie durfte ich es wagen? Nun, wenn man selbst ein Brett vor der Stirne hat und mithin den richtigen Weg nicht finden kann, so findet sich in der Regel ein barmherziges Frauenzimmer, das einem auf die Sprünge hilft. Diesmal war es meine liebe Cousine Julie Kügelgen, die, mein Bestes im Auge habend, klarer sah als ich. Ich erhielt von ihr aus Franzensbad ein Briefchen, worin sie mir mittheilte, daß meine Gefühle erwidert würden und mir meine Zurückhaltung vorwarf. Daß ich damals nicht stracks wahnsinnig geworden bin, wundert mich noch jetzt. Unverzüglich setzte ich mich hin und ließ einen langen Liebesbrief vom Stapel, der wohl etwas nach dem Irrenhause mag geklungen haben, denn ich erinnere mich, daß ich durchaus nicht ganz zurechnungsfähig war. Ich lief im Walde herum und umarmte junge Birken, schlug einsame Purzelbäume und dergleichen. Von meiner Geliebten aber erhielt ich ein freundliches, aber gemessenes Schreiben. Sie wies meine Ansprache nicht zurück, sondern meinte, darüber habe ihr Vater zu entscheiden, ich sollte aber warten, bis sie wieder in Bautzen wäre. Meine extravaganten Gedanken suchte sie einzudämmen. Ich wurde dann auch ruhiger, hatte sie doch vor der Hand zugestanden, daß sie nichts gegen mich habe; so betrachtete ich mich denn vorläufig als Bräutigam und korrespondirte frisch darauf los und hatte eine himmelhochjauchzende Freude, wenn ich die Antworten erhielt. Mit dem Vater, dachte ich, wird man schon fertig werden. Wir sind unser Zwei und er ist nur Einer. So kam denn die Zeit heran, wo die beiden gebadet habenden Damen aus Franzensbad zurückkehrten und ich durfte Sally als Braut begrüßen, was denn doch trotz der noch ausstehenden väterlichen Erlaubniß mit einem Kuß geschah. Aber Sally reiste gleich weiter zu ihrem Vater, an den ich mich nun brieflich wenden mußte. Nun ist das wohl immer eine schwierige Sache, auch wenn man den gewünschten Schwiegervater kennt, aber in dem günstigen Fall

war ich keineswegs. Ich hatte nicht einmal ein Bild vom alten Zezschwitz gesehen, machte mich aber, unverfroren wie ich war, frisch an diesen Brief und erhielt auch umgehend Antwort, wie ich sie nicht besser wünschen konnte. Ich merkte wohl, daß meine Sally bereits für mich gekämpft hatte. Der alte Herr sprach mir gerade keine Freude über meinen Antrag aus, entschuldigte sich aber mit gänzlicher Unbekanntschaft mit meiner Person und lud mich zu einem Besuch in Bautzen ein. Mehr konnte ich denn doch vernünftigerweise nicht erwarten und ich machte mich mit meinem Vetter Wilhelm, der mir als Mentor zur Seite stehen wollte und die gleiche Einladung wie ich erhalten hatte, auf den Weg und wir wurden freundlich in Bautzen aufgenommen als Gäste im Hause meines Schwiegervaters. Den zweiten oder dritten Tag führte mich der alte würdige Papa zu einer Besprechung in die sogenannte gute Stube, die gewöhnlich von der Familie nicht bewohnt wurde, ließ mich auf den Sopha Platz nehmen und hielt mir eine Rede. Der kurze Sinn dieser Rede war, daß auch er Wohlgefallen an meiner Person gefunden habe und nichts gegen die gewünschte Verbindung mit seiner Tochter einwenden wolle, jedoch stelle er die Bedingung, daß die Sache Geheimniß bleibe, bis ich meine Bildungsreise nach Rom vollendet habe. Auf meine Bitte gestattete er den Briefwechsel. Auch könnten wir uns, wenn wir unter uns wären, dutzen und lieben wie wir wollten, in Gegenwart Fremder aber müßten die Dehors gewahrt werden. Proklamirt dürfe die Brautschaft erst werden, wenn ich aus Rom zurückgekehrt sei. Für so viel väterliche Güte konnte ich nur einen gerührten Dank sagen und Alles war im Schick. Hier muß ich aber doch etwas über die Persönlichkeit meines alten Schwiegervaters sagen. Er war ein Original, wie die Neuzeit keins mehr herzustellen vermag, denn der Duft allgemeiner Bildung drängt die Individualität immer mehr und mehr auf ein Minimum zurück und Niemand wagt heutigen Tages anders zu sein, wie andere

Menschen. Zezschwitz war, wie schon erwähnt, ein Zögling der Brüdergemeinde, hatte aber von Natur einen guten Fond von Humor, sehr regen Sinn für das Komische und sogar Lust am Ungehörigen, was oft zu Verlegenheiten seiner Umgebung führte. Diese Eigenschaften in Verbindung mit den anerzogenen religiösen Formen bildeten einen Zwiespalt und Kontrast, die oft amüsant zu beobachten waren. Auch hatte er eine eigenthümliche Art der Wiederholung von Witzen, die bei anderen Menschen unausstehlich wirken, bei ihm aber ihren Effekt nie versagten. Hatte er z. B. irgend einer Gesellschaft von Damen eine nicht ganz dahingehörige Sache erzählt und diese hatten sich das Lachen mühsam verbissen, so erzählte er mit demselben freundlichen Gesicht die Anekdote noch einmal und, wenn es nöthig war, noch einmal und fuhr damit fort, bis Niemand widerstehen konnte und er ein wieherndes Gelächter erntete. Er selbst lachte niemals, sondern machte höchstens einen Gaumenton, wie ein fauchender Kater.

Nach der Rede, die er mir auf dem Sopha in der „schönen Stube" gehalten hatte, schienen wir Beide sehr zufrieden und er kündigte mir an, er wolle mit uns beiden Vettern und seiner Tochter eine kleine Rundreise machen, da man doch auf Reisen die beste Gelegenheit habe, sich kennen zu lernen. So ließ er denn seinen bequemen Reisewagen anspannen. Sein Diener Stahr, der nebenher auch Kutscher war und die eigenthümliche Redensart „nach diesem" immer in sein Gespräch mischte, weshalb ihn Zezschwitz „Sturnus post haec" zu nennen pflegte, setzte sich auf den Bock und wir Vier hinein in den Wagen. An der Deichsel zogen zwei englisirte mecklenburger Braune, kurzum, der Aufzug sah nobel genug aus. Für mich aber begann die genußreichste Reise, die ich je im Leben gemacht habe. Mir gegenüber saß das angebetete Mädchen und wenn wir zu schmachtend werden wollten, sorgte der alte Herr schon für irgend ein, wenn auch etwas sonderbares Amüse-

ment. Alles Irdische, wie Essen, Trinken, Schlafen, besorgte der liebenswürdige Schwiegervater, der wieder von W. Kügelgen ganz okkupirt wurde, so daß mir die Tochter ganz allein auf mein Conto fiel. Es war zu schön! Die erste Tour ging nach Baselitz, einem noch ungetheilten Zezschwitz'schen Gute, dessen Verwaltung mein Schwiegervater besorgte und wo seine Frau und jüngeren Kinder damals zur Sommerfrische weilten. Er war in dritter Ehe mit einem Fräulein Polenz verheirathet, die ihm zwei Söhne und eine Tochter geschenkt hatte; damals waren diese Kinder aber noch recht jung. Aber ich mußte doch die ganze Familie kennen lernen. Die beiden seligen Frauen des guten Zezschwitz waren zwei Schwestern Heynitz gewesen. Aus erster Ehe stammte meine Braut, aus der zweiten ein Sohn Benno, der damals beim Pastor Roller in Schule und Pension war und den ich bereits gesehen hatte. Nun, lange Zeit hatte ich nicht, um meine Stiefschwiegermutter, die sehr gütig gegen mich war, kennen zu lernen, so führte uns der gute alte Herr schon weiter. Ich machte aber schon damals die Bemerkung, daß Stiefmüttern ein Schwiegersohn stets sehr gelegen kommt, ohne daß er viel gewogen zu werden braucht. Er befreit sie eben von einer unbequemen häuslichen Last.

Mein Schwiegervater hatte als weltliche Obrigkeit die Oberaufsicht über zwei katholische Nonnenklöster, die aus alter Zeit noch in Sachsen bestanden, und dahin führte er uns zu allererst. Mich interessirte das allerdings, denn ich war noch nie in einem Nonnenkloster gewesen. Gleich im ersten mußten wir unsere Lachmuskeln scharf beaufsichtigen, denn er hatte uns schon unterwegs allerlei recht Lächerliches von dem Prior erzählt. Der aber mochte auch nichts Gutes ahnen, denn er schickte uns seinen Kaplan entgegen mit der Meldung, er sei unwohl und könne uns nicht persönlich empfangen. Das half ihm aber wenig. Zezschwitz schob den Kaplan ohne Weiteres auf die Seite und zog uns nach sich in die Gemächer des

alten, dicken Priors, der ganz plethorisch in seinem Sorgenstuhl saß und wie Blutwurstendchen im Märchen ängstlich schnaufte. Mein Schwiegervater machte ihn unverzüglich zur Zielscheibe seines beißenden Witzes, erkundigte sich aufs Freundlichste nach seinen Indigestionen und erlöste ihn endlich von seiner Plage, indem er sich ein Mittagsmahl für uns ausbat. Das wurde uns denn auch sogleich im Refektorium aufgetragen und wir ließen es uns, als weltliche Obrigkeit, gut schmecken. Nach Tische wurden wir zur Aebtissin geladen, die uns den Kaffee vorsetzte. Es war eine ziemlich ungebildete Dame, ursprünglich aus dem Bauernstande, das große goldene Kreuz, welches ihre Brust schmückte, stand ihr aber gut und sie hütete sich, mehr zu reden, als gerade nöthig war. Von ihren Nonnen zeigte sie uns nichts. Im zweiten Kloster, das wir Tags darauf besuchten, war es schon anmuthiger. Zezschwitz schien den Vorstand dieses Klosters zu achten und machte keine schlechten Witze. Der Prior, ein würdiger, freundlicher Mann, wußte uns viel von seinem Kloster zu erzählen und bewirthete uns vortrefflich. Zwar war gerade Fasttag, aber die Fastenspeisen waren schmackhaft zubereitet und konnten mit Vergnügen genossen werden; der Wein, von dem er selbst nicht trank, war vortrefflich. Eine Fastenspeise ist mir noch in der Erinnerung geblieben, weil ich sie später nirgends mehr angetroffen habe. Sie bestand aus kleinen Würstchen von Fisch; wahrscheinlich waren doch die Därme, worin diese Delikatesse steckte, auch von Fischen genommen, denn sonst wäre es doch keine richtige Fastenspeise gewesen. Ich bemerkte übrigens, daß der gute Prior in Wahrheit fastete und nicht blos mit Fischgerichten, denn er genoß von allen aufgetragenen Delikatessen fast nichts. Nach Tisch wiederholte sich der Kaffee bei der Aebtissin. In der fanden wir aber eine ganz gebildete Dame aus den höheren Ständen. Auch hatte sie ihre Nonnen mit in die Gesellschaft gezogen, aber nota bene nur die alten, denn ich sah nicht ein einziges

jugendliches Gesicht unter diesen Bräuten des Himmels, und es kam mir vor, als habe der Himmel alle Ursache, auf mich neidisch zu werden von wegen meiner jungen, hübschen Braut. Wir kamen nun bald in ein lebhaftes Gespräch mit der Aebtissin, an welchem sich auch die Nonnen warm betheiligten, kurzum, es war ziemlich wie bei den weltlichen Kaffeegesellschaften, die ich im späteren Leben kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Da fühlte der gute alte Schwiegervater ganz unerwartet ein menschliches Regen und er stellte mich und seine Tochter plötzlich der würdigen Aebtissin als frischgebackene Brautleute vor. Das war jedenfalls eine ganz neue Situation, und es mag wohl wenigen Menschen passirt sein, daß ihr Brautstand unter Nonnen proklamirt wurde. Wer sich übrigens einbildet, das habe die Nonnen, diese Gottesbräute, wenig interessiren können, der irrt sehr. Mit so viel Feuer ist wohl selten einem Brautpaar gratulirt worden. Jede Nonne drängte sich an meine Braut mit ihrem Segen heran, und mir wurden die seltsamsten Brautgeschenke zugesteckt, kleine Heiligenbilder und sonstiger Krimskrams, wie er in Klöstern verfertigt wird, auch kleine Büchsen mit besonders kräftigem Heilbalsam, ein Arcanum des Klosters, von dem man mich versicherte, man könne ihn innerlich und äußerlich gebrauchen und immer sei er probat. Wer war glücklicher, als ich? Nun hatte ich erreicht, wonach ich gestrebt hatte, schüttelte also fortan alle Heimlichkeit ab und gerirte mich als anerkannter Bräutigam. Mein lieber alter Schwiegervater mochte auch denken, daß man müsse laufen lassen, was sich nicht länger halten ließ und opponirte nicht weiter, hatte er doch selbst dem Faß den Boden ausgestoßen. Die Nonnen waren auch gekitzelt, denn sie hatten eine richtige Braut unter sich und ich bin überzeugt, diese Begebenheit wird noch lange den Stoff ihrer Kaffee-Unterhaltungen abgegeben haben.

Mein Schwiegervater liebte nicht sehr früh aufzustehen, mein Vetter Wilhelm ebensowenig. Das Brautpaar aber dachte,

daß im späteren Leben noch Zeit genug zum Schlafen sei und gewöhnte sich den Schlaf fast ganz ab. Schon lange vor Sonnenaufgang klopfte meine Sally an meine Thür, ich hüpfte rasch aus dem Bett in die Kleider und dann ging es hinaus zu den schönsten Spaziergängen in den erfrischenden Morgenthau, wobei wir regelmäßig den Sonnenaufgang bewunderten, im Freien noch ein Kapitel aus der Bibel zusammen lasen an irgend einem heimlichen und gemüthlichen Plätzchen und uns dann mit gutem Appetit zum Kaffee einfanden. Ich aber fühlte, daß ich in meiner Sally mehr gefunden hatte, als ich zu suchen verstand, nicht allein eine hübsche, gebildete Gefährtin fürs Leben, sondern auch eine mütterliche, treu für mein Seelenheil besorgte Freundin, eine Führerin auf dem Wege, der zur ewigen Seligkeit führt und ich dankte Gott von ganzem Herzen. Mein guter, reiselustiger Schwiegervater führte uns noch in einige kleine Städte Sachsens und ließ uns berühmte Orgeln hören oder Kirchthürme ersteigen und brachte uns endlich nach Herrnhut, wo ich Gelegenheit hatte, dies Gemeindewesen, das ich schon als Kind in Sfarepta zu sehen bekam, nun im Centrum, im Mutterstädtchen kennen zu lernen. Eine große Lebensfähigkeit konnte man dieser religiösen Richtung nicht absprechen, dafür zeugten die vielen Kolonien, mit denen sich die Herrnhuter nach allen Seiten hin verbreitet hatten, sowie die strammen polizeilichen Einrichtungen, durch welche die größte Ordnung unter ihnen aufrecht erhalten wurde. Nie sah man einen Betrunkenen oder Bettler auf den Straßen, und wollte man irgend etwas kaufen, so konnte man versichert sein, gute Waare zu erhalten, aber gefeilscht und gedungen wurde nicht; dafür kaufte man etwas theurer. Nach 10 Uhr Abends verödeten die Straßen und man begegnete nur den Nachtwächtern mit ihren großen Hunden. Wenn es sich nun traf, daß eine Herrnhutische Hausfrau Nachts das Bedürfniß empfand, nähere Bekanntschaft mit der klugen Frau zu machen, so schickte sie

nicht etwa zu dieser hin mit der Bitte zu erscheinen, sondern sie stellte nur ein brennendes Licht ans Fenster, was das Zeichen für den Nachtwächter war, die Gewünschte herbeizuholen. Da war es denn kürzlich einer unschuldigen Engländerin begegnet, daß sie, noch spät in der Nacht am Fenster lesend und in Unbekanntschaft mit dieser doch sehr praktischen Sitte, plötzlich eine sehr geschäftige Frau bei sich eintreten sah mit einem verdächtigen Beutel voll Schröpfköpfen und anderweitigen Utensilien kluger Frauen. — Eine liebenswürdige Bekanntschaft konnte ich auch in Herrnhut machen, an der Gräfin Dohna, einer intimen Freundin meiner Tante Lilla. Ich hatte viel von dieser frommen Frau gehört, aber ihre persönliche Erscheinung übertraf bei weitem meine Erwartung. Sie hatte sich nach dem Tode ihres Mannes nach Herrnhut zurückgezogen, um am Abend ihres Lebens in stiller Beschaulichkeit ihrem Gott zu dienen. Sie bewohnte die frühere Residenz des Grafen Zinzendorff und nahm auch in der Gemeinde, ohne ihr gerade ganz einverleibt zu sein, eine hervorragende Stellung ein. Sie lud uns auf den Nachmittag ein, wo ein paar reisende Quäker in ihrem Saale eine Ansprache halten wollten. So habe ich auch Gelegenheit gehabt, mit diesen sonderbaren Käuzen in Berührung zu kommen. Die beiden Quäker saßen an einem Ende des Saales mit ihren breiten Hüten und alterthümlichen Fracks, und einer von ihnen stand alsbald auf und hielt eine Rede in etwas gebrochenem Französisch. Ich entsinne mich nicht mehr, weshalb und worüber er sprach, sondern nur, daß seine Rede allgemein befriedigend ausfiel. Nachdem er geendet, erwartete die im Saale versammelte Gesellschaft, daß nun der andere Quäker auch sprechen sollte, und er selbst wartete auch augenscheinlich, daß ihm der Geist was eingeben sollte, aber der Geist sagte ihm nichts und so wurde denn die Sitzung, nachdem man zehn Minuten umsonst in erwartungsvoller Stille dagesessen hatte, aufgehoben. Der Eine von den Sonderlingen, der gehört hatte,

ich sei ein Russe, trat mit dem Hut in der Hand auf mich zu, aber ehe er mich in ein Gespräch verwickelte, hielt er es für seine Pflicht, sich seines Hutes wegen zu entschuldigen. Er habe, sagte er, ihn nicht aus Höflichkeit vom Haupte genommen, sondern nur der Hitze wegen, die in der Stube durch die vielen Menschen erzeugt würde. Nun, es muß auch solche Käuze geben und ich bin fest überzeugt, daß in ihren Reihen manches Glied der unsichtbaren Kirche Christi zu finden ist, wohl nicht mehr und auch nicht weniger, als in anderen christlichen Gemeinschaften. Um die Aeußerlichkeiten, die der Mensch sich zum inneren Kern der Religiosität in seiner menschlichen Schwachheit hinzuphantasirt und die häufig seinem Nebenmenschen total unverständlich sind, haben sich die Erdenbewohner von jeher todtgeschlagen oder gar verspottet und verlacht, und doch müßte jeder Dreckgeborene aus eigener Erfahrung wissen, wie schwer es ist, diesen angeborenen Koth vom göttlichen Licht ganz durchleuchten zu lassen. Wie schwer ist es, die Entschuldigung: „homo sum“, die man für sich anführt, auch auf Andere anzuwenden. — So gut mir Manches in Herrnhut gefiel, so fühlte ich doch bald, daß dort für mich nichts zu finden war und die Wolke von Langerweile, die über dem Orte lag, stieß mich ab, ebenso die mir unbegreifliche Scheidung der Geschlechter, die streng von einander gesondert im Bruderhaus und Schwesternhaus groß gelangweilt wurden, so daß sie, wenn sie mannbar geworden waren, nie wußten, welche Gefährtin sie sich fürs Leben erwählen sollten, sondern das schlechtweg der Unitäts-Aeltesten-Konferenz überließen, welche die heirathsfähigen Männer und dito Jungfrauen durchs Loos zusammengab. Darin glaubte man Gottes Willen zu vernehmen. Die Herrnhuter meinten das Loosen auch aus der heiligen Schrift geholt zu haben und führten zwei Beispiele an. Als die Juden einen König haben wollten, wurde das Loos geworfen und fiel auf Saul, und als Judas sich erhängt hatte

und die übrigen Apostel das Bedürfniß nach einem neuen Zwölften empfanden, wurde auch das Loos befragt und Barnabas wurde zu diesem Amte dadurch bestimmt. Mir schien schon damals, daß der liebe Gott das Loos zwar zugelassen habe, wie alle menschliche Schwachheit, aber keineswegs bestätigt, denn weder sei Saul der Mann nach dem Herzen Gottes gewesen, sondern David, über den das Loos nichts bestimmt habe, noch habe ich in Barnabas den zwölften Apostel entdecken können, sondern in Paulus, den Gott unmittelbar berief. Man gab das nicht zu, sondern meinte, es wären eigentlich dreizehn Apostel. Nun, ich will den lieben Herrnhutern auch gern den dreizehnten Apostel gönnen, obgleich mir scheint, sie thäten klug, sich auch nach dem vierzehnten umzusehen, denn bekanntlich soll es ja nach einem alten Aberglauben sehr gefährlich sein, zu dreizehn zusammenzusitzen. Uebrigens, höre ich, hat die Brüdergemeinde in neuerer Zeit das Loos, als etwas Obligatorisches, fallen lassen; es wird nur noch auf besonderen Wunsch in Anwendung gebracht, und so, wenn es nicht gerade als Glaubens-Artikel hingestellt wird, sondern als Nothbehelf, kann man es sich ja gefallen lassen. Für diese sonderbare Sitte, sich seine Lebensgefährtin auf diesem Wege geben zu lassen, spricht übrigens der ins Gewicht fallende Umstand, daß in Herrnhut eine unglückliche Ehe etwas gar nicht Dagewesenes war. Unter uns Weltkindern ist das nun gerade keine Seltenheit. Einen alten General Sch. hörte ich in meiner Jugend einmal sagen: „Als ich heirathete, glaubte ich in einen rechten Glückstopf zu greifen, aber ich merkte bald, daß ich in einen ganz anderen Topf gegriffen hatte.“ Guter alter General, wie Dir mag es wohl Manchem gehen, der sein Weib nicht durchs Loos, sondern aus der Hand des Sinnenrausches, der Geldgier oder sinnlicher Begierden empfängt. Nur die Ehe kann einen glücklichen Verlauf nehmen, die beiderseits religiöses Bedürfniß mit in den Ehestand nimmt, wie man das

sehr richtig auszudrücken pflegt: wo der Herr der Dritte im Bunde ist.

Aber ich bin ja bei meinem Aufenthalt in Herrnhut ganz salbungsvoll geworden. Nun, man ist eben abhängig von der Lokalität; wird hoffentlich nicht wieder geschehen, denn ich komme ja nicht wieder nach Herrnhut. — Mein Schwiegervater reiste mit uns wieder nach Bautzen zurück, wo ich noch einige schöne Tage verbringen durfte, bis W. K. einige angefangene Porträts vollendete. Meine Schwiegermutter war in unserer Abwesenheit auch aus Baselitz wieder zurückgekehrt und ihre Kinder traten bald in ein zutrauliches Verhältniß zu mir, was mitunter meiner Braut einige Verlegenheit verursachte. So kam eines Tages mein kleiner Schwager Gerhard mit großem Jammergeschrei hereingestürzt, hinten gar nicht zugeknöpft, große Offenbarungen spendend. Ich nahm mich des Falles schnell an, entdeckte denn bald einen langen, halbgeborenen Spulwurm und konnte den Jungen und auch den Spulwurm von einander erlösen. Ich habe ihn zuletzt als Knaben gesehen, nun ist er angesehener Professor und berühmter Kanzelredner. Ich aber kann mir noch gar keine andere Vorstellung von ihm machen, als immer im Verein mit dem Spulwurm.

Wenn dem Menschen Unglück beschieden ist, so scheint es ihm wohl oft, als schlichen die Stunden gar langsam dahin, aber auch das Unglück währt nicht immer, sondern wird einmal überstanden und fällt hinter der voranstürmenden Zeit ins Bereich der Erinnerung. Wie schnell aber vergehen die Tage, wenn man im Vollgenuß des Glückes sich befindet, wenn man zu jedem Augenblick, den man erlebt, sagen möchte: verweile doch, du bist so schön! Goethe behauptet zwar: „Nichts sei schwerer zu tragen, als eine Reihe von guten Tagen." Das klingt schön und ist auch geistreich, aber steckt auch Wahrheit darin? Wenn das der Fall, wäre der große Dichter selbst wohl ein recht unglücklicher Mann und sein Leben, das genau

genommen doch eine Reihe guter Tage repräsentirt, eine unerträgliche Last gewesen. Mir wenigstens that die Reihe guter Tage, die ich damals auf dieser Reise und in Bautzen genoß, sehr sanft und ich fühlte durchaus keinen unangenehmen Druck durch sie. Ob diese Zeit lang oder kurz war, vermag ich nicht anzugeben. In meiner Erinnerung war es ein kurzer Moment und doch ein so großer Abschnitt meines Lebens. Es mögen Tage, Wochen, ja Monate gewesen sein, ich weiß es nicht; aber das weiß ich, daß diese schöne Zeit ihr Ende bald genug fand und ich betrübten Herzens nach schmerzlichem Abschied mich neben meinem guten Vetter W. in einem elenden Planwägelchen mit einem einzigen, alten Schimmel an der Deichsel, auf der Landstraße nach Dresden hinfahrend bemerkte. Die schönen Tage von Aranjuez waren nun vorbei und ich ging jetzt mit Eifer an meine Römerfahrt, packte meine Sachen ein und nahm ein Billet auf der Post nach München. Eisenbahnen existirten damals noch nicht, aber mir kam schon das Institut der Postkutschen, von dem wiederum in Rußland noch keine Spur zu finden war, sehr civilisirt vor. Aber erzählen ließ sich von so einer Postkutschenfahrt wohl wenig, wenn man nicht das Glück hatte, mit hervorragenden Geistern zusammen in diesen Marterkasten gesperrt zu werden. Aber die hervorragenden Geister sind stets dünn gesät gewesen, die Mittelmäßigkeit ist immer in Masse vorhanden. So weiß ich wirklich von dieser Reise nichts mitzutheilen, als daß ich einstieg, unbequem schlief und endlich in München anlangte, wohlgerüttelt und geschüttelt, wie ein Butterfaß, oder feiner gesagt: potenzirt und dynamisirt, wie eine homöopathische Medizin. In München fand ich Freunde und Bekannte meines Vetters Wilhelm, an die ich Briefe abzugeben hatte, weshalb ich einige Tage in dieser Residenz verweilte, die ja auch der Kunstschätze viele aufzuweisen hatte. Die Glyptothek war schon erbaut und am königlichen Schloß wurde noch gemalt und geputzt. Eine flüchtige Bekanntschaft

durfte ich auch schon damals mit dem alten Professor Schubert machen, der mir in späteren Jahren so werth und lieb geworden ist. Ebenso hatte ich Empfehlung an den Maler Hermann, der mir manchen werthvollen Fingerzeig zu meiner weiteren Reise geben konnte, da er sie ja früher gemacht hatte. Er gab mir auch die nächste Reiseroute durchs Gebirge an, denn nun wollte ich zu Fuß gehen, da ich ja ins Gebirge kam und die Gegenden doch von der Umgebung Berlins stark abstachen, die mir für einige Zeit das Fußreisen verleidet hatten. Ich durchzog zuerst das bayerische Oberland mit seinen anmuthigen Gebirgsseen, wieder mit dem Ränzchen auf dem Rücken und als richtiger Kunstjünger mit Pfeife und Tabaksbeutel. Ein Fuhrknecht, der mir mit leerem Wagen vorbeifuhr, lud mich einmal ein, mitzufahren, was ich verstand und gern annahm. Wenn der gute Kerl sich nun von seiner Freundlichkeit eine gemüthliche Conversation als Belohnung versprochen hatte, irrte er sich, denn er verstand leider mein gebildetes Deutsch ganz und gar nicht und ich von seinem Kauderwelsch auch nur herzlich wenig, so daß er zuletzt ganz trostlos, halb für sich, halb für mich, äußerte: „Nein, so ein Kerl sei ihm noch nicht vorgekommen, der gar kein Deutsch verstünde.“ Er mochte mich für einen Türken oder einen Neuseeländer halten, wenn er von diesen letzteren überhaupt etwas wußte. Aber etwas allgemein Verständliches führte ich bei mir, das war ein ganz guter Wein in meiner Reiseflasche und ich gestattete ihm gern, da ich nicht fern vom Nachtquartier war, meine Reisetrösterin bis zur Nagelprobe zu leeren. Eines anderen Abends ging ich am Ufer eines der schönen Seen entlang und es hatte sich mir ein Mädchen der Gegend zugesellt, mit der ich wohl oder übel Conversation machte; denn der Mensch, der doch ein geselliges Thier ist, dankt Gott, wenn er sich nicht immer mit seinen eigenen Gedanken allein fühlt, sondern läßt meinethalben das trivialste Geschwätz mit Wohlgefallen auf sich einwirken.

Ich lernte auch bald verstehen, was man in der allerdings krausen Mundart sagte, es war doch immerhin Deutsch und so kriegte ich es auch heraus, mich verständlich zu machen. Nun, die junge Dame mit ihrer Pelzmütze und noch anderweitigen Last, die sie auf dem Kopfe trug und zwar ohne daß man ihr anmerkte, daß es ihr Beschwerde mache, ging rüstig an meiner Seite und schwatzte von Diesem und Jenem und ich gab, so gut es gelingen wollte, meinen Senf auch dazu; da bogen wir plötzlich um eine Ecke und vor uns stand in seiner ganzen Majestät der schöne Vollmond und badete seine Strahlen in den glitzernden Wellen des Sees, hinter welchem sich die imposanten Massen des Gebirges aufbauten. Ich blieb, hingerissen von diesem schönen Anblick, stehen und starrte das prachtvolle Bild an. Meine Begleiterin hemmte gleichfalls ihre Schritte, sah sich verwundert um und mich an und fragte: „Nun, was hast Du?" Sie schien anzunehmen, daß ich einen Geist oder derartiges gesehen habe. Als ich sie nun auf den Mond und die Pracht der Situation aufmerksam machte, meinte sie wegwerfend: „Ach, das runde Ding! Na, da wär' mir doch ein Pfannkuchen lieber." Ich bedauerte aufrichtig, daß ich einen solchen nicht zur Hand hatte, denn gern hätte ich sie für dieses ungekünstelte Geständniß belohnt, welches sie den Muth hatte auszusprechen, während tausend Andere wohl ebenso wie sie gefühlt, aber dieses Gefühl sicher hinter einer lügnerischen Schwärmerei versteckt hätten.

So kam ich allgemach an die österreichische Grenze, wo ich mich auf Contrebande visitiren lassen mußte. In meinem Ränzchen fand sich nichts Verbotenes vor, aber mein Tabaksbeutel, meinte der Zöllner, sei zu dick, einen so wohlgefütterten Beutel dürfe er nicht passiren lassen. Ursprünglich war allerdings ein Pfund darin gewesen, aber viel Tabak war doch davon schon in Rauch aufgegangen. Der Zöllner, der wohl selbst ein leidenschaftlicher Raucher war und sich wohl darauf freute, einmal

ein anderes Kraut, als die abscheulichen österreichischen Blätter zu rauchen, schüttete darauf ungefähr die Hälfte meines Tabaks auf einen großen Bogen und machte dabei ein sehr zufriedenes Gesicht. Auf meine Frage, ob ich nun den Rest behalten dürfe, bejahte er sehr freundlich, worauf ich rasch den Bogen Papier erfaßte und den guten Tabak zum offenstehenden Fenster hinausschüttete. Und nun machte ich ein sehr zufriedenes Gesicht und sagte fröhlich: Adieus auch! Hätte ich den Tabak geraucht, er hätte mir kaum mehr Plaisir gemacht und der sündige Zöllner mag sich wohl selten über eine Piep Tabak mehr geärgert haben.

An der Martinswand vorbei, auf welcher Kaiser Max einen Engel gesehen haben soll, kam ich nach Innsbruck. Einen Engel hatte ich zwar nicht getroffen, aber doch ein treuherziges, liebenswürdiges Volk, welches zwischen diesen uralten, starren Bergen wohnt, leider mißregiert von der Habsburgischen Dynastie, die bald alles Volksthümliche wird unterdrückt haben. Die österreichischen Herrscher, selbst verdummt durch die Jesuiten, haben von jeher das Bestreben gehabt, diese Verdummung noch in erhöhtem Maße auf ihre Unterthanen zu verbreiten und nebenbei sollte das Sprüchwort: „Undank ist der Welt Lohn" umgewandelt werden in: „Undank ist Oesterreichs Lohn". Das hat wohl das treue Tyrolerland und sein Held Andreas Hofer auch erfahren. Innsbruck ist ein hübsches Städtchen. Ich war da gut logirt in der „Goldenen Sonne", ergötzte mich an der alten Kirche mit ihren Bronze-Statuen aus dem Mittelalter und sah mich nach einer passenden Fahrgelegenheit über den Brenner um, denn der Herbst war schon ziemlich herangerückt und man warnte mich vor der Kälte im Gebirge. Ich fand auch einen Einspänner mit einem kräftigen tyroler Pferde und noch kräftigeren tyroler Bua, der mich in seinen ledernen Büxen und seiner knappen sammetnen Jacke sehr gemüthlich über den Brenner schleppte. Aber oben beim Brenner-See gab

es schon Schnee und ich ging denn doch viel zu Fuß, um mich zu erwärmen; aber wie schön warm wurde es gleich, als wir bergabwärts auf der Südseite nach Brixen und Botzen hinabfuhren. Nun kam ich ins Weinland hinein und der Genuß, guten Landwein zu trinken, war mir nun auf zwei Jahre gesichert und das benutzte ich sehr. Der Wein hat mir immer da am besten geschmeckt, wo er gewachsen ist, man bekommt ihn auch da wohl am unverfälschtesten. Es lohnt sich auch in Weinländern kaum, den Wein zu verfälschen, weil er wohlfeiler ist, als die Chemikalien, woraus er in der Ferne hergestellt oder womit er wenigstens verdorben wird. Nun kam ich schon in Italienisch redende Gegenden und fand denn auch alsbald die diesem Lande eigenthümliche Reisegelegenheit — den Vetturino, mit welchem ich weiterreisen konnte. Ich weiß nicht, ob diese Art des Reisens in Italien noch üblich ist, da ja dieses Land jetzt auch seine Eisenbahnen hat. Ich bezweifle fast, ob man mit größerem Genuß oder auch Nutzen per Dampf fahren kann, als mit den vormaligen Vetturinis, will daher eine flüchtige Skizze dieser Reisegelegenheit entwerfen. Der Vetturino führte eine geräumige Glasfenster-Kutsche, gewöhnlich mit vier Mauleseln bespannt und fuhr in der Regel nur auf derselben Strecke zwischen zwei Städten. Dieser Weg war ihm daher bekannt, wie seine Hosentasche. Nun verakkordirte man sich einem solchen Fuhrmann für die von ihm befahrene Strecke Wegs und erhielt von ihm ein ziemlich beträchtliches Handgeld. Der Vetturino übernahm nicht nur die Beförderung des Passagiers, sondern sorgte auch für dessen Nachtquartier, Frühstück und Abendessen. Das war Alles mit einbegriffen in den Kaufpreis, um den man sich geeinigt hatte. Langsam ging es wohl, zumal im Gebirge, und man konnte, wenn man wollte, zu Fuß viel nebenbei oder auch voraus laufen, aber gezwungen war man dazu nicht. Ich fand oft Gefallen daran, denn ich liebte es, mich umsehen zu können, namentlich wenn

es ohne Ermüdung geschehen konnte und auf die brauchte ich nicht zu warten, war doch die Kutsche jederzeit bereit, mich aufzunehmen. Einmal war ich wieder so als Fußgänger ein gutes Stück vor dem Fuhrwerk vorausgeeilt, da begegnete mir ein Knabe, welcher wohl von der Weinlese heimkehrte und mühsam eine ungeheure Weintraube schleppte, die kunstreich aus vielen Trauben zusammengebunden war, so daß sie an die Riesentraube erinnerte, die Josua und Kaleb aus dem gelobten Lande mitbrachten. Auf meine Frage, ob er dies Kunstwerk, wonach mich gelüstete, nicht verkaufen wolle, verlangte er den hochklingenden Preis von sechs Kreuzern. Ich erstand sie also unverzüglich, setzte mich mit meiner Errungenschaft hin und delektirte mich daran, und als der Wagen herankam, nahm ich die Traube mit hinein und traktirte die Mitreisenden; wir aßen und genossen, bis wir allesammt das Abweichen bekamen und das für sechs Kreuzer; ich zweifle, ob wir diese Wirkung billiger mit Ricinus-Oel hätten erzielen können. Von Roveredo an konnte man sich nur in italienischer Sprache verständlich machen und das war anfangs wohl etwas unbequem, da ich mich in angeborenem Leichtsinn gar nicht darauf vorbereitet hatte; indessen war es merkwürdig, wie schnell es mir gelang zu verstehen und auch verstanden zu werden. Ein junger Dresdener Maler, mit dem ich auf der Reise zusammengetroffen war, hatte bedeutende Selbststudien gemacht und sprach seiner Meinung nach ganz fließend Italienisch, aber kein Italiener konnte ihn verstehen, so daß ich ihm noch manchmal als Dolmetscher dienen mußte und hatte doch keine anderen Hilfsmittel außer dem Verständniß der verwandten Sprachen des Lateinischen und Französischen. Nun setzte ich meine Reise ununterbrochen fort bis Venedig und hielt mich dann einige Tage in dieser merkwürdigen Lagunenstadt auf. Ich hatte das Glück, bei einem Tyroler Quartier zu bekommen, der sich Antonio Gruber nannte und eine Locanda errichtet hatte, in der man recht billige Unter-

kunft fand. Gleichzeitig kannte er die Stadt mit allen ihren Merkwürdigkeiten, diente mir willig als Lohnbedienter und führte mich in allen Kirchen, Bildersammlungen, dem Dogenpalast ꝛc. umher. Auch die berüchtigten Gefängnisse mußte ich besuchen und konnte mich überzeugen, daß die Guillotine keine französische Erfindung sei, sondern daß die Republik Venezia auf die Priorität dieses Gedankens, das Kopfabschneiden durch eine Maschine zu besorgen, gegründeten Anspruch erheben konnte. Sie hatte es aber versäumt, sich auf diese Erfindung ein Patent auszuwirken und so stahl ihr die französische Republik die Ehre der Erfindung. Die Franzosen stellten ihre Erfindung, die so massenhaft Blut vergoß, auch gleich auf den Markt, in hellen Sonnenschein, die Venetianer verbargen sie in kellerhaften Räumen, wo sie ohne Betheiligung des Publikums gearbeitet zu haben scheint. Auch Gefängnißzellen wurden mir gezeigt, die wahrlich nur an steinerne Särge erinnerten, in denen man nicht aufrecht stehen, sondern nur liegen konnte. Mit Schaudern verließ ich diese unterirdischen Räume, in denen manche fürchterliche Ungerechtigkeit mag verübt worden sein, und ließ mich gern von meinem freundlichen Begleiter durch den hellen Sonnenschein in eine einladende Kneipe führen, die dicht unter der berüchtigten Ponte dei sospiri lag, wo man früher denen, die darüber geführt wurden, das Wort Dante's nachrufen konnte: „Lasciate ogni speranza“, denn sie mußten in diesem Leben auf eine Rückkehr verzichten. Grausamkeit und Ungerechtigkeit aber rächen sich merkwürdigerweise auch an der Lokalität, in der sie begangen wurden; Venedig hat das erfahren müssen, denn mir erschien es damals als eine werdende Ruine, ja, das ganze Italien mußte wohl an dem Fluch, den ihm frühere Jahrhunderte eingetragen hatten, leiden und die Sünden früherer Generationen lasteten schwer auf dem schönen Lande. Große Strecken sonst blühenden Landes waren verödet und oft durch die Aria cattiva unbewohnbar geworden und so unge-

sund, daß man selbst beim Durchreisen nicht wagen durfte, sich dem Schlummer zu überlassen, wenn man nicht das Fieber bekommen wollte. Aber in der Kneipe bei der Seufzerbrücke wurde ein prachtvoller Cypernwein gereicht, der mit gerösteten Kastanien, die wir für ein Billiges von einem Straßenkoch einhandelten, ein wohlschmeckendes und genügendes Mittagsmahl lieferte. Die Kunstschätze, besonders aus der Venetianischen Schule, die ich in Kirchen, im Dogenpalaste und in Privatsammlungen fand, interessirten mich wohl sehr, indessen bemerkte ich von meinem Spezialfach, der Landschaft, gar nichts. Abends trieb ich mich, wie alle Reisende, auf der Piazetta herum und ergötzte mich an dem bunten Durcheinander von Türken, Griechen und hübschen verschleierten Venetianerinnen, kaufte auch einigen aus Muscheln bestehenden Schmuck für meine Braut, eine Erinnerung an Venedig. Meine Reiseerinnerungen aus Italien werde ich in diesen Blättern nur kurz berühren, denn ich habe sie, während ich mich in diesem schönen Lande aufhielt, sehr regelmäßig in meiner Korrespondenz mit meiner Braut aufgezeichnet, an die ich jeden Abend etwas zu schreiben pflegte, wenn es sich irgend machen ließ. Wollen also meine Kinder, für die ich dieses Buch vorgenommen habe, Genaueres über diesen Zeitabschnitt meines Lebens erfahren, so mögen sie in diesen Briefen, welche erhalten sind, nachforschen. Ich selbst kann es nicht, einmal, weil es mich anwidert, und dann habe ich auch die ganze Korrespondenz meinem ältesten Sohne geschenkt und nicht zur Hand. Ich will hier nur nachtragen, daß ich auf meiner Reise nach Venedig ein paar Tage in Verona weilte, wo mich vor Allem die wohlerhaltenen Reste eines antiken Amphitheaters sehr interessirten. Dieser alte Bau ist noch so vollständig konservirt, daß man darin recht gut Vorstellungen geben könnte. Ich saß lange auf den alten Sitzstufen und sah im Geist schreckliche Gladiatoren-Kämpfe, oder christliche Märtyrer, die waffenlos wilden

Thieren vorgeworfen waren, und freute mich, daß man sich zur Stunde nicht an so schauerlichen Schreckensscenen zu ergötzen liebte. Von Verona aus standen mir zwei Wege nach Rom offen, der eine über Mailand, der andere über Venedig. Ich wählte entschlossen das schöne Venedig, weil diese Stadt einzig in ihrer Art ist mit ihren Kanälen und Brücken, eine Stadt, in der man unmöglich überfahren werden konnte, weil kein einziges Pferd darin zu finden war. Statt der rasselnden Caroſſen glitten schöne Gondeln lautlos über die Wasserflächen hin und es war eine große Lust, in diesen Gondeln sich zu schaukeln, die gewöhnlich von einem einzigen Gondoliere geführt wurden und zwar mit einem einzigen Ruder, womit die Gondel nicht nur pfeilgeschwind vorwärts bewegt, sondern zugleich aufs Geschickteste gelenkt wurde. Nie stießen die Fahrzeuge zusammen, obschon sie oft in ängstlicher Nähe an einander vorbeischossen. Ich verließ Venedig auf einem kleinen Küstendampfer, der mich längs den Ufern des Adriatischen Meeres und theilweise sogar auf Kanälen eine Strecke vorwärts brachte. Dieses Fahrzeug muß damals noch den Reiz der Neuheit gehabt haben, denn ich erinnere mich, daß große Menschenmassen sich überall, wo wir an bewohnten Strecken Landes hinstrichen, ansammelten und sich an unserem Anblick ergötzten, und die Kinder wiederholten immer in singendem Ton: El vapor! Nach kurzer Landreise erreichten wir dann Bologna, wo einige Kirchen besehen und eine Nacht geruht wurde. Auf der Reise war ich mit zwei jungen Engländern bekannt geworden, einem Paar hübschen Kerls, denen ich Gelegenheit hatte gute Dienste zu leisten, denn sie waren, was die Sprache anlangte, viel schlimmer daran als ich, obgleich sie etwas Französisch radebrechen konnten, so daß sie sich gegen mich zur Noth zu verständigen im Stande waren; so mußte ich denn Dragoman-Dienste verrichten, machte auch die Wirthsrechnungen sehr zu ihrer Zufriedenheit und half ihnen aus einer großen Ver-

legenheit, denn sie empfanden ein lebhaftes Verlangen nach brandy, was den Italienern durchaus unverständlich war. Ich selbst nahm das Zeug damals nicht in den Mund, sondern begnügte mich gern mit dem schönen italienischen Wein, für den ich auch heute noch allen Branntwein stehen lassen würde, aber ich nahm mich willig ihrer Hilfsbedürftigkeit an und konnte mir ungefähr denken, daß dieser heißersehnte Gegenstand aqua vitae heißen müsse, bestellte also unter diesem Titel und sie erhielten, wonach ihr Herz schrie, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Aber nun war ihre Verehrung für mich, den sie für einen firmen Italiener hielten, groß und sie gaben sich ganz in meine Vormundschaft. Wenn man in Italien mit seinen Wirthsleuten in Frieden leben und sich ohne Streit wieder trennen will, muß man nämlich Alles, was man beanspruchen will, vorher verakkordiren und kann dann, wenn man weiterzieht, die Rechnung selbst machen; hat man das verabsäumt, so kann man darauf rechnen, in sehr unangenehme Auseinandersetzungen zu gerathen und Alles doppelt bezahlen zu müssen. Und was ein Streit mit Italienern auf sich hat, weiß nur der, welcher die Kraft ihrer Lungen und Stimmritzen kennt. Sie schreien dann, daß der Kalk von den Wänden fällt und wenn man sie nicht versteht, denken sie, daß Taubheit einen daran verhindert und schreien noch viel lauter, daß einem das Trommelfell zu platzen droht. Außer diesen beiden Briten hatten sich noch zwei Schweizer an mich geschlossen. Der eine war ein Handlungsbeflissener, der andere kam aus Egypten, wo er unter Mehemet Ali eine Rolle zu spielen vorgab und ganz interessante Mittheilungen über das Nil-Delta machte. Wir Fünf mietheten zusammen einen Florentiner Vetturino und saßen einmüthig und in bester Unterhaltung im bequemen Kutschkasten. So kamen wir glücklich in einem kleinen Wirthshause auf dem höchsten Gipfel der Apenninen an, wo Nachtruhe gehalten werden sollte. Nun traf es sich aber, daß schon andere

Reisende vor uns eingekehrt waren, der Wirth hatte nur noch eine Stube und zwar mit vier Betten und wir waren unserer Fünf. Man mußte also das Loos werfen, welche unter uns in Einem Bette schlafen sollten. Ich hatte nicht sonderliche Lust, mir irgend einen der Reisekameraden zum Bettgenossen zu machen, unterzog mich aber willig der Prozedur des Loosens mit der Absicht, wenn es mich getroffen hätte, mein Nachtlager auf dem großen Speisetisch zu suchen. Das Loos fiel aber auf die beiden Schweizer, die sich betrübten Blickes anschauten. Nun waren in der Stube zwei schöne breite Betten und zwei ganz schmale und man darf sich nicht wundern, daß Britannia seine Interessen wahrte. Die beiden Insel-Lords, welche wohl heimliche, reich gewordene Schneidersöhne gewesen sein mögen, stürzten mit Jubel auf die beiden breiten Betten zu und nahmen sie in Posseß. Mir konnte das nun wohl einerlei sein, da für meine Dimensionen immer noch ein schmales Bett ausgereicht hätte, aber die beiden Alpensöhne, wie sollten die sich auf dem engen Gestell behelfen? Sie opponirten also heftig und verlangten eines der breiten Betten für ihren erzwungenen Ehestand; die beiden Engländer aber vertheidigten ihre Besitzergreifung und lieferten den Beweis, daß das „beati possidentes“ gar keine Bismarck'sche Erfindung sei, obschon es vorher „felix possessor“ genannt worden war. Da die beiden Briten auf meine Vermittelungsvorschläge absolut nicht eingehen wollten, trat ich mit den Schweizern in ein Bündniß und wir erklärten den siegestrunkenen Briten, sie sollten alle vier Betten zur Disposition haben, ich aber wolle nichts mehr mit ihnen und ihrem Egoismus zu schaffen haben, und wir Drei zogen uns ins Nebenzimmer zurück, wo der große Tisch stand und beschlossen, eine lustige Nacht zu durchwachen. Im großen Kamin ließen wir ein prasselndes Feuer anmachen, bestellten Wein und fingen an, unseren Verdruß zu ertränken. Die Schweizer aber hatten offenbar bösen Willen und machten

sich daran, auf alle mögliche Weise die Schläfer nebenan zu stören. Sie stocherten mit einer Schürstange im Kamin, der mit der Rückwand an die Schlafstätten grenzte, sangen lustige Lieder und machten allen möglichen Lärm und Spektakel. Endlich kam der junge Musterreiter auf einen recht republikanischen Einfall. Wartet, sagte er, ich werde den verfluchten Kerls mal den Kuhreigen vorblasen, erhob sich, ging an die Thür und blies wirklich. Kaum war der letzte Ton verklungen, so hörte man ein zorniges zweistimmiges God dam! kahle Füße klatschten auf die Steindiele, die Thür ging auf und hereintraten zwei lange Gestalten in sehr kurzen Hemden in Boxerpositur. Der Eine, der den Sprecher machte, fragte: „Qui a fait un bruit comme une bête?“ wandte sich dann zu mir und sagte: „Pas vous, gentleman! Mais vous“, adressirte er sich an den Richtigen, „c'est vous!“. Der dachte auch nicht daran, seine Missethat zu leugnen, sondern ließ sich lachend vernehmen: „Gott straf' mich, der kennt mein Kaliber!“ Ich sah nun eine schöne Prügelei heranrücken, an der ich nicht Lust hatte Theil zu nehmen, versuchte also zu vermitteln, wozu mich die gute Meinung der beiden Erzürnten, daß ich doch ein Gentleman sei, qualifizirte. Ich stellte ihnen also vor, daß sie sich der Gefahr aussetzten, Zahnschmerzen zu bekommen mit ihren bloßen Füßen auf dem kalten Steinboden, sie möchten nur ruhig wieder in ihre warmen Betten zurückkehren, ich wollte schon versuchen, meine beiden Gefährten ruhiger zu stimmen. Das wirkte calmirend. Britannia hatte ja mit dem Säbel gerasselt, machte Kehrt und ging im nächtlichen Kostüm, mit der Schlafhaube auf dem Kopfe, einen recht komischen Anblick gewährend, wieder ins Lager. Aber das Säbelgerassel hatte doch gewirkt. Die Schweizer stocherten nicht mehr im Feuer, kein Alpenhorn ward weiter gehört und die Schläfer nicht mehr, als mit guter Sitte vereinbart werden konnte, in ihrer Ruhe gestört. Die Nacht verging und die Reise wurde

sehr früh fortgesetzt, aber schweigsam und verstimmt. Ich hatte meinen Platz neben dem Vetturino auf dem verdeckten Bock, serpa genannt, welchen Platz ich bei meinen italienischen Reisen immer bevorzugt habe, weil man da am besten sehen konnte. Diesmal freute es mich besonders, daß ich nicht genöthigt war, Genosse der schweigsamen Gesellschaft da drinnen zu sein. Damals genirte mich das sehr wenig, eine Nacht nicht geschlafen zu haben und ich brauchte am Tage nicht nachzuholen, was nächtlicher Weile versäumt war, sondern saß munter wie ein Eichhörnchen auf meinem Außensitz und trank mit den Augen alle herrlichen Eindrücke, die das schöne Land gewährte. Die Kälte, die Morgens beim Ausfahren von der Höhe des Berges etwas empfindlich gewesen war, machte auch nach Sonnenaufgang einer angenehmen Temperatur Platz, obschon der Herbst recht vorgerückt war. Ins schöne Florenz, welches eigentlich Firenze heißt, zog ich glücklich und zufrieden ein und trennte mich ohne Schmerz von meiner bisherigen Reisegesellschaft. Die Stadt, die Umgebung und das Wetter, Alles war so schön, daß ich mich mit Freuden entschloß, einen etwas längeren Aufenthalt daselbst zu nehmen. Auch war so Vieles dort zu besehen, daß man im Fluge nicht vorbeikommen konnte. Benvenuto Cellini, Michel Angelo und andere große Künstler hatten da gelebt und gewirkt und überall stieß man auf ihre hinterlassenen Fußstapfen. Auf dem Markt, in den Kirchen und in der Kunstgallerie war so Manches, was sie geschaffen, zu bewundern und bleibend in der Seele zu fixiren. Hier im nahegelegenen Kloster Fiesole hatte auch der Regenerator der mittelalterlichen Kunst, der fromme Mönch, der nach seinem Kloster auch Fiesole genannt wird, gewirkt, und in der Gallerie, die ich gleich aufsuchte, bewunderte ich die ersten Antiken aus Marmor, die geschmackvoll in einer Rotunde aufgestellt waren. Besonderen Eindruck auf mich machte die Mediceische Venus, die so schön war, daß man das Nackte bei ihr ganz übersah.

Es hat auch sehr richtig Jemand von ihr gesagt, sie sei in ihre eigene Schönheit, wie in einen schützenden Mantel, gehüllt. Ich hatte von ihr wohl schon Nachbildungen und Abgüsse aus Gyps gesehen, aber die waren doch himmelweit von dem Original verschieden. Bei meinem Onkel Peter in Neuharm stand auch so eine gypsene kahle Mamsell; der Gute war eben ein Freund von dergleichen; aber ihr fehlte der Nymbus des Göttlichen und blieb eben nur das nackte Frauenzimmer, weshalb die Esten sie auch mit Entrüstung „se wanna häbbematta Wenus" nannten. Hier in Florenz empfand ich beim Beschauen wirklich etwas von Andacht. Aber fast größere Freude als die, welche mir die Kunstschätze verursachten, gewährte mir die Natur mit ihren Pinien, Oliven- und Feigenbäumen; auch die Feigen selbst, die gerade reif waren und so ganz anders schmeckten, als die getrockneten Exemplare, die ich im Norden gegessen hatte, interessirten mich nicht wenig. Ihr röthlicher Inhalt hatte fast etwas Fleischartiges und ich begriff bald, daß die Italiener sie am liebsten mit rohem Schinken zusammen verspeisten, was man sich bei den getrockneten kaum denken kann. Auch die italienische Küche, über welche die meisten Nordländer bittere Klage führen, mundete mir gleich und das viele Oel war mir gar nicht unangenehm. Eine Speise, die auf den Speisezetteln Bomba di riso titulirt war und die ich mir ihres sonderbaren Titels wegen gleich geben ließ, sättigte und schmeckte vortrefflich. Es war wirklich eine ziemlich umfangreiche Kugel aus Reis mit einer wohlschmeckenden Sauce und geriebenem Parmesan-Käse. Hatte man so eine Bombe im Magen, so war man fast ganz gesättigt und zufrieden. Im übrigen Italien habe ich dieses merkwürdige Gericht nicht wiedergefunden, es schien lokale Bedeutung zu haben und ich kann mir denken, daß schon Benvenuto sich damit gesättigt hat. Je südlicher man in Italien vordringt, desto mehr Geltung findet die Macarone, die auch eine nicht zu verachtende Speise ist und zuletzt in Neapel die

alleinige Nahrung des Lazaroni bildet. In Florenz war sie noch nicht zur Alleinherrschaft gelangt.

Mit einem Vetturino reiste ich nun weiter nach Perugia, der Geburtsstadt von Raphael's Lehrer und Meister Pietro Perugino. Hier waren noch Arbeiten von Beiden zu sehen und interessant zu beobachten, wie sich aus dem Großen das Größere entwickelt hatte, ja das Größte, was die Kunst bis jetzt geleistet hat, denn nicht unwahr und falsch ist es, wenn man Raphael das Prädikat der Göttliche beilegt. Diesen großen Meister hatte ich ja schon in Dresden auf der Gallerie Gelegenheit gehabt zu bewundern, vielleicht in seiner höchsten Schöpfung, der Sixtinischen Madonna. Ein solches Kunstwerk ist der neueren Kunst unerreichbar, schon aus dem Grunde, weil die Madonna dem Volksbewußtsein entrückt ist, trotz ihrer neuerdings dekretirten unbefleckten Empfängniß. Zwar taucht sie in den Köpfen einiger visionären Kinder und betrügerischen Pfaffen in Lourdes und anderen Orten wieder fratzenhaft auf, aber welcher Künstler wäre wohl heutigen Tages geneigt, solchen Ausgeburten mittelalterlichen Aberglaubens seinen Pinsel zur Verherrlichung zu leihen. Lieber malt man immer, woran man glaubt, oder in unserer realistischen Zeit vielmehr, was man sieht; so hat denn in der neueren Kunst wohl die Landschaft und das Genre den Sieg über die Historien-Malerei davongetragen und man malt lieber Gänsemägde oder besoffene Soldaten, an die es freilich nicht schwer ist zu glauben. Merkwürdig ist es mir immer gewesen, daß die Landschaft, diese Darstellung der ersten Offenbarung Gottes durch die Natur, so spät in der Kunst Geltung gefunden hat. Wohl findet man bei den älteren Künstlern schüchterne Versuche darin, aber doch meist nur als Beiwerk, als Schmuck ihrer biblischen Darstellungen, und doch sollte die freie Gottes-Natur ebenso, wie die geschriebene Offenbarung in der Bibel, Führerin sein zum Schöpfer.

Von Perugia brachte mich wiederum ein Vetturino meist durch schöne Gebirgsgegenden nach Rom. Ich hatte dafür gesorgt, daß ich immer den guten Platz neben dem Kutscher behielt, wo meine Augen den Vollgenuß der schönen Umgebungen haben konnten. So sah ich denn endlich am Horizont die schöne Gestalt der Peters-Kuppel sich erheben wie ein kleines Gebirge und allmählich, wie wir näher rückten, traten auch andere Kirchen der ewigen Stadt hervor und endlich rollten wir über die Ponte molle, die in schönen Bögen den Tiber-Strom überbrückt und bald darauf durch die Porta del populo und waren nun angekommen am Ziele. Ich hatte in Venedig von einem reisenden Römer eine Empfehlung an ein Römisches Wirthshaus erhalten und begab mich dahin, wo ich es freilich nicht sehr comfortabel fand. Das war mir aber gleichgiltig, da ich nur eine Nacht dort zu verweilen gedachte, denn ich wollte mir so bald als möglich eine Privatwohnung suchen, da meine Baarschaft durch die Reise von Dresden recht eingeschmolzen war und ich mich zu großer Sparsamkeit genöthigt sah. Aber gleich am ersten Abend wurde ich das Opfer italienischer Betrügerei, was mich für die Zukunft sehr vorsichtig machte. Ein Italiener erschien auf meinem Zimmer mit sehr geheimnißvoller Miene und entwickelte aus einem alten Lappen eine ganze Menge kleiner Kunstschätze, erzählte mir, er sei bei den Ausgrabungen am Colosseum beschäftigt und es sei ihm dabei gelungen, diese werthvollen Gemmen, freilich auf unerlaubtem Wege, für sich in Sicherheit zu bringen. Weil er nun befürchten müsse, daß man diesen Raub bei ihm entdecken könne, wolle er sich gerne von ihnen trennen und er bot sie mir zu recht civilem Preise an. Ich versicherte ihn, daß ich für solche Erwerbungen nicht reich genug sei, es thäte mir leid, aber ich müsse den Kauf abweisen. Da fing der Mann an sich zu unterbieten, immer billiger und wohlfeiler, bis er sie mir endlich, es schien ihm wohl sehr daran gelegen, den ver-

dächtigen Plunder los zu werden, für einen rechten Schleuderpreis anbot — und ich kaufte sie und freute mich meiner Errungenschaft, bis ich sie später einem Sachverständigen zeigte und erfuhr, daß Alles imitirte Waare war. Es existiren nämlich förmliche Fabriken, in denen Antiken gefertigt werden. Aber hübsch waren die Dingerchen immerhin gemacht. Ich habe später einen Sammler damit beglückt, aber ohne sie für Antiken auszugeben, nur als Sachen, die ich in Italien gekauft hatte. Wenn er sie für echt hielt, war es ja doch nicht meine Schuld.

Am anderen Morgen ging ich gleich aus, um einen Brief meines Vetters W. v. Kügelgen an seinen alten Lehrer Senff! abzugeben. Ich mußte dazu die Spanische Treppe hinaufsteigen, wo Senff mit Thorwaldsen im selben Hause wohnen sollte. Als ich oben an der Treppe angelangt war, begegnete mir ein recht deutsch aussehender Mann, der mich auch gleich deutsch anredete und mich fragte, ob ich nicht ein Kügelgen sei, er habe mich nach der Aehnlichkeit mit meinem Vetter Wilhelm erkannt. Es war der Dresdener Maler Dräger, auch noch ein Schüler meines seligen Onkels. Dieser gute Dräger, der mir viel Freundlichkeit erwies, hatte schon damals den Keim des Todes in sich. Er hatte, wie Götz von Berlichingen sich ausdrückt, „ein heimlich bös Leiden", das er der Welt verbarg und versuchte immer sein eigener Arzt zu sein, bis er sich endlich doch einem Doktor anvertrauen mußte, der ihn dann schnell genug an die Pyramide des Cajus Cestius expedirte, wo die Todten protestantischen Glaubens ruhen, den einzigen Gottesacker, der in Rom existirt, denn die Römer werden in Gewölben unter den Kirchen der Verwesung überlassen, und zwar liegen sie da ohne Sarg und fahren nackt, wie ihre Mutter sie gebar, wieder in die Grube. Darum hörte ich auch einmal einen Italiener die Behauptung aufstellen: „Wenn man anständig wolle begraben werden, müsse man vor dem Tode Ketzer werden."

Senff empfing mich sehr freundlich und schien seinen früheren Eleven, dessen Rekommandation ich ihm überbrachte, noch in gutem Andenken zu haben. Seiner Vermittelung verdankte ich denn auch gleich ein wohlfeiles und mir gut passendes Quartier in derselben Straße, ihm gerade gegenüber, so daß wir aus unseren Fenstern uns leicht telegraphiren konnten. Senff war anfangs auch Historienmaler gewesen und hatte Madonnen und dergleichen gemalt, hatte aber nie die Stufe des Mittelmäßigen überschreiten können, bis er endlich einmal auf den Einfall kam, ein Bild mit einem Kranz gemalter Blumen zu schmücken. Diese Blumen waren ihm, er hatte sie nach der Natur gemalt, so gut gelungen und befriedigten die anderen Künstler so sehr, daß Senff hinfort nur noch Blumen malte und in dieser Kunstbranche wirklich Großes leistete. Mir blieb er bis zu meiner Abreise ein guter Freund und ihm verdanke ich es, daß es mir gelang, mich auch in der guten Gesellschaft der Römer umzuthun. Er führte mich bei einer Familie Gagiotti ein, wo ich Gelegenheit hatte, die Geselligkeit, wie sie in Rom geübt wird, kennen zu lernen. Das gelingt nicht allen deutschen Künstlern. Meistentheils gehen sie nur unter sich mit einander um, und bei einem Stande von einigen hundert Künstlern hat man ja Auswahl; aber doch war es mir erwünscht, auch die einheimische Art kennen zu lernen. Die Italiener besuchen sich Abends nach vollendetem Tagewerk und bewirthen sich nicht, wie wir materiellen Nordländer, mit Essen und Trinken, sondern traktiren sich lediglich mit Conversazione, wie auch diese abendlichen Zusammenkünfte genannt werden. Nur eine Karaffine mit kahlem Wasser und ein Glas standen auf dem Tisch, womit die trockenen Kehlen angefeuchtet wurden, wenn die Stimmen bei der Unterhaltung anfingen zu knarren. Ich muß gestehen, das gefiel mir gut. Der Wein war ja da so billig, daß ihn selbst ein Geizhals seinen Gästen hätte gönnen können. Darum konnte ihn sich aber auch jeder Besucher

selbst angedeihen lassen; denn nachdem man sich satt geschwatzt hatte, verfügte sich Jeder noch in seine Lieblings-Trattoria und ließ sich vor dem Schlafengehen geben, wonach sein Herz verlangte. — Gagiotti's hatten zwei hübsche Kinder, einen Jungen von etwa 14 Jahren und ein allerliebstes kleines Mädchen von 7 Jahren, Emma genannt, mit der ich alsbald in ein sehr freundschaftliches Verhältniß trat. Es war ein wunderschönes, südländisches Engelsköpfchen mit blitzenden Augen und den schönsten, natürlichen Locken, die ihm reich auf die Schultern niederwallten. Mit dem Jungen wußte ich nicht viel anzufangen, der war mir schon zu verderbt, aber hübsch war er auch. In diesem Hause habe ich fast regelmäßig meine Abende verbracht und Conversation geschmoort, was mir in der Sprache, die ich doch gern erlernen wollte, sehr förderlich war, und auch wohl bei meinem Widerwillen, mich mit der Grammatik zu beschäftigen, der einzige Weg zum Zweck. Zwar kaufte ich mir eine Grammatik, aber sie blieb aus Faulheit unbenutzt.

Mein Geldbeutel war, wie ich schon erwähnte, durch die kostspielige Reise etwas schwindsüchtig geworden, ich mußte daher meine Ausgaben scharf kontroliren, um nicht, bis ich wieder neuen Geldnachschub erwarten konnte, in Verlegenheit zu gerathen. Ich schaffte mir also im ersten Winter, trotz meiner Liebhaberei für Kaminfeuer, gar kein Brennmaterial an und beschränkte mich, was meine Ernährung anlangte, auch nur aufs Nothwendigste. Dadurch gewöhnte ich mich an große Mäßigkeit und blieb später in der guten Gewohnheit, wodurch es mir gelang, zu meiner Rückreise einen guten Sparpfennig zurückzulegen und dann als Bräutigam mit dem nöthigsten Glanz auftreten zu können. Wenn ich in meinem Zimmer fror, ging ich mit der Mappe hinaus vors Thor und machte Naturstudien. So ein italienischer Winter ist kein so feindlicher Patron, wie hier im Norden, denn schon im Januar blühen die Mandeln und von da an folgt Blume auf Blume, bis der

Frühling ganz allmählich da ist. Bei uns stößt Winter und Sommer oft ganz unvermittelt aneinander und tritt die schöne Jahreszeit, ich möchte sagen, mit der Gewalt des Schießpulvers auf. Hier im Norden passirt es mir häufig, daß ich am wärmsten Tage, wenn ich im Schatten nach der Natur zeichnen will, anfange zu frieren, weil immer noch etwas heimliches Wintereis in der Luft ist; in Italien konnte ich den ganzen Winter hindurch bequem nach der Natur zeichnen, ohne gerade zu frieren. Schon aus diesem Grunde ist es das Land studirender Künstler. Wie habe ich es genossen, auf dem klassischen Boden zu weilen und überall auf Spuren der mir durch die Weltgeschichte bekannten berühmten Männer zu stoßen. Leider waren meine Kenntnisse etwas lückenhaft und dadurch mein Genuß immerhin nicht ganz vollständig. Ein junger Mensch, der die Reise nach Italien machen will, müßte sich auch wissenschaftlich etwas mehr präpariren, als ich es gethan habe. Welche Greuel der Verwüstung die alte Weltstadt erlebt haben muß, kann man daraus schließen, daß der Schutt 15 Fuß über dem alten Pflaster liegt, welches man stellenweis wieder aufgegraben hat. Ein Lieblingsspaziergang von mir war über das Capitol auf das Campo vaccino, d. h. verdolmetscht „Kuhfeld". Das war das alte Forum romanum, wo Cicero seine Reden gehalten hat und wo die interessantesten Ruinen Roms nahe beieinander liegen: einige Tempelreste, mehrere Triumphbögen, die Kaiserpaläste, in denen gewiß noch manche interessante Entdeckung auf den glücklichen Finder wartet, und endlich das Colosseum, dieses riesige Amphitheater, von dem man sagt, daß es nach der Zerstörung von Jerusalem durch gefangene Juden erbaut worden ist. Gegenwärtig ist es leider auch Ruine, obschon es ebenso gut erhalten, wie das Amphitheater in Verona, den Verwüstungen der Barbaren entgangen war. Michel Angelo ist merkwürdigerweise der Zerstörer dieses Baudenkmals gewesen. Er wollte für den Nepoten des Papstes Barbarini einen Palast

bauen, den sogenannten Palazzo Barbarini, und auf sein Anstiften bat der Neffe den Papst, ihm zu erlauben, so viel Baumaterial vom Colosseum abzuführen, als er in 24 Stunden herunterkriegte. Der Papst erlaubte es leider, und bei gehöriger Vorkehrung wurde in so kurzer Zeit der Prachtbau zur Ruine. Unter dem handschriftlichen Nachlaß meines seligen Vaters fand ich folgenden, auf dies Ereigniß bezüglichen Vers: „Was schonend der Barbaren Hand verehrt, hat Barbarini schnell zerstört. Den großen Michel Angelo möcht' man deswegen hassen; ganz sicher war der Michel da vom Angelo verlassen." Auf dem Capitol hatte ich die Ehre und Freude, eine sehr interessante Bekanntschaft zu machen. Es ist mir leider entfallen, wie es sich fügte und durch wen. Das war der preußische Gesandte Bunsen, der ein sehr liebenswürdiges Haus machte und bei dem ich freien Zutritt hatte. Er hatte im Palazzo, den er bewohnte, eine protestantische Kirche eingerichtet, die ich fleißig besuchte. Ich habe wohl bereits erzählt, daß es mir sehr an kirchlichem Sinn mangelt. Indessen hier in Rom, umgeben von krassem Katholicismus, erwachte dieses Bedürfniß in mir und ich habe, soviel mir erinnerlich, keinen Sonntag versäumt, den Gottesdienst zu besuchen. Viel trug dazu wohl die Persönlichkeit des Geistlichen bei, die mir sehr sympathisch war. Er hieß Baron Tippelskirch, der Aristokratie Preußens entsprossen, und war mit einer Gräfin Kanitz verheirathet. Beide hatten, wie ich aus einigen hingeworfenen Aeußerungen schließen konnte, mit den Königsberger Muckern üble Erfahrungen gemacht, aber ihr Christenthum hatte sich von jenen Schlacken gereinigt; ich fühlte mich mit Wohlbehagen auf demselben Grunde mit ihnen stehend und gewann sie sehr lieb, und das würzte mir denn auch die Gottesdienste. Erwähnen will ich hierbei noch, daß in diesem Kirchlein, welches ursprünglich eine Wagenremise gewesen sein soll, der unirte Ritus eingeführt war und daß ich ganz ohne Aergerniß das

Abendmahl daselbst empfing, wobei ich keinen anderen Unterschied mit dem altlutherischen Gebrauch entdecken konnte, als daß das Brod als wirkliches Brod und nicht in Form von Oblaten gereicht wurde. Die Einsetzungsworte wurden dabei unverfälscht gebraucht. Ueberhaupt wurde ich im späteren Leben sehr mißtrauisch gegen die altlutherische Opposition, in der ich viel bösen Willen zu sehen glaubte. Ich machte nämlich bei meiner Rückkehr nach Sachsen die persönliche Bekanntschaft des Doktors Scheibel, welcher Haupt-Spitzführer dieser religiösen Richtung war. Er war Professor in Breslau gewesen und von da wegen seiner heftigen Opposition gegen die Union vertrieben worden und wohnte nun in Hermsdorff bei dem Onkel meiner seligen Frau, Ernst v. Heynitz, im selben Quartier, welches früher W. v. Kügelgen innegehabt hatte, auf Ablager. Wenn man ihn auf die Union brachte, gerieth er in so heftigen Zorn und erging sich in so brausender Rede, daß ihm schließlich der Schaum vorm Munde stand. Zu bedauern war ja freilich, daß diese Lieblingsidee des Königs von Preußen, eine Vereinigung der beiden getrennten evangelischen Confessionen herzustellen, nicht immer mit den richtigen Mitteln ausgeführt wurde; aber doch war die Idee an und für sich schön und bezweckte, unnützes orthodoxes Gezänk zu beseitigen. Wie das aber so oft geschieht, bewirkte die Maßregel das Gegentheil und das Gezänk wurde nun erst recht erbittert. Scheibel, der in seinem Kampfe mit der Staatsgewalt viel Muth dokumentirt hatte und auch große persönliche Opfer willig trug, war im gewöhnlichen Leben ein solcher Feigling, daß er, wenn es etwas windiges Wetter war, die Bäume des alten Parks sich bewegten und ihre Kronen schüttelten, nie wagte spazieren zu gehen, aus Furcht, die Bäume könnten auf ihn fallen. Auch war ein kleiner Mops mitunter auf dem Hofe sichtbar, dem Scheibel ebenfalls sehr mißtraute. Wenn er daher Abends zum Besuch bei Heynitz gewesen war und nun über den Hof ins eigene

Quartier gehen mußte, ließ er sich immer von einem alten Frauenzimmer begleiten, welches die Häsin genannt wurde, weil ihr Mann Hase hieß. Sehr viel praktischen Sinn schien dieser Held des Lutherthums auch nicht zu haben, denn wie er mir selbst erzählte, lebte er mit seiner Frau zehn Jahre lang in einem geschwisterlichen Verhältniß, in der Ueberzeugung, Gott könne ihm Kinder aus Steinen erwecken. Da ich nun aber in seinem Hause ein praeter propter 14jähriges Fräulein Scheibel kennen lernte, mußte wohl der liebe Gott entweder die Erweckungsarbeit vorgenommen haben, oder der gelehrte Herr Doktor hatte sich eines Anderen besonnen. Merkwürdig ist aber der starke Ansteckungsstoff, der bei jeder Gelegenheit zu Tage tritt, wenn die Geister scharf auf einander platzen. So auch bei diesem konfessionellen Hader. Die Regierung Sachsens, die gerne nachmachte, was Preußen vormachte, hatte nichts Eiligeres zu thun, als auch die Union einzuführen, und die meisten Prediger, die sehr indifferent zur Sache standen, fügten sich. Aber die Opposition im vertriebenen Dr. Scheibel war bereits im Lande und auch im Publikum griff der Widerstand gegen diese Maßregel Platz, sei es aus Nachahmungstrieb, sei es, daß man wirklich eine epidemische Ansteckung annehmen muß. Namentlich war es der Pastor Steffan an der böhmischen Kirche, der als wirklich evangelisch predigender Pastor bekannt war und zu dem sich in Dresden Alle hielten, die ein reges evangelisches Bedürfniß im Herzen trugen. Auch meine dortigen Verwandten gingen vorzugsweise gern in seine Kirche und führten auch mich hin. In den übrigen Kirchen Dresdens hörte man nur schöne rationalistische Worte, die eben so gut, und wahrscheinlich besser, jeder Philosoph sprechen konnte. Man hörte freilich von diesem Steffan manches Anrüchige, aber ich gab gern meinen Verwandten Recht, wenn sie behaupteten, die Verleumdung hefte sich ja an Jeden, sowie die Verfolgung der Weltkinder, wenn er den Namen des

Heilandes bekenne und verkündige. Dieser Pastor Steffan nun widersetzte sich aufs Entschiedenste der Union und wurde deshalb auch seiner Stelle entsetzt. Da machte er einen beträchtlichen Theil seiner Gemeinde willig, mit ihm auszuwandern ins gelobte Land der Freiheit, wo man, wie Heine sehr treffend sagt, „ohne König kegelt und ohne Spucknapf speit." Daß die von ihm willig gemachten Gemeindeglieder die wohlhabenderen waren, versteht sich von selbst; die Armen überließ er der Union. Auch ein Verwandter meiner seligen Sally, ein Herr v. Polenz, war sehr zu seinem Schaden mit von der Partie. Diese Gesellschaft miethete nun ein Schiff und reiste ganz glücklich nach Amerika, wo sie auch wohlbehalten anlangte. Auffallend war nur, daß die Pastorin Steffan nicht mit auswanderte, was man ihr anfangs sehr übelnahm. Aber schon auf der Reise hatte sich Allerlei zugetragen, was die redlichen Gemüther der Genossenschaft stutzig machte. Steffan ließ z. B. die jungen Mädchen zu sich in seine private Kajüte kommen und man munkelte, daß da nicht lauter Gotteswort getrieben würde. Ja, wie nun in Amerika die Kolonie gegründet war, ergab es sich, daß ihr geistiges Haupt auch die weltliche Herrschaft, als rechter Papst, beanspruchte. Er regierte ziemlich unumschränkt und da er selbst keine Frau hatte, so beanspruchte er Miteigenthumsrecht an den Frauen seiner Gemeindeglieder. Das wurde den frommen Sachsen denn doch zu magenstark und sie setzten ihr Haupt ab. Eine Gesandtschaft junger Leute verfügte sich nun zu ihm, um ihm den Beschluß der Gemeinde mitzutheilen und ihn aufzufordern, ihnen an das Boot zu folgen, in welchem sie ihn über den Missisippi setzen wollten. Steffan, der sich einen würdigen Prophetenbart hatte wachsen lassen und sich auch sonst wie Elias kleidete, folgte ihnen auch willig und stützte sich dabei auf einen dicken Stab. Als er ins Boot steigen wollte, entfiel dieser Stab seiner Hand und einer seiner Begleiter hob ihn dienstfertig auf, um dem alten

Manne das Bücken zu ersparen, wurde aber mißtrauisch durch das merkwürdige Gewicht des Stockes und brach ihn übers Knie, was ganz leicht sich bewerkstelligte, denn diese Propheten-stütze war hohl und von unten bis oben mit Goldstücken gefüllt, die der Kasse der Kolonie entwendet waren. Steffan wurde nun ohne Krücke über den Fluß geschafft und soll später als Pferdedieb von den Yankees gelyncht worden sein. — So traurig solche Erfahrungen sein mögen, so lehrreich sind sie aber auch. Ich habe sie eben deswegen hier erzählt, bitte aber meine Kinder, die Infamie dieses alten Pastors nicht dem Christenthum in die Schuhe zu schieben, das wahrlich unschuldig daran ist. Die Moral von der Sache ist nur, daß die Herrscher klug thun, wenn sie sich so wenig als möglich in die Religion mischen, was nur den Widerspruch weckt. Im Mittelalter ging das allerdings, wo der Grundsatz aufgestellt war: „die Regierungsgewalt entscheidet über den Glauben," und auch da wollte es nicht immer klappen. Das Publikum aber möge sich doch auch kluger Weise bedenken, ehe es in unnöthiges Geschrei und Widersetzlichkeit verfällt, ob das, was von ihm verlangt wird, unchristlich ist oder nicht. Ist es nicht mit der Lehre Christi zu vereinigen, dann hat man wohl das Recht, zu widerstehen, denn Gott soll man mehr gehorchen, als den Menschen. Wie falsch dieser Satz interpretirt werden kann, sieht man in neuerer Zeit wieder einmal an dem Konflikt, in den der Ultramontanismus mit dem deutschen Reiche gerathen ist.

Aber ich habe mir eine ziemlich lange Abschweifung erlaubt und kehre nun ganz gern nach Rom zurück, um meine Reiseabenteuer wieder aufzunehmen. Zu beschauen gab es gar Vieles in der alten Weltstadt, die zwei Mal den Kreis aller civilisirten Reiche beherrscht hat. Das erste Mal durch rohe Gewalt und überlegene Taktik unter den alten Römern und das andere Mal durch Geist, Betrug und List unter den Päpsten, die sich durch Klugheit unbedingte Herrschaft über Geister und Gemüther

der mittelalterlichen Christen errungen hatten und festhielten trotz ihrer notorischen unchristlichen Lasterhaftigkeit, bis unser alter Luther ihre absolute Herrschaft brach. Ein recht wohlerhaltener Tempel des Alterthums ist das Pantheon, das in eine christliche Kirche umgewandelt wurde und jetzt unter dem Namen Rotunda bekannt ist. Es ist ein Rundbau, der nach oben in ein Gewölbe übergeht, das aber statt des Schlußsteins eine runde Oeffnung hat, durch welche das einzige Licht ins Innere des Baues fällt. Ich besuchte dieses schöne Gebäude in Gesellschaft eines deutschen Damenkreises, mit dem ich bekannt und befreundet worden war. Namentlich war eine junge Gräfin Pappenheim darunter, die sehr sentimental und nicht wenig enthusiastisch war. Diese blickte alsbald in die Höhe, und überwältigt von dem imposanten Eindruck, brach sie in die Worte aus: „Welch ein erhabenes Loch!" So lächerlich diese Huldigung klang, konnte man ihr doch eine gewisse Berechtigung nicht absprechen, denn es war wirklich ein Loch und der blaue Himmel brauchte nicht durch Scheiben zu brechen, sondern blickte unmittelbar herein. Wie der Regen, der doch auch in Rom mitunter fällt, abgehalten wurde, ist mir niemals beantwortet worden. In dieser Kirche sind viele berühmte Männer begraben. Während ich in Rom war, wurden die Gebeine Raphael's, die früher anderswo geruht hatten, ausgegraben und auch im Pantheon beigesetzt. Die meisten antiken Bauwerke, die nicht vom Katholizismus in Kirchen umgewandelt wurden, sind arg zerstört. Man sagte mir, hieran seien weniger die Barbaren der Völkerwanderung, als die Päpste selbst Schuld, die die alten Tempel pietätlos plünderten zum Schmuck der mitunter recht dummen Kirchen, die sie bauten. Eine rühmliche Ausnahme macht freilich die Peterskirche, die schon durch ihre kolossale Größe imponirt. Dabei ist sie aber in allen ihren Einzelheiten so wohl proportionirt, daß sie, wenn man hineintritt, gar nicht den Eindruck des Ungeheuren macht.

Man hat früher soviel von der exorbitanten Größe dieses Baues gehört, daß sich fast jeder Neuling beim Eintritt in die Kirche zuerst enttäuscht fühlt. Erst wenn man anfängt, sein eigenes kleines Menschenmaß anzulegen, begreift man das Kolossale. Ich bin in ziemlich zahlreicher Gesellschaft, ich glaube wir waren unserer acht Personen, im Knopf versammelt gewesen und von unten sieht dieser Knopf, der den Riesenbau krönt, eben nur aus, wie ein Knopf. Das Colosseum, welches auch, wie ich oben schon berichtete, durch die Päpste arg verwüstet worden ist, hat man in späterer Zeit zu schützen gesucht, indem man ihm auch die Rechte einer Kirche verlieh, wozu es ja auch einigermaßen berechtigt war durch die vielen Märtyrer, die darin ihr Leben ausgeblutet haben. Es werden dort auch vor andächtig versammelter Menge Predigten gehalten, die mitunter recht bezeichnend für den damaligen Stand des Katholizismus waren. So hörte ich einmal einen Kapuziner von seiner galerieartigen Kanzel, auf der er hin- und herspazierte, seinen Zuhörern die Macht des heiligen Joseph klar machen. Er erzählte von einem argen Sünder, der aber den heiligen Joseph stets verehrt hatte, daß er starb und am Himmelsthor von Petrus naturgemäß abgewiesen wurde. Er verlangte aber mit Ungestüm nach seinem Privatheiligen, so daß der Pförtner sich endlich bewogen fühlte, denselben herbeizurufen. Der geängstete Sünder hielt nun dem guten Joseph vor, daß er ihm jetzt vergelten müsse Alles, was er für ihn im Leben gethan. Auf ihn habe er sich verlassen, er müsse ihn nun auch in den Himmel bringen. Joseph ging nicht leicht darauf ein, denn ihm fielen allerlei Stellen aus der heiligen Schrift ein, aber er konnte den Bitten nicht widerstehen, mußte auch zugeben, daß der Sünder ihm stets treu gedient habe; so versprach er denn endlich, sein Möglichstes zu thun, ging vor das Angesicht Gottes und trug ihm den Fall vor. Gott schlug dem Bittsteller die Gewährung rund ab als einen puren Unsinn und

der Protegé des guten Joseph schien verloren; da wurde aber der gutmüthige alte Nährvater ernstlich böse und sagte zu seiner Frau, der unbefleckten Jungfrau: „Maria piglia il bambino, andiamo via!“ zu deutsch: „Nimm den Säugling und wollen wir weggehen!“ Diese Drohung legte die Festigkeit Gottes lahm, er mußte nachgeben; denn was wäre wohl aus dem Himmel geworden, wenn die Drei sich anderswo etablirten? So kam der Sünder in den Himmel! Ich habe die Predigt nur so in aller Kürze skizzirt, weil ich diesem Unsinn nicht viel Raum in diesem Heft gönnte, aber die italienisch angeführten Worte sind ipsissima verba, und das Publikum des guten Mönches hörte seinen Roman, den er auch sehr hübsch vortrug, mit großer Andacht an.

Auf dem Capitol liegt ein Kloster, Ara coeli genannt, um welches herum zu jeder Zeit heftiger Wind weht, wie man das häufig bei hochstehenden Kirchen findet. Die Römer, die doch gern für Alles einen Grund und eine Erklärung geben, erzählen, der Teufel sei einmal mit dem Winde spazieren gegangen und als ihr Weg sie bei diesem Kloster vorbeiführte, habe der Teufel den Wind gebeten, er möge etwas auf ihn warten, er wolle zusehen, ob es da drinnen nichts für ihn zu verrichten gebe. So überschritt der Teufel die Schwelle des Klosters und wird seitdem mit seinen Geschäften drinnen nicht fertig, der arme Wind aber wartet immer noch auf sein Wiedererscheinen. In diesem Kloster bewahren die Mönche ein wunderthätiges Bambino, welches mir der Guardian auch zeigte und dabei folgendes Mirakel erzählte, welches dieses Bambino verrichtet habe. Es war eine Puppe, wie jede andere Kinderpuppe, nur sehr elegant angetakelt und mit werthvollen Edelsteinen geschmückt. Die Hauptaufgabe dieser Puppe ist, den Frauen, wenn sie ins Wochenbett kommen, zu helfen. Weiber, denen eine schwere Geburt bevorsteht, lassen sich also den kleinen Helfer aus dem Kloster kommen, der auch von den Mönchen bereit-

willig zum Helfen hergeliehen wird, natürlich gegen baar. Nun erzählte mir der Guardian ganz ehrbar, er muß mich für ein sehr gläubiges Gemüth gehalten haben, daß eine Frau, pfiffig genug, sich ein falsches Bambino mit falschen Brillanten anfertigte und mit dem richtigen austauschte. Die Mönche hatten nichts gemerkt und thaten das untergeschobene Bambino in den Schrein, der ihm als Aufenthalt diente. Da in der Stille der Nacht hörten sie ein feines Stimmchen vor der verschlossenen Kirchenthür, das Einlaß verlangte; ein anderes Kinderstimmchen aus dem Schiff der Kirche antwortete abschlägig und es entspann sich nun ein Wortwechsel zwischen den beiden Bambini, welchen der Mönch sehr amüsant dramatisch ausführte und der damit endete, daß das richtige Bambino hereinkam, das falsche beim Wickel kriegte und hinausschmiß, worauf es siegesbewußt wieder seinen gewohnten Platz einnahm. Ich glaube gewiß, daß dieses heilkräftige Bambino aus dem Heidenthum herübergebracht ist, wie so Manches, was die Katholiken verehren, ja sogar der Titel „Pontifex maximus“. In der Peterskirche steht eine Bronze-Statue des heiligen Petrus, die früher eine Jupiter-Statue gewesen ist. Man hat ihr nur den Donnerkeil aus der Hand genommen und statt dessen einen großen Kletenschlüssel in die Faust gedrückt. Schon die alten Römer pflegten dieser Bildsäule den einen, etwas vorgestreckten Fuß zu küssen und die Römer der Jetztzeit thun dasselbe, so daß schon der halbe Fuß von den weichen Lippen der Andächtigen fortgeküßt worden ist. Ein Engländer hat behauptet, an dieser Statue habe sich eigentlich nur die Orthographie geändert. Früher habe man sie Jupiter geschrieben, jetzt Jou Peter.

Wie nun der schöne Frühling sich aus dem linden Winter entwickelte, nahm ich Abschied von den Herrlichkeiten des alten Rom und wandte mich der schönen Natur in den Umgebungen der Stadt zu. Den Carneval hatte ich erst miterlebt, mag ihn aber weiter nicht beschreiben, da das schon so viele Reisende

vor mir gethan haben und dieses Fest wohl einen ziemlich stereotypen Charakter hat. Große Freude machte mir das tolle Treiben damals auch nicht, weil ich grausam vernünftig und philiströs war; möglicherweise hätte ich jetzt in meinem Alter mehr Spaß an diesen Lustigkeits-Convulsionen, denn mein Verständniß für Thorheit wächst mit den Jahren.

Das erste Römische Gebirge, welches ich mit Mappe und Malkasten besuchte, waren die Albaner Berge und zwar gerade die Stadt Albano am See gleichen Namens, wo ich recht fleißig war. Ich wohnte bei einem alten Pärchen, das in seiner Art recht fromm war, mich aber in ihrer Ascetik nicht vernachlässigte. Ich fand bei diesen guten Leuten reichliche und schmackvolle Atzung und jeden Mittag stand eine große Karaffe mit süßem Albaner Wein zu beliebigem Gebrauch vor mir. Es ist merkwürdig, wie große Quantitäten dieses wohlschmeckenden Landweines man vertilgen konnte, ohne den geringsten Rausch oder Katzenjammer zu verspüren. Eines Tages war ich hinübergewandert an den schönen Nemi-See, der nur durch einen unbedeutenden Höhenzug vom Albaner See getrennt ist, hatte den ganzen Tag angestrengt an zwei Skizzen gemalt und kehrte, behangen mit meinen Malutensilien, Abends längs den schönen Ufern des Sees wieder in mein Quartier zurück. Weil die Umgebung so wundervoll war, ruhten auch meine Blicke mehr auf der Landschaft, als auf meinem Wege. Plötzlich fühlte ich etwas Schlüpfriges unter meinem Fuß und gewahrte, als ich hinblickte, eine dicke Viper, die gerade wuthentbrannt ihre Giftzähne an meinen dicken rindsledernen Schuhen probirte. Zum Glück war der Biß nicht durchgegangen und den Schuhen hat es auch nicht geschadet. Ich machte aber im ersten Schreck einen Sprung, wie ein angeschossener Rehbock, daß die Pinsel im Malkasten ganz kriegerisch erklirrten; dann aber schlug ich mit meinem Malstock den bösen Wurm todt und brachte ihn im Triumph meinen entsetzten Wirthsleuten. Diese Schlange,

die in Italien so sehr gefährlich ist, scheint mir dasselbe Thier zu sein, welches auch bei uns vorkommt unter dem Namen Kupferschlange oder Kreuzotter, nur wird es im Süden größer und sein Gift wirkt intensiver.

Von Albano zog ich nach Frascati, wo ich wieder mit Bunsen zusammentraf und auch meinen lieben Pastor Tippelskirch fand. Mit Letzterem machte ich einmal einen schönen Ritt nach einem alten Tempelüberrest in Gabii, schon in der Campagna gelegen. Die Bauart dieses alten Tempels deutet auf sehr hohes Alter, denn die Werkstücke sind noch ohne Mörtel zusammengefügt. Es soll auch die Universität gewesen sein, auf welcher Romulus und Remus promovirt haben. Das Albaner Gebirge zeichnet sich vortheilhaft vor den anderen Gebirgen Italiens aus, die meistens zwar in schönen Formen, aber unbewaldet, als kahle Größen erscheinen, während hier eine schöne Vegetation und große Waldungen von süßen Kastanien vorwalteten. Auch viele Blumen, die im Norden nur in Gärten gezogen werden, wuchsen dort wild, wie z. B. Ranunkeln und Narzissen. Es wäre ja übrigens wohl möglich, daß sie noch von später verwilderten Gärten früherer Bewohner herstammten. Einen schönen Ritt machte ich auch eines Tages auf einem Esel nach Palestrina, auf einer antiken, noch ganz wohlerhaltenen Kunststraße, die mit großen Lavaplatten belegt war und nun doch gewiß seit Jahrhunderten keine Reparatur gesehen hatte. Wenn man sich in Italien einen Esel zu einem Ritt miethet, so wird man stets gefragt, ob man den Esel allein oder mit einem Christen wünscht. Christ und Mensch werden identisch gebraucht. Ich wünschte nun zu meiner Excursion den Asino col Cristiano, weil ich nicht gleich zurückkehren wollte, akkordirte daher den Preis für die Partie und machte mich auf den Weg. Der Christ hinter mir ging zu Fuß und das mochte ihm sauer geworden sein, denn er verlangte, als wir glücklich angekommen waren und ich ihn ablohnen wollte, das

Doppelte des bedungenen Preises und da ich nicht darauf einging, so fing er an zu schreien und zu wettern, daß mir das Trommelfell zu platzen drohte. Ich war aber kein Neuling mehr in Italien und antwortete ihm, wenn er nicht zufrieden sei mit dem, was wir abgemacht hätten, so solle er mir nur zum Governatore folgen, dessen Urtheilsspruch ich mich gern unterwerfen wolle. Nun muß man sich unter dieser Magistratsperson nicht einen Gouverneur denken, wie er hier einer Provinz vorsteht; der Governatore schien mir so ein Mittelding zwischen Dorfschulze und Stadthaupt zu sein. Wir suchten also sogleich diesen Regenten auf und ich fand einen ganz vernünftigen Mann in ihm, der durchaus verlangte, ich solle meinem unchristlichen Christen weniger verabfolgen, als ich versprochen hatte. Dagegen sträubte ich mich; was abgemacht war, erhielt mein Eseltreiber und er verabschiedete sich dann ganz dankbar und kleinlaut. Durch diesen Sieg hatte ich mein persönliches Ansehen unter dem gemeinen Volk sehr gehoben. Der Italiener ist die liebenswürdigste Nationalität, die ich kenne, aber er hat sehr die Neigung, den Fremdling auszubeuten und thut es ohne Gewissensbisse, solange der Fremde noch nicht der Sprache und Sitte mächtig ist. Hat er aber diese Kenntnisse erlangt, so erinnert sich der Italiener seines Sprüchworts: „Un tedesco inromanato, e peggio d'un diavolo incarnato," d. h. „ein eingerömerter Deutscher ist schlimmer, als ein eingefleischter Teufel"; dann wagt der Italiener sich nicht mehr an den Deutschen heran, versucht ihn wenigstens nicht mehr zu betrügen.

Ueber Palestrina liegt ein altes Gemäuer, welches noch älter sein muß, als Romulus' Universität, denn es bestand noch aus Cyklopen-Mauern. In späterer Zeit muß da ein christliches Kastell gewesen sein, von dem auch noch die Ruinen zu sehen waren, es wurde Rocca di St. Pietro genannt. Von hier hatte man eine prachtvolle Aussicht über das ganze Albaner und Volsker-Gebirge und ganz am Horizont übersah

man noch einen glänzenden Streifen des Mittelländischen Meeres.

Wie ich von Palestrina wieder nach Frascati zurückgekommen bin, dessen entsinne ich mich nicht und doch muß es geschehen sein, denn den Rest des Sommers verbrachte ich im Albaner Gebirge, wo es lieblichen Landwein und Kastanien die schwere Menge gab, so daß daselbst auch die Schweine mit dieser schönen Frucht gemästet wurden; das mag auch wohl der Grund sein, daß mir der Schinken nirgends so gut geschmeckt hat, wie in Italien. Wenn ich von Rom aus ins Freie ging, um Skizzen zu zeichnen, begab ich mich vorher immer in eine Viktualien-Handlung, pizzicarolo genannt, und bestellte mir für einen Bajocco Schinken. Darauf brachte der Kaufmann ein langes, schwertartiges Messer zum Vorschein, welches haarscharf zu sein schien, denn er strich damit über den großen Schinken mit ganz leichter Hand und es fiel dann ein Schnitt von einem Fuß Länge, aber dünn wie ein Mohnblatt, ab, welches reinlich in Papier gewickelt und in die Tasche gesteckt wurde. Einen kleinen Schlauch aus Ziegenfell ließ ich mir dann noch mit Wein füllen und für mein Mittagsmahl war gesorgt, höchstens erhandelte ich mir noch eine paniotta; und wie diese Herrlichkeiten hernach in irgend einer alten Grabruine schmeckten, wenn die Arbeit gemacht war, wird mir Jeder nachfühlen, der gewohnt ist, seinen Tag in freier Luft zu verbringen, z. B. Jäger und Landwirthe. So ein Künstlergang in der freien Natur hat auch viel Aehnlichkeit mit der Jagd, und die Skizzen, die man mit nach Hause bringt, sind dem geschossenen Wild zu vergleichen.

In dieser Zeit bereitete mir Bunsen einen großen Genuß. Er versammelte nämlich Sonntags die Sänger der Sixtinischen Capelle bei sich und ließ sie die alten berühmten Musiken vortragen, und ich durfte zuhören. Zu bedauern ist nur, daß meine Ohren so wenig geschult waren. Großes Vergnügen

machten mir die Vorträge wohl, aber ich konnte nichts davon schwarz auf weiß nach Hause tragen. Mein Onkel Heinrich hätte wahrscheinlich noch größeren Genuß davon gehabt, denn der war so musikalisch, daß er z. B. vier große Chöre von Graun, die er in der katholischen Kirche in Dresden gehört hatte, aus der Erinnerung aufschrieb. Diese Chöre waren Eigenthum der katholischen Kirche und sind bis jetzt, soviel ich weiß, nicht herausgegeben worden; das Manuskript meines Onkels existirt noch in der Familie. Aber zurück zu Bunsen, wo die schönen „Miserere“ und „Stabat mater“ aufgeführt werden. Die Frau von Bunsen war eine Engländerin von Geburt, man sah also in ihren Gesellschaften häufig Engländer. In einer Musikpause trat auch so ein Master auf mich zu und ich sah ihm schon von Weitem die Absicht an, Conversation zu machen. Wir waren uns stillschweigend vorgestellt worden, er durfte und konnte also mit mir reden. Da ich des Englischen nicht mächtig bin, kam ich ihm aber zuvor mit irgend einer französischen Floskel, welche das Interesse ausdrücken sollte, das mir die Musik einflößte. Darauf antwortete er mir: „Oh, je suis tout-à-fait fou“ und fing dann an, die Augen fürchterlich rollen zu lassen, ja, sein ganzes Gesicht verwandelte sich in ein zuckendes Chaos, so daß ich mit Entsetzen jeden Augenblick erwarten konnte, daß er die Nase zum Munde herausstecken und statt ihrer die Zunge am leergewordenen Ort herunterhängen lassen würde. Dieser Mensch hatte sich meiner Ansicht nach offenbar in gute Gesellschaft eingeschlichen und konnte alsbald ein schauderhaftes Intermezzo herbeiführen. Während ich ihn so mit Mißtrauen beobachtete, gab er sich einen leichten Schlag in den Nacken und vollendete dann seinen Satz mit „de la musique.“ Es war ein unglücklicher Stottermatz und ich brauchte mich fürder nicht zu ängstigen.

Auch bei Horace Vernet war ich bekannt geworden. In einer Abendgesellschaft, die bei ihm abgehalten wurde, tanzte

man recht eifrig; auch ich hatte mein Tanzbein geschwungen und wollte mich in einer Nebenstube etwas verschnaufen. Auf Tischen waren dort Kupferstiche und Zeitungen für schau- und leselustige Gäste ausgelegt und auf einem Divan hatten die Damen allerlei wärmende Kleidungsstücke, wie Boas, Mantillen und derlei deponirt, und umstanden war das Möbel von einer Schaar suchender Herren. Mich interessirte ihr Eifer; ich erkundigte mich also, wonach sie suchten und erfuhr, eine Maus habe sich unter den Hüllen der Damen verborgen und lasse sich nicht greifen. Ich hatte immer etwas auf meinen Muth gehalten, drängte mich also vor, um das Abenteuer ruhmvoll zu bestehen; aber ich kriegte das merkwürdige Thierchen nicht zu sehen, konnte es aber deutlich bald in der einen, bald in der anderen Ecke des Kanapees pfeifen und quieken hören. Plötzlich griff mir einer der suchenden Herren an den Aermel und behauptete, er habe die Maus auf mich springen gesehen, und richtig! da hörte man sie unter meinem Frack quieken. Ich aber glaubte sie sogar deutlich zu fühlen, bald im linken, bald im rechten Aermel und dann quer über den Rücken huschend und immer pfeifend. Die Herren, die mich umstanden, fingen nun an, mich zu hauen, um die lästige Maus an meinem Leibe todtzuschlagen und ich bekam herzhafte, obgleich wohlgemeinte Prügel; die Maus aber pfiff immer lustiger, als hätte sie die ganze Gesellschaft höhnen wollen. Endlich sah ich ein, daß man auf diese, für mich immerhin etwas unbequeme Weise nicht zu Strich kommen konnte, entzog mich also den ungestümen Caressen der anderen Kammerjäger, ging aufs Treppenhaus, zog meinen Frack aus und schüttelte ihn so eifrig, daß ich mich nicht einmal durch die Ankunft verspäteter Damen stören ließ; aber es fiel weder eine Maus noch sonst etwas heraus. Wie ich nun wieder in die Stube zurückkam, sah ich, daß die vermeintliche Maus sich wieder im Frack eines anderen Herrn befand, der dann ebenso wie ich als Ambos diente und

unbarmherzig gedroschen wurde. Da merkte ich, daß ich in die Hände eines Bauchredners gefallen war, fühlte, daß ich mich unsterblich lächerlich gemacht hatte, suchte still meinen Hut und die Thür, und habe mich später nie wieder entschließen können, die Abende bei Horace Vernet zu besuchen.

Eine Bekanntschaft, die mir sehr genußreiche Stunden verschaffte, machte ich beim Maestro Ferdinand Rieß, der mit seiner Frau einen Winter in Rom verbrachte. Er war ein Schüler von Beethoven und ist ja auch als Komponist bekannt. Er war offenbar jüdischer Herkunft und seine Frau Engländerin. Außerdem hatten sie noch eine englische Miß bei sich, die mir mitunter zu weiten Spaziergängen in die Umgebungen Roms anvertraut wurde. Wie diese nette Dame hieß, habe ich total vergessen, daß sie aber blaue Strumpfbänder aus Perlen trug, ist mir im Gedächtniß hangen geblieben, denn diese Zierde fiel ihr einige Male ab, und so schamhaft ich mich auch immer abwandte, wenn sie wieder angelegt wurde, so machte ich doch die flüchtige Bemerkung, daß die runden gedrechselten Waden dieses Schmuckes keineswegs unwürdig waren. Ferner hielt sich in jenem Winter noch eine Frau von Lehrberg in Rom mit ihrer Tochter auf. Sie war eine geborene Livländerin und benutzte mich häufig als Cicerone, d. h. Fremdenführer, und ich mußte sie an mir bereits bekannte Sehenswürdigkeiten begleiten und sie erklären. Wenn solche Excursionen auch etwas von der strengeren Arbeit abzogen, so schadete das nicht viel, denn in Italien ist doch das Sehen die Hauptsache und wenn man eine Sache zwei Mal sieht, so imprimirt sie sich ausdauernder. In die Katakomben bin ich mit Lehrberg's gestiegen und die hätte ich ohne sie wahrscheinlich gar nicht gesehen und hintennach ist es mir doch interessant, in diesem Labyrinth von Gräbern gewesen zu sein und den Fundort katholischer Reliquien besucht zu haben. Wie viel Heidenknochen übrigens der Verehrung der Gläubigen dargereicht werden, wollen wir

lieber nicht untersuchen, denn die Katakomben scheinen auch schon in vorchristlichen Zeiten als Beerdigungsstätten benutzt worden zu sein. Der Eingang in dies unterirdische Revier befindet sich in einem Kloster und man muß auf den Excursionen immer einige Patres, die die Windungen der Gänge genau kennen und Fackeln tragen, mitnehmen. Eine Gesellschaft Engländer, die es auf eigene Hand und eigene Verantwortung wagte, verlor sich in diesem Labyrinth und hat nie wieder aufgefunden werden können. Daß die Katakomben ein gutes Lokal zum Verstecken sind, begreift sich daher leicht, und als solches werden sie wohl in Zeiten von Verfolgungen immer gedient haben. — Noch einer sehr liebenswürdigen Familie Güldenstubbe aus Oesel muß ich erwähnen. Die Mutter litt an der Lunge und deshalb hatten sie wärmere Länder als Oesel aufgesucht. In dieser Familie lebte ein reges Streben nach evangelischer Wahrheit, besonders in den Eltern, und das mochte wohl der Grund sein, weshalb ich mich zu ihnen hingezogen fühlte, nebenbei hatten sie aber viel Sinn für die Schattenseiten der Natur, wie für alles Mystische. Später sollen auch die Söhne in Paris Einiges an Tischrücken u. s. w. geleistet haben. Dieser Unsinn war damals aber noch nicht erfunden und man mußte sich mit althergebrachten Gespenstern begnügen. An die hatte ich mich ja auch gewöhnt zu glauben und ich will auch jetzt noch die Möglichkeit von Geister-Erscheinungen nicht absolut in Abrede stellen, wenn schon ich zugeben muß, daß der größte Theil der in dies Gebiet fallenden Erzählungen durch krankhafte Nerven und überreizte Phantasie zu erklären ist. Eine Geschichte, die mir die Alten geheimnißvoll mittheilten, will ich nacherzählen: In Oesel lebte ein alter würdiger Pastor, dessen Eingepfarrte aus den vornehmeren Ständen dem Kartenspiel zu eifrig ergeben waren, wogegen der Seelsorger vergeblich geeifert hatte. So starben sie denn nach und nach in diesen Sünden und wurden in einer Kapelle beigesetzt,

wie das an einigen Orten in unserem Vaterlande üblich war. Eines Tages hatte der alte Prediger einen Krankenbesuch abgestattet und kam in dunkler Nacht an jener Kapelle vorbeigefahren, an der er zu seiner Verwunderung die Fenster erleuchtet sah. Er ließ also den Kutscher halten und hielt es für seine Pflicht nachzusehen, was dort getrieben wurde. Der Kutscher hat nachher erzählt, gleich nachdem der Pastor die Schwelle der Kapelle überschritten habe, sei das Licht in den Fenstern erloschen. Da er nun vergeblich auf seines Herrn Rückkehr gewartet hatte, ging er ihn endlich suchen und fand ihn ohnmächtig auf dem Boden liegen. Anfangs war nun dieser alte Herr sehr zurückhaltend gewesen mit dem, was ihm begegnet war, aber allmählich hatte er denn doch erzählt, er habe dort einen grünen Tisch mit vier Lichtern gesehen und vier seiner todten Eingepfarrten hatten darum gesessen und sich mit Geisterkarten abgetrumpft. Wenn man sich nun auch nicht eine, sondern vielleicht zehn natürliche Erklärungen dieses Ereignisses denken kann, so gestehe ich, daß diese Erzählung doch einigen Eindruck auf mich ausübte, weil sie mir plötzlich klar machte, wonach ich lange vergeblich gesucht hatte, worin nämlich die Höllenstrafen bestehen könnten. Daß es unwahrscheinlich sei, die biblischen Worte von unlöschbarem Feuer oder einem unsterblichen Wurm, von Pech und Schwefel u. s. w. als wörtlich gemeint zu betrachten, konnte ich annehmen. Worin bestanden sie denn also? In diesem Bilde von den alten Kartenspielern, die vielleicht auf Erden keine andere Freude als das Spiel kannten, sich nun im Jenseits ohne Karten behelfen mußten und deshalb sich mit der Scheinprozedur zu trösten suchten, glaubte ich eine Antwort auf diese Frage zu sehen. Nach unserem Tode muß die Sehnsucht nach allen Freuden, zu denen uns die Organe fehlen, Höllenqual sein und nur in Gott kann Ersatz gefunden werden; aber dieses Leben in Gott muß schon auf dieser Erde angebahnt werden, sonst

werden wir uns auch ohne Schooß immer mehr nach unserer Schooßsünde, als nach Gott sehnen.

Nun hatte ich den zweiten Winter in Rom überlebt, der Carneval war wieder mit seinem bunten Leben vorbeigerauscht und die Osterceremonien in der Sixtinischen Kapelle und Peterskirche waren genossen worden. Ich hatte die schöne Musik andächtig angehört und den Papst in der Prozession unter seinem Baldachin, mit falschen Beinen, Segen spendend durch die Kirche tragen gesehen. Er machte nämlich den Eindruck, als knie er auf seiner Bahre; da es aber etwas unbequem wäre, so sitzt er und sein Talar wird so geordnet, daß es aussieht, als strecke er seine Füße hinten hinaus. Auch beneidete ich ihn keineswegs um seinen schwebenden Sitz, denn er sah aus, als litte er sehr an Schwindel und fürchte auf die gezückten Flamberger zu fallen, die von den Schweizer Offizieren zu beiden Seiten getragen wurden.

Ich beschloß also, mich noch etwas weiter in Italien umzuschauen und präparirte mich zu einer Reise nach Neapel, wo es doch auch noch Vielerlei zu sehen gab. Weiter dachte ich nicht zu forschen, sondern wollte nach dieser Reise, von der ich mir viel Genuß versprach, wieder nach Rom zurückkehren, versah mich daher nur nothdürftig mit Reisegeld und machte einen Vetturino willig, mich nach Neapel hinüberzuführen. Als ich mich nun Morgens früh an der bezeichneten Abfahrtsstelle einfand, ergab es sich, daß ich eine Stunde zu früh gekommen war und ich benutzte diesen Aufenthalt, um noch einen Abschiedsbesuch im Palazzo Barbarini bei der mir sehr befreundeten Familie Gagiotti zu machen, von der ich bereits Erwähnung gethan habe. Ich fand die beiden Kinder beim Ankleiden und die kleine Emma ließ gerade ihren schönen Lockenkopf frisiren. Da ich nun mich mit ihnen in Conversation einließ und ihnen von der Reise, die ich eben antreten wollte, erzählte und mich verabschieden wollte, erschallten aus

dem Nebenzimmer die Stimmen der noch im Bett liegenden Eltern, die mich freundlich einluden, einzutreten, um auch ihnen Adieu zu sagen. Ich folgte also der Einladung, allerdings etwas blöde, denn meiner Phantasie schwebten Bilder von Nachtkuften und sonstigen weiblichen Schlafutensilien vor, von denen ich aber im Schlafzimmer nichts entdecken konnte, denn beide Eheleute lagen so nackt, wie zwei frisch aus der Erde gezogene Borkanen unter der Decke. Eine Decke aber ist eine recht unvollkommene Hülle, besonders wenn man sich aufrichtet, um in aller Form Abschied zu nehmen. Uns erscheint allerdings diese kahle Sitte recht sonderbar, ist aber durch ganz Italien verbreitet, und einer Italienerin erscheint es ebenso unstatthaft, mit dem Hemde das Bett zu besteigen, wie uns ohne Hosen in Gesellschaft zu gehen. Eine andere Italienerin erzählte mir einmal, daß sie auf einer Reise, aus Mangel an Raum im Wirthshaus, genöthigt gewesen sei, mit ihrem Bruder in einem Bett zu schlafen. „Stelle Dir vor," sagte sie, „ich konnte mich nicht entschließen, dabei mein Hemd auszuziehen." Es war ihr offenbar selbst ein Problem, für das sie keine rechte Erklärung finden konnte. Uebrigens muß ich bekennen, daß ich, nachdem ich es einmal versucht hatte, herausfand, daß diese Sitte dem Römischen Klima und den dort sehr prosperirenden Flöhen Rechnung trägt und wirklich zu rekommandiren ist.

Nach diesem Römischen Schlußakt ging nun die Neapolitanische Reise gemächlich vor sich, denn großer Schnelligkeit und Eile befleißigten sich die Vetturini nicht; daran lag mir ja auch nicht. Ich wollte sehen und mit Genuß sehen und das kann man nicht, wenn die Reise zu sehr im Fluge vor sich geht. Ich hatte mir wieder meinen Lieblingsplatz, den Kutschbock, erobert und es war mir sehr angenehm, meine Augen nach allen Seiten hin lenken zu können. Der Wagen rollte auf der alten Gräberstraße in das bereits bekannte Albaner

Gebirge und weiter durch die Pontinischen Sümpfe bis Terracina, wo die Sümpfe ihr Ende fanden. Links hatten wir das schöne Volskergebirge liegen lassen und rechts wurde die Sumpfgegend vom Capo Circello begrenzt und wohl auch bedingt. Man hatte mir gesagt, daß dieses Vorgebirge, welches in früheren Jahrtausenden gewiß eine Insel gewesen ist, der Aufenthalt der Circe, der bösen Zauberin, von der die Odyssee erzählt, sei und ich glaubte es auch damals, aber dieser Glaube hat sich, wie so Manches in der Weltgeschichte, als nicht stichhaltig erwiesen, da Odysseus nach neueren Forschungen ein Schwarzenmeerscher gewesen sein soll. Mir ist es ganz lieb, daß ich das erst später erfuhr, denn der Irrthum war mir damals ganz lieb. Gewiß war ich aber auf dem Wege, den der gefangene Apostel Paulus damals nach Rom geführt wurde, wie man das in der Apostelgeschichte nachlesen kann. In den Pontinischen Sümpfen hatte man mich ernstlich gewarnt, nicht einzuschlafen, weil die Folge eines Schlafs in dieser ungesunden Gegend unfehlbar das Sumpffieber sei; aber es war recht schwer, sich den Schlaf abzuwehren, denn die Hitze war bedeutend und man kam nur langsam vorwärts. Bei der Mittagsstation Tre-caverne machte ich, um munter zu bleiben, einen Spaziergang und fand ein paar italienische Bauern, die sich ein sonderbares Gericht bereitet hatten, dessen Bestandtheile ich nicht errathen konnte, welches aber offenbar gut zu schmecken schien. Auf meine Erkundigung darnach, erfuhr ich, daß es gebratene Vipern seien; zugleich erging die freundliche Einladung, doch Theil zu nehmen an diesem lukullischen Vergnügen. Die Leute behaupteten, es sei durchaus ungefährlich und zeigten mir die abgeschnittenen Köpfe mit den Giftzähnen. Ich lehnte aber doch dankend ab, denn Schlangen waren meines Erachtens nur zum Todtschlagen da und gewährten damit schon einen großen Genuß; mehr von ihnen zu erlangen, schien mir unbillig.

In Terracina kam ich zuerst in Berührung mit dem Mittelländischen Meer, konnte meine Hand in seine salzigen Wellen tauchen und betrachtete mit Andacht diese alten Kulturträger einer längst hingeschwundenen Zeit. Diese Wellen hatten schon die Schiffe der alten Phönizier auf ihren Rücken getragen, auf ihnen waren die erbitterten Kämpfe der Carthager und Römer ausgetragen worden und jetzt tragen sie die stolzen Panzerschiffe des neuen Carthagos, des stolzen und übermüthigen Albions, das eigentlich durch seine geographische Lage gar nicht berechtigt zu sein scheint, in diesen Gegenden den gebietenden Herrn zu spielen. Wie lange dieses Uebergewicht den Händen der Engländer noch belassen sein wird, ist eine Frage an die Weltgeschichte, die freilich den Beweis führt, daß die vorwaltende Seemacht nicht ewig in einer und derselben Hand bleiben kann. Zwar ist die Seemacht Englands so imposant, wie sie noch kein Volk früher entfaltet hat; seine Kriegsflotte überragt an Zahl und wahrscheinlich auch an Tüchtigkeit die vereinten Flotten des übrigen Europa und diese Flotte beschützt 30,000 Handelsschiffe in allen Meeren unserer Erde. — In Terracina, wo man die Pontinischen Sümpfe im Rücken hatte, nahm auch die Vegetation einen anderen Charakter an. Südliche Pflanzen, wie Palmen, Aloe, indianische Feigen ꝛc., traten häufiger auf, viel Neues war zu sehen und zu bewundern, keine Zeit zur Langenweile vorhanden und so fuhren wir denn endlich in Neapel ein, wo der Genuß Einem auf Schritt und Tritt entgegen kam, ungesucht, aber immer herrlich. Hatte man sich satt geschaut an der schönen Natur, so schmeckte das Essen nachher vortrefflich, und hatte man den Vesuv beobachtet, wie er stillvergnügt sein Morgenpfeifchen in der klaren, sonnendurchglühten Luft rauchte, so mundete nachher eine Flasche „Lacrymae Christi“ ausgezeichnet, der am Fuße des alten Titanen-Grabes gewachsen war. Auch gute Gesellschaft fand ich vor. Die Familie Güldenstubbe, die ich bereits von Rom her kannte, war mir nach

Neapel gefolgt und in ihrer Gesellschaft besuchte ich die schönen und interessanten Umgebungen der Stadt. Mit ihr war ich in Camaldoli, einem wunderbar schön gelegenen Kloster, welches die schönste Aussicht bietet, die mir auf meiner ganzen Reise zu Gesicht gekommen ist; und an diesem herrlichen Punkte hat sich ein grämlicher Orden etablirt, der durch sein Gelübde gebunden ist, ewig das Maul zu halten. Die Italiener sagen von den Camaldulensern: Sie haben einen Teufel, der stumm ist. Nur an gewissen Tagen wird das Band ihrer Zungen gelöst; dann soll aber auch ein Geschwätz in Camaldoli losbrechen, wie man es schwerlich an anderen Orten der Erde hören kann; es soll sein, wie wenn angestaute Gewässer ihren Damm durchbrochen haben und sich nun brausend über ihre Ufer ergießen.

Auch andere interessante Gegenden besuchte ich mit den liebenswürdigen Güldenstubbe's. So hatten wir einmal ein großes Ruderboot gemiethet und fuhren über den blauen Golf nach Bajä, besuchten die Solfatara, die entsetzlich stank, und sahen in der bekannten Hundsgrotte einen armen Hund sterben. Er erholte sich aber später wieder in frischer Luft und ich glaube, das arme Vieh mußte täglich ein paar Mal zur Erbauung schaulustiger Touristen das Zeitliche segnen. Uebrigens bemerkte ich, daß diese Grotte nicht allein Hunden, sondern auch Menschen tödtlich werden konnte; wenn man nämlich die Nase bis zur Höhe eines Hundes niederbeugte, kam man in das Bereich der dem Boden der Höhle entströmenden Gase und empfand einen heftigen Stich bis ins Gehirn hinein, der Einen alsbald nöthigte, wieder in die Höhe zu schnellen. Nicht weit davon liegen die sogenannten Bäder des Nero, in welche ich allein von unserer Gesellschaft zu steigen den Muth hatte, freilich in Begleitung eines halbnackten Lazaroni, der mir mit einer brennenden Fackel in einen engen Gang des Felsens voranschritt. Die unterirdische Hitze strömte mir dampfqualmend entgegen und nahm immer mehr zu, je näher ich der heißen

Quelle kam. Nach ungefähr hundert Schritten erreichte ich das brodelnde Bassin, aus dem der Lazaroni einen kleinen Eimer voll Wasser schöpfte und ein frisches Hühnerei hineinwarf, worauf wir uns hurtig auf den Rückweg machten. Als ich wieder schwitzend bei meiner Gesellschaft anlangte und mich des köstlichen Sonnenscheins freute, war das Ei gar gekocht und schmeckte mir als Lohn meiner Heldenthat ausgezeichnet. Als unser Boot auf der Rückfahrt wohl schon ein paar Werst vom Ufer entfernt war, fand sich plötzlich eine schwimmende Gesellschaft Kinder um uns her. Diese kleinen Amphibien bewegten sich so ungenirt im Wasser, als wäre es ihr natürliches Element und baten mit Ungestüm um kleine Münzen, die ihnen denn auch in Menge ins Wasser geworfen wurden, worauf dann die ganze Gesellschaft untertauchte, und stets erhaschte Einer die Münze, noch ehe sie auf den Grund kam. Diese Jagd der Kleinen gewährte ein wunderhübsches Schauspiel und es war gar zu nett, im azurblauen, bis in die tiefsten Tiefen krystallklaren Wasser diese kleinen Meergötter sich tummeln zu sehen. Es war ordentlich schade, als die kleine Münze zu Ende ging und die Tritonen und Nereiden unser Boot verließen mit kupfergefüllten Backentaschen, denn andere Taschen hatten sie nicht. In derselben Gesellschaft von Güldenstubbe's machte ich auch die Fahrt nach Pästum, wo die sehr wohlerhaltenen Ruinen von drei antiken Tempeln großes Interesse erregen. Diese einst blühende Stadt scheint auch weniger durch die Verheerungen der Barbaren untergegangen zu sein, als durch die schlechte Luft, die dort allmählich Platz gegriffen hat. Gegenwärtig bietet es nur wenigen bettelhaften Gestalten Aufenthalt, die da mit mageren Gliedern und geschwollenen Bäuchen elendiglich herumkriechen und durch das Sumpffieber fast jede Menschenähnlichkeit verloren haben.

In Pästum machte ich die Bekanntschaft von zwei Individuen, mit denen ich später in Neapel viel zusammen war.

Der Jüngere von den Beiden war aus Basel gebürtig, hieß Louis Schweizer und war nach Italien gekommen, um einen verschollenen Bruder aufzusuchen; der Aeltere war der bekannte Maßmann, der sich als Turnvater einen Namen gemacht hatte und der seiner schönen Purzelbäume wegen sogar von Heine besungen worden ist. Er trug natürlich die obligaten Leinenhosen und den altdeutschen Rock, das Haar hing ihm lang über den Kragen und den Hals mit dem dazu gehörigen Adamsapfel trug er, wie das einem deutschen Manne geziemt, bloß; die Rechte war mit dem Ziegenhainer bewehrt und führte diese Waffe nicht umsonst, wie ich später einmal zu beobachten Gelegenheit hatte. Wir saßen nämlich Seite an Seite in einem Kaffeehause und ließen uns irgend etwas gut schmecken; da stand plötzlich ein Ruffiano vor uns. Ja, wird man fragen, was ist denn ein Ruffiano für ein Ding? Es ist ein Individuum, welches ich nur in Neapel und sonst nirgends angetroffen habe und seine Beschäftigung besteht darin, sich Fremden gefällig zu erweisen, namentlich den etwas intimen Umgang derselben mit dem schönen Geschlecht zu vermitteln. Ein Ruffiano hat aber in der Regel nicht mehr als eine Schöne, der er die ins Netz gegangenen Opfer zuführt. Ein solcher Patron stellte sich zuerst vor mir auf und gab mir eine genaue topographische Beschreibung seiner Dame zum Besten und zwar unter- und oberhalb etwaniger Hüllen. Wenn man ihm glauben wollte, mußte man sich fast überzeugt halten, es sei die fleischgewordene Mediceische Venus. Ich wußte aus Erfahrung, daß es sich nicht lohne, viele Worte darauf zu erwidern, machte also, wie ich das bei den Landeskindern gesehen hatte, eine Uebelkeit andeutende Grimasse und strich mit der Hand von meinem Halse über das Kinn weg gegen ihn hin, worauf er sogleich von mir abließ. Diese Pantomime machen die Italiener, wenn sie mit Entrüstung etwas abschlagen und sie erspart ihnen viele Worte, die der Italiener nur in leidenschaftlicher Erregung

findet. Es bedeutet etwa: „ich gebe Dir das Abgeschabte von meinem Bart.“ Nun hätte ich damals lange schaben und kratzen können, bis so viel Bart heruntergekommen wäre, um damit einen Menschen zu beleidigen, aber es half doch, denn der Mann sah ein, daß ich kein Neuling mehr war auf italienischem Boden. Er ging also zu Maßmann über und versuchte den zu verlocken. Maßmann hörte ihn auch geduldig an, denn er verstand kein Wort, erkundigte sich also bei mir, was der Mann eigentlich von ihm wolle. Ich übersetzte ihm also mit einiger Schadenfreude die ihm gemachten Anerbietungen. Da fuhr es „frisch, fromm, frei“ durch seine Züge, dunkelbraunroth ergoß sich der Zorn über sein Gesicht, der Ziegenhainer blitzte durch die Luft und fuhr wie ein Donnerkeil auf den Rücken des gefälligen Neapolitaners nieder, daß ich fast fürchtete, der Buckel würde platzen, wie ein verfaulter Kürbis; aber er hielt den Hieb aus und die ganze Folge davon war, daß der Ruffiano sich außer Treffweite flüchtete und von da aus den Fremden gegen die anderen, im Kaffeehause anwesenden Neapolitaner eines anderen, viel schwerer wiegenden Lasters beschuldigte. Das übersetzte ich aber nicht mehr und meinte, der eine Turnerhieb könne als ausreichende Sühne auch für noch zu begehende Sünden Ablaß gewähren. In Rom würde dieser Hieb wahrscheinlich blutige Rache hervorgerufen haben, da sich die Römer immer noch stolz bewußt sind, das Blut ihrer Vorfahren in den Adern zu tragen und deshalb jede körperliche Beleidigung rasch mit einem Messerstich zu vergelten geneigt sind; in Neapel haben die unteren Klassen ein weniger kitzliches Ehrgefühl; freilich habe ich in Rom auch keine Ruffiani wahrgenommen, die äußere Sitte wurde da unter dem Priesterregiment strammer gehandhabt, durfte sich wenigstens öffentlich nicht breit machen. In neuerer Zeit soll sich das übrigens etwas geändert und die französische Okkupation nicht gerade veredelnd auf die Sittlichkeit der Römer eingewirkt haben.

Eines Morgens besuchte mich der junge Schweizer, dessen ich schon oben Erwähnung gethan habe, und erzählte mir, daß er die Spur seines verlorenen Bruders glaube gefunden zu haben und die Hoffnung hege, ihn in Sicilien zu treffen; deshalb möchte er so bald als möglich dahin abreisen; ich solle doch mitkommen. Nun war es eigentlich nicht meine Absicht, so weit zu gehen und ich hatte mich deshalb nur nothdürftig mit Geld versehen, sagte ihm also, daß ich gegründete Bedenken hätte, weil es mir an der nöthigen Münze mangele und ich erst in Rom wieder neue Subsistenzmittel fassen könne. Auf seine Frage, wie viel ich denn noch bei mir hätte, revidirte ich meine Kasse und fand noch 20 Skudi. Da rief er freudig: „Na, wenn ich nur so viel hätte, und ich muß noch bis Basel zurück! Kommen Sie nur getrost mit, ich garantire Ihnen, daß Sie noch Geld übrig behalten." So entschloß ich mich denn und es hat mir wahrlich nicht leid gethan, denn diese Reise, die ich zum großen Theil zu Fuß machte, ist in meiner Erinnerung der genußreichste Abschnitt meiner Weltfahrt gewesen. Ich kaufte mir nun zuerst ein Paar starke Wanderschuhe und ein kleines Ränzel, wo eben nur ein Paar Hemden und Strümpfe und mein Skizzenbuch hineingingen und überließ mich dann willig der Führung meines Reisegefährten, der auch die Sache gleich wohlfeil und bequem einzufädeln verstand, denn er akkordirte die Ueberfahrt bis Messina auf der Brigg eines englischen Schiffskapitäns für ein sehr Billiges. Wir waren freilich nur Deckpassagiere und mußten Nachts auf zusammengerollten Tauen schlafen, aber wir waren jung und der Mangel an jeglicher Bequemlichkeit ertrug sich leicht. Das Schiff strich so sachte durch die blaue, durchsichtige Fluth und wenn uns ja die Langeweile einmal packen wollte, so sangen wir uns etwas vor, woran die Schiffer und eine englische Familie, welche die Reise in der Kajüte mitmachte, sich auch erfreuten, denn der junge Schweizer traf die zweite Stimme

recht hübsch. Mir war es befremdlich, daß die Engländer, die doch offenbar Freude am Gesang hatten, selbst gar nicht sangen; ich glaube, sie müssen das für nicht recht anständig gehalten haben, oder getrauten sie sich nicht, unseren Kunstleistungen gegenüber etwaniges Fiasko zu machen? Der Steuermann hatte uns in seinen besonderen Schutz genommen und besorgte uns gute und genügende Atzung, gab uns auch aus purem Wohlwollen Anleitung im englischen Boxen, zeigte uns Angriff und Vertheidigung und wir dankten Gott, daß es bei der Theorie sein Bewenden hatte; wäre es zur Praxis gekommen, so hätte es uns übel ergehen können, denn der Kerl hatte Fäuste wie Schmiedehämmer und wo er die im Ernst hätte hinfallen lassen, wäre wohl kein Gras mehr gewachsen. Mir verlief diese kleine Seereise sehr genußreich, denn da ich von der Seekrankheit weder dieses Mal, noch bei früheren oder späteren Gelegenheiten zu leiden hatte, konnte ich alle meine Geisteskräfte dem vollen Genuß widmen, den die schöne Natur und das prächtige Wetter boten. Die italienische Küste blieb fast immer in Sicht mit den lieblichen Linien ihrer Berge. Bei den Liparischen Inseln bekamen wir Windstille, eine Erfahrung, die fast alle dieses Meer befahrenden Reisenden machen. Die Segel klappten ab und zu an die Masten und das Schiff stand unbeweglich; aber schön war es, über Bord ins ruhige blaue Meer zu blicken; in geringer Entfernung von uns lag die Insel Stromboli, mit ihrem fortwährend arbeitenden Vulkan, der aber merkwürdigerweise noch nie Lava ausgeworfen hat, dafür aber speit er von viertel zu viertel Stunde eine Portion Asche mit gewaltigem Gebrüll aus und zwar immer auf derselben Seite der Insel, die deshalb ganz unbewohnt und unkultivirt ist, dafür macht aber die andere Seite den Eindruck eines lieblichen Gartens und soll sehr schmackhaften Wein produziren. Wie wir nun so ruhig und ohne jegliches Lüftchen dort lagen, wurde die Sonnenhitze denn allmählich doch etwas

drückend und das krystallklare Meer neben dem Schiff lud freundlich zum Bade ein, welche Einladung wir auch nur zu gern angenommen hätten, aber der Kapitän gab seine Einwilligung nicht; er behauptete, bei so warmen, stillen Tagen hielten sich die Haifische gern unter dem Kiel der Schiffe und in ihrem schützenden Schatten auf und wir könnten ihnen leicht zum willkommenen Frühstück gereichen, wozu wir nun freilich keine Lust verspürten; wir gaben also unser Badegelüste auf. Es erhob sich auch endlich ein kleiner Wind, unsere Segel wurden wieder geschwellt und langsam und stetig glitt unser Schiff, zwischen Scylla und Charybdis durch, in den Stretto di Messina, wo wir Anker warfen und fürs Erste in die Quarantäne eskortirt wurden, wo wir durch Armaufheben den Beweis liefern mußten, daß wir keine Pestbeulen unter den Armen trugen. Eine unglaubliche Paßprellerei waltete damals im Königreich Neapel. Als ich von Neapel abreisen wollte, mußte ich mir einen neapolitanischen Paß ausstellen lassen, meine russische Reise-Legitimation, die doch sonst in ganz Europa galt, half mir da nicht weiter. In Messina wurde dann wiederum der in Neapel ausgestellte Paß als nicht genügend betrachtet und ich mußte mir einen sicilianischen Paß ausstellen lassen, was immerhin auffallend war, da doch Sicilien neapolitanische Besitzung war und unter demselben Könige mißregiert wurde.

Ich war nun in Sicilien und fand es da wunderschön, die Natur jedoch gewaltig anders, wie in Italien, schon an Afrika erinnernd. Mir aber kam es vor, wie ein reines Geschenk, daß ich auch diesen schönen Fleck der Erde zu sehen bekam, denn das hatte ja gar nicht in meiner Absicht gelegen und ich bin meinem Reisegefährten noch jetzt dankbar, daß er mich zu diesem Vergnügen verführte. Dieser hatte auch das Glück, seine Reise nicht umsonst gemacht zu haben, denn er entdeckte sehr schnell seinen verlorenen Bruder, der wohl etwas

verkommen aussah, aber zufrieden und in seiner Art behaglich in Messina lebte. Er hatte eine kleine Schneidemühle eingerichtet, welche er mit einem einzigen Maulesel betrieb, der ihm Wasserkraft oder Dampf ersetzen mußte, und auf der er große Klötze von Mahagoni oder anderen vornehmen Hölzern in Fournir-Platten verwandelte. Er lebte in wilder Ehe mit einem jungen, hübschen Mädchen, ein Verhältniß, das in Messina nichts Ungewöhnliches zu sein schien. Die Leute fanden es bequemer als die priesterlich vollzogene Ehe und wahrten sich dabei größere Freiheit für die Zukunft. Auch versicherte man mich, daß die wilden Frauen viel treuer zu ihren Männern hielten, als die zahmen, denn man konnte ihnen ja bei jeder Untreue den Stuhl ohne Weiteres vor die Thüre setzen. Dennoch muß ich sagen, daß die Liederlichkeit, wie sie hier das schöne Geschlecht dokumentirte, wohl an keinem anderen Orte der Welt übertroffen werden konnte. Nirgends bin ich so unaufhörlich am Tage, wie in der Nacht von jungen Frauenzimmern auf öffentlicher Straße attaquirt worden, wie in Messina, so daß ich mich nur mit harten Worten und drohendem Stocke ihrer erwehren konnte. Ich finde aber, daß die Versuchung allen Reiz verliert, wo sie so ungeschminkt auftritt. Merkwürdig war mir nur, daß alle diese Bajaderen mich immer Don Capitano anredeten; ich konnte mir daraus ungefähr den Schluß ziehen, daß sie ihren Verdienst hauptsächlich dem Umgange mit den Kapitänen der Kauffahrteischiffe verdankten. Zum Glück dachte mein Begleiter ebenso anständig über diesen Punkt wie ich, was bei ihm allerdings verdienstlicher war, als bei mir, denn er war ja nicht wie ich Bräutigam. Ich aber wurde des Tages oft an diesen Umstand erinnert, denn einmal führte ich in meinem Ränzchen ein Paar bequeme Schuhe mit, die mir meine Sally mit einer guten Gelegenheit aus Bautzen zugeschickt hatte und die mir Abends, wenn ich müde war, vortreffliche Dienste leisteten, und dann trug ich in der Tasche

einen kleinen Pokal, den mir meine Braut, als sie aus den böhmischen Bädern heimkehrte, mitgebracht hatte und auf welchem ihr Name eingeschliffen war. Auf der ganzen Reise habe ich meinen Wein aus diesem Glase getrunken und er schmeckte mir dadurch doppelt gut. Dieses Glas existirt noch im Besitz meiner jüngsten Tochter, die ja auch den Namen Sally führt. Die Schuhe freilich haben längst das Zeitliche gesegnet. Als ein junger Italiener einmal die hübsche Arbeit dieser Schuhe bewunderte, sagte ich ihm ganz stolz, daß meine Braut sie gemacht habe; natürlich meinte ich die Stickerei; er aber antwortete ganz andächtig: „Ah, dunque fa la scarparola!“ („Aha, sie ist also eine Schusterin!“)

Noch einen Schweizer fanden wir in Messina, dessen Namen ich aber vergessen habe. Er war seines Zeichens Conditor und natürlich aus Graubündten gebürtig, welcher Canton dadurch merkwürdig ist, daß er die ganze Welt mit Zuckerbäckern versorgt, und zweitens, daß er am längsten neben dem großen Russland den alten Styl im Kalender beibehielt. Ob er noch immer dieser Kameradschaft treu geblieben ist, weiß ich nicht. Dieser Conditor, der gerade ohne Anstellung zu sein schien, machte sich uns sehr nützlich, indem er uns als Führer durch die Stadt diente. Die Kirchen Messinas waren wohl klein, aber inwendig von großer Pracht, namentlich verschwenderisch mit den feinsten Steinarten ausgeschmückt: Lapis lazuli und Malachit waren an den Wänden viel zu sehen, sowie die seltensten Marmor-Arten.

Eines hübschen Rittes entsinne ich mich auch, den wir in größerer Gesellschaft nach der Charybdis unternahmen. So ein sicilianischer Esel ist ein ganz anständiges Thier und geht vorzugsweise gern im Galopp. Der Esel scheint eben ein orientalisches Wesen zu sein und je wärmer das Klima, desto mehr Muth und Energie entwickelt er. In Persien z. B. nennt man einen recht tapferen Schah, wenn man ihm einen schmeichel-

haften Zunamen geben will, „der Esel", womit ein nordischer Herrscher schwerlich zufrieden sein würde. Einen Strudel konnte ich an der Charybdis allerdings nicht wahrnehmen, ebenso wenig wie an der Scylla, wohin ich später auch kam. Man sagte mir aber, das habe nichts zu bedeuten; das Meer sei eben zahm geworden und habe sich seine sonst schrecklichen Allüren abgewöhnt.

Da wir nun einmal in Sicilien waren, wollten wir doch versuchen, noch etwas mehr als Messina zu sehen und machten uns auf längs der Meeresküste etwas näher an den Aetna, um wo möglich bis an die Stelle des alten Syrakus zu kommen. Kunststraßen waren es jedenfalls nicht, auf denen wir vorwärts strebten, kaum konnte man sie Wege nennen. Alle Augenblicke mußte man durch ein Gebirgswasser waten, welches dem nahen Meere zuströmte; aber zwischen den Felsblöcken blühten die herrlichsten Gewächse, die man sonst nur in Treibhäusern zu sehen bekommt. Die Hitze war aber doch zum Fußwandern etwas zu intensiv. Wir waren im Monat Juni und die Sonne drohte unser Blut in den Adern zum Kochen zu bringen. So entschlossen wir uns bei einer kleinen Ortschaft, deren Namen ich vergessen habe, uns die Erleichterung des Reitens zu verschaffen und machten einen mildthätigen Sicilianer willig, uns ein paar Esel zu besorgen, die uns ein Stück Weges weiter bringen sollten. Während nun diese edlen Thiere herbeigeschafft wurden, setzten wir uns auf eine alte, umgestürzte Säule in den Schatten und genossen einer köstlichen Ruhe. Die junge Bevölkerung des Orts kam nun in Schaaren heraus, um die sonderbaren Fremdlinge zu sehen und wo möglich etwas Neues von ihnen zu hören. Mich plagte der Muthwille und ich fing an, die jungen Männer ihrer Muth- und Kraftlosigkeit wegen zu verhöhnen und stellte ihnen uns Nordländer als Muster hin. „Versuchen wir uns einmal," prahlte ich, „ob Einer von Euch Weichlingen mir im Ringen gewachsen ist." Da sie still-

schwiegen, prahlte ich natürlich weiter und forderte zwei oder drei, ja zuletzt allesammt heraus. Ein paar traten näher und begehrten meine Arme zu befühlen, was ich ihnen auch gern gestattete. Was sie aber da gefunden zu haben vermeinten, stimmte sie nicht sehr raufluſtig, sie traten bescheiden zurück und glaubten mir willig, daß ich der richtige Heraklei sei. Mein junger Schweizer hatte kopfschüttelnd zugehört und sagte: „Das Stück hätten Sie in der Schweiz oder Tyrol probiren sollen und ich versichere Sie, daß ich die schönen Prügel, die sie würden geerntet haben, nicht bekommen möchte.“ Er mußte mir aber doch zugeben, daß etwas Prahlerei am richtigen Ort oft gut angebracht ist und er verstand auch, die gute Lehre nützlich zu verwerthen. Er führte nämlich ein Paar Terzerole, recht dumme Taschenpuffer, bei sich, die er auf unserer Wanderung häufig vorzeigte und den Leuten weiß machte, das sei eine ganz neue Erfindung und man könne aus diesen kleinen Dingern sechs Schüsse hintereinander abfeuern. Da die Revolver damals noch nicht erfunden waren, ist es immerhin merkwürdig, daß er auf diese Idee verfiel, die uns wahrscheinlich sehr gute Dienste leistete, denn wir fanden bald, daß das Gerücht von diesen schrecklichen sechsfachen Mordwaffen vor uns herlief, und wohin wir auch kamen, da begehrten die Menschen die interessante neue Erfindung zu sehen. Nun, gezeigt wurde sie wohl, aber nicht erklärt und anfassen durften sie dieselbe bei Leibe nicht.

Nachdem die bestellten Esel endlich gebracht worden waren, setzten wir uns auf und ritten gemächlich in das reizende Städtchen Thaormina ein. Unser Eseltreiber brachte uns, da kein Wirthshaus im Orte war, zu einem alten, dort ansässigen Ehepaar. Der Mann war Schuster und hatte etwas von der philosophischen Ader, die diesem Handwerk eigen zu sein scheint. Uns that der Schatten seiner Wohnung nach der vielen Sonne, die uns in fast senkrechten Strahlen beschienen hatte, ungemein

wohl, und unserem Schuhwerk, welches auf dem steinigen Wege doch etwas gelitten hatte, kam die ausbessernde Hand des alten Philosophen auch zu gute. Aber unser Magen knurrte vernehmlich und auf unsere Frage, was sie uns zu essen geben könnten, erfuhren wir zu unserem Schreck, daß nichts vorhanden sei. Aber die gute alte Schusterin machte alsbald den Vorschlag, wir sollten ihr nur etwas Geld zu Auslagen geben, dann wolle sie uns gern alles Gewünschte kochen, wenn wir nur gestatten wollten, daß sie und ihr Mann den Rest unserer Mahlzeit vertilgen dürften. Darauf gingen wir gern ein und niemals habe ich billiger gelebt, wie unter der Fürsorge dieser guten alten Frau, die uns alle Delikatessen des Landes verschwenderisch auftrug und ihre Freude daran hatte, daß es uns so gut schmeckte. Uns gefiel es auch so gut in ihrer Pflege, daß wir uns entschlossen, einige Tage dazubleiben und Thaormina als Endpunkt unserer Reise zu betrachten. — Die Hitze war doch allmählich zu stark geworden; so gaben wir auch unseren Plan, den Aetna, an dessen Fuß wir waren, zu besteigen, auf. Trotz der unten herrschenden Sonnengluth erglänzte der Gipfel des Berges noch in hellschimmerndem Schnee und wir fürchteten uns doch vor dem Temperaturwechsel. Der Aufenthalt in Thaormina aber war ein sehr lohnender, denn jedenfalls gehörte der Ort mit zu den schönsten Gegenden, die mir auf meiner ganzen Reise begegnet sind. Sehr interessante Ruinen eines alten Theaters wurden von mir genau besichtigt; mehrere Skizzen, die ich mir machte, sind noch in meinen Mappen und erinnern mich, so oft ich sie besehe, an die schönen Tage in Thaormina, das Endziel meiner Wanderungen. Daß ich nicht nach Syrakus kam, hat mir nachträglich wohl leid gethan, aber meine Faulheit war groß und auch erklärlich bei der tropischen Hitze.

Gehörig ausgeruht und gestärkt verließen wir endlich den schönen Ort und unsere guten Wirthsleute, die uns gerührten Herzens mit den besten Segenswünschen ziehen ließen, denn

dieses alte, kinderlose Ehepaar hatte uns aufrichtig liebgewonnen, wie auch ich mich immer noch gern und mit Liebe der guten, freundlichen Leute erinnere, von denen ich dann im späteren Leben nie wieder die geringste Kunde erhalten habe. Das ist das Schmerzliche der Reise-Erfahrungen, daß so manche Bekanntschaft angebandelt und nachher auf Nimmerwiedersehen zerrissen wird. Was ist z. B. aus meinem jungen Reisegefährten Louis Schweizer geworden? Zwar habe ich ihn später wiedergesehen, einmal in Basel und dann in München, als Erzieher eines englischen Knaben, aber darnach schweigt auch Alles über ihn. Und doch war er meinem Herzen theuer; wir waren eine Strecke auf dem Lebenswege wie zwei treue Deichselpferde neben einander hergelaufen. Solche Bekanntschaften sterben eben früher, als unsere unmittelbaren Umgebungen und wir brauchen ihnen nicht die Augen zuzudrücken.

Doch hiermit schließe ich den ersten Band meiner Erinnerungen und werde im nächsten meine Rückreise beginnen. Ich mache im Voraus meine Entschuldigung, wenn sie langweilig ausfällt; aber ich will ja nichts komponiren, sondern nur erzählen, was ich erlebte. Was kann ich nun dafür, wenn das nicht sehr amüsant war?

Obschon ich mir bewußt war, daß mit meiner Rückwärtsbewegung von Thaormina aus nun auch mein Abschied von dem schönen Italien begonnen hatte, so ging ich doch freudigen Herzens daran, denn jeder Schritt, den ich machte, brachte mich meiner Braut um eine Elle näher. Auch trieb es mich nach Rom zurück, denn ich war doch zu abgebrannt. Meine Baarschaft schmolz zusehends zusammen und meine Kleider drohten mir auch untreu zu werden, bei geringer Möglichkeit, sie zu ersetzen. Auch wollte ich noch im Römischen Gebirge Studien malen. Im Albaner Gebirge war ich bereits gewesen, aber die Sabinerberge waren mir noch so gut wie fremd. Meinen Reisegefährten trieb es wieder in die Schweiz zurück; seine Subsistenzmittel waren noch geringer, als die meinigen. Wir nahmen also getrost den Weg, den wir gekommen, wieder zwischen die Beine und erschienen zunächst in Messina, hielten uns aber da nicht länger auf, als nöthig war, um ordentlich auszuschlafen, ein erfrischendes Wellenbad zu nehmen und uns dann auf einem Boot über die Meerenge nach Reggio übersetzen zu lassen. Dieses Städtchen ist das alte Regium, wo der gefangene Paulus, von Milete kommend, landete. Nun waren wir in Calabrien, berühmt durch seine Räuberbanden, aber wir ließen uns nicht bange machen, sondern wanderten getrost drauf los auf einer ganz frischen Kunststraße, an die der Verkehr sich noch gar nicht gewöhnt zu haben schien, denn es begegneten uns gar keine Equipagen, und die wenigen Packesel und Bauern, die uns entgegenkamen, hätten auch ihre Bestimmung ohne Chaussee erreicht. Lobenswerth waren die

Vorkehrungen, welche die Regierung wider die Räuber getroffen hatte, denn von Zeit zu Zeit stieß man immer wieder auf Gensdarmen-Kasernen, und ihre Insassen patrouillirten fleißig auf der Straße und fahndeten auf Raubgesindel. Einmal erwiesen sie uns sogar die Ehre, uns selbst für derartiges zu halten, ein Zeichen, welch' abgekankerten Eindruck wir in unserer äußeren Erscheinung machten. Auf ihr stürmisches Verlangen nach unseren Legitimationen holte ich endlich meinen russischen Paß heraus, auf der einen Seite in russischer, auf der anderen in deutscher Sprache, denn ich konnte mir ungefähr denken, daß beide Mundarten diesen Dienern der Polizei nicht zu Gebote stehen würden. Lange forschten diese, das öffentliche Wohl schützenden Kriegsknechte vergeblich in diesem Papier, drehten es rechts und drehten es links, darauf sagte der Eine mit Anerkennung: „Da steht ja der Adler!" und gab mir höflich meinen Paß zurück. Schweizer brachte nun seinen Baseler Paß zum Vorschein mit dem Basilisken als Baseler Wappen und sagte ganz zornig: „Ich habe wohl keinen Adler, aber doch eine andere Bestie." Auch mit diesem Fabelthier erklärten sich die Gensdarmen zufrieden, worauf sie gründlich von uns gehöhnt wurden, daß sie sich mit unbrauchbaren Pässen hatten ins Bockshorn jagen lassen, und zeigten ihnen nun erst unsere neapolitanischen Pässe, denn andere galten dazumalen im Königreich Neapel nicht. Ein Schäfer, an welchem wir vorbeikamen und bei welchem wir uns nach einem Fußsteig erkundigten, der den Weg verkürzen sollte, fragte ganz mitleidig: „Siete scappati della galera?" (Seid Ihr entlaufene Galeeren-Sträflinge?) Er glaubte uns auch nicht die gegentheilige Versicherung, sondern führte uns willig den näheren Weg, der uns seiner Meinung nach vor der nachsetzenden Gerechtigkeit schützen sollte. Es ist ein Charakterzug der Italiener, den ich auf der ganzen Halbinsel ausgesprochen gefunden habe, daß sie für den Verbrecher nur Mitleid und nie Rachegedanken

haben. Selbst den Mörder nennen sie „un infelice“, helfen ihm willig weiter und legen seiner Verfolgung alle möglichen Hindernisse in den Weg.

An dem durch die Odyssee und Schiller's „Taucher“ berüchtigten Strudel der Scylla kamen wir auch vorbei. Ich glaubte, die Beschreibung, die Homer von dieser Oertlichkeit giebt, wiedererkennen zu können. Da war der Felsen, an welchem der göttliche Dulder sich gehalten hatte, bis die Wasser aus der Tiefe wiederkehrten und Alles schien zu passen, nur nach dem Strudel sah ich mich vergeblich um. Die Wellen plätscherten friedlich am Fuße des Felsens und man sah ihnen nicht an, daß sie früher so heimtückisch gewesen sein sollten.

Ich gedenke in diesen Blättern keine Marschroute unserer Wanderung zu geben, sondern will nur einige Momente, die mir in der Erinnerung haften geblieben sind, aufzeichnen. Die berüchtigten Räuber ließen uns ungeschoren. Wahrscheinlich sahen wir ihnen nicht verlockend genug aus, und in Wahrheit hätten sie auch nicht viel an uns zu plündern gefunden. Einem deutschen Gelehrten, dem Doktor Abich, der später auch, wenn ich nicht irre, in Dorpat vorübergehend Professor gewesen ist, war es nicht so gut ergangen. Er machte die Reise mit etwas größerem äußeren Pomp, hatte sich drei Maulesel gemiethet, den einen als Reitthier für sich, der andere mußte sein Gepäck tragen und auf dem dritten ritt sein Führer. Das verhieß den Strolchen denn schon ein freudiges Resultat und sie hatten sich auf die Lauer gelegt. Da, als der Weg um eine Ecke bog, sprangen hinter einem verbergenden Felsen mehrere wild aussehende Kerle hervor und Abich erhielt ungewarnt einen derben Keulenhieb auf seinen gelehrten Kopf, daß er hurtig vom Maulesel zwischen die Thiere stürzte. Glücklicherweise war er nicht betäubt und sah vor sich die Straße offen, bedachte sich also nicht lange, sondern ergriff schleunigst die Flucht. Als er sich im Laufen umsah, gewahrte er, daß Einer aus der Zahl

der Räuber ihm mit gezücktem Messer folgte. Waffen führte Abich wohl mit sich, aber sie waren in seinem Mantelsack sorglich verpackt; so mußte er sich auf seine Beine verlassen, die ihm die gütige Natur recht lang verliehen hatte, und lief wie ein Vogel Strauß. So oft er sich umschaute, gewahrte er den Verfolger, der ihn zum Glück nicht einzuholen vermochte. Endlich konnte Abich nicht mehr laufen; er fühlte schon Blutgeschmack im Munde und die Lunge wollte ihm bersten. Da hob er ein paar Steine auf und wollte sich mit diesen primitiven Geschossen, wie ein Held aus der Ilias, seinem Gegner zum Kampf entgegenstellen. Aber dem war der Dauerlauf auch zu viel geworden, oder er fürchtete, daß die anderen Buschklepper ohne ihn zur Theilung schreiten würden, er war umgekehrt und der abgehetzte Gelehrte sah ihn noch in der Ferne verduften. Der König von Neapel hatte aber vor Kurzem ein sehr weises Dekret erlassen. Die Gensdarmen, welche verhältnißmäßig gut salarirt wurden, waren für jeden begangenen Raub verantwortlich und wenn sie in vierzehn Tagen die Thäter und den Raub nicht herausbekommen konnten, so mußten sie den Schaden bezahlen. Somit waren diese Ehrenmänner sehr thätig und es dauerte keine acht Tage, so hatte Abich sein ganzes Gepäck unverkürzt wieder und die Räuber mußten baumeln.

In einem kleinen Ort, durch den unser Weg führte, wurden wir dringend gewarnt, weiter zu gehen. Vor acht Tagen hätten die Räuber einen angesehenen Gutsbesitzer aufgegriffen, ins Gebirge geschleppt und nicht eher entlassen, als bis er ein namhaftes Lösegeld, das ihn zum armen Manne machte, entrichtet hatte. Diese Art des Raubes war damals in Italien sehr beliebt. Wenn so ein guter Fang geglückt war, wurde aus sicherem Versteck ein Schäfer oder eine sonstige unverdächtige Person an die Familie abgeschickt mit Angabe des verlangten Lösegeldes. Merkten dann die Räuber, daß man ihnen

statt des begehrten Geldes die Obrigkeit auf den Hals gehetzt hatte, so ermordeten sie ohne Barmherzigkeit ihren Gefangenen und zerstreuten sich, so daß man in der Regel nur den zurückgelassenen Leichnam fand; deshalb wurde auch gewöhnlich willig die Forderung honorirt und die Obrigkeit weiter nicht incommodirt, und wahrscheinlich ist das dort noch so. — Wir nahmen uns die Warnung nicht sehr zu Herzen; es war ja auch möglich, daß man uns im Wirthshause nur ängstlich machte, um uns länger exploitiren zu können. Dazu war unser Tagemarsch noch zu kurz, wir beschlossen also weiterzupilgern. Bald sahen wir aber ein, daß wir doch besser gethan hätten, auf den Rath zu hören, denn wir bekamen keine Herberge mehr zu Gesicht, dabei kam der Abend immer näher; endlich ging die Sonne unter. Bei uns im Norden hätte das nun wohl im Sommer nicht viel zu bedeuten, denn wir haben die hellen Nächte, eigentlich nur eine bis zum Aufgang der Sonne verlängerte Schummerstunde; aber in Italien giebt es fast gar kein Zwielicht, Tag und Nacht stoßen fast unvermittelt an einander; so waren wir denn bald von absoluter Finsterniß umgeben und setzten unseren Weg tastend fort. Vor Räubern waren wir dadurch eigentlich ziemlich gesichert, denn die hätten uns wohl ebenso wenig gesehen, wie wir sie. Aber etwas ungemüthlich war es doch, denn die Nacht ist ja bekanntlich Niemandes Freund. Da stießen wir plötzlich an ein hohes Gemäuer. Zuerst hofften wir allerdings ein Wirthshaus gefunden zu haben, aber wir überzeugten uns bald, daß es eine Gensdarmen-Kaserne war. Lange erwogen wir hin und her, was wir nun machen sollten. Es mochte nahe an Mitternacht sein, wir waren müde und abgespannt und bedurften der Ruhe, entschlossen uns also, die Gastfreundschaft der Hermandad anzurufen. Das Thor war verschlossen und drinnen schlief Alles. Wir pochten also und machten einen Heidenlärm, wodurch wir die friedlichen Soldaten nicht wenig mögen erschreckt haben. Nach einiger Zeit

öffnete sich ein Fenster und eine rauhe Polizeistimme fragte, wer wir seien und was wir wollten. Wir erzählten nun unsere Verlegenheit und baten um Nachtquartier. „Wartet ein wenig," hieß es dagegen, das Fenster wurde geschlossen, Licht angezündet und Kommandoworte erschallten. Nach einiger Zeit hörten wir einen Trupp die Treppe herabkommen und die Karabiner klirrten auf dem Estrich. Wieder erscholl ein Kommando und wir hörten eine Anzahl Flintenhähne knacken. Darauf ging das Thor auf und wir sahen beim blendenden Licht, welches der Unteroffizier hielt, eine Anzahl Flintenläufe auf uns gerichtet. Offenbar hatten die guten Leute einen Ueberfall von Räubern gefürchtet, denn sobald sie unsere Reiselegitimationen gesehen hatten, waren sie eitel Freundlichkeit und Güte und führten uns, ordentlich erfreut über unseren Besuch, in ihre Wohnräume. Nachdem wir nun ihre Neugierde hinlänglich befriedigt hatten, wurden uns die Betten von zwei Gensdarmen frisch überzogen, die Deposseditten wurden zu Kameraden plazirt und wir schliefen wie Könige in ihren leergewordenen Plätzen. Als wir am anderen Morgen ziemlich spät, aber sehr erquickt erwachten, erfuhren wir, daß die Gensdarmen bereits ihren Patrouillendienst angetreten hatten, der Unteroffizier aber war bei seinen Gästen geblieben und saß ganz gravitätisch an unseren Betten. Er hatte sich nicht erlaubt, uns zu wecken und wollte uns doch nicht ohne Frühstück ziehen lassen; so setzte er uns köstliche Milch und gutes Kommißbrod vor, etwas Anderes hatte er schwerlich, aber er freute sich sichtlich, daß es uns so gut schmeckte. Als wir ihm beim Abschied eine kleine Vergütung für unser Nachtquartier boten, wies er sie mit Entrüstung zurück und behauptete: Die Betten gehören dem König und die Milch haben die Hirten gebracht. — Es ist eine einfache Geschichte, aber ich denke noch immer mit Vergnügen an diese Nacht zurück, wo ich die Erfahrung machte, daß auch die Polizei ein menschliches Herz im Busen trägt. Eigentlich hatte

ich doch nur eine Nacht in den Krallen der öffentlichen Sicherheit verbracht; der ganze Unterschied von jener Dresdener Nacht, an die ich keineswegs mit Vergnügen zurückdenke, besteht in der Freiwilligkeit und dann freilich wohl auch in der Gesinnung meiner Wirthsleute.

Nachdem wir uns herzlich von unserem guten Unteroffizier verabschiedet hatten, setzten wir unsere Wanderung mit frischen Kräften fort. Es dauerte auch nicht lange, so stießen wir auf die Gensdarmen-Patrouille, die sich im Schatten einer Baumgruppe von ihren Strapazen erholte. Wir gesellten uns zu ihnen, hatten wir doch das Bedürfniß, uns noch speziell bei denen zu bedanken, die uns so bereitwillig ihre Betten abgetreten hatten, und so plauderten wir ganz gemüthlich mit diesen guten Leuten. Ich hatte mich mit dem Rücken an einen Baumstamm gelehnt; da, mitten im heitersten Austausch von Frage und Antwort, zog plötzlich einer von den Gensdarmen vom Leder und stürzte mit geschwungenem Säbel auf mich zu. Ich war so verdutzt, daß ich nicht einmal meinen Stock zur Parade erhob. Da sauste sein Klingenhieb dicht an meiner Seite in den Baumstamm und herabfiel eine in zwei Hälften getheilte große Schlange, die, am Baum emporgekrochen, mir neugierig über die Schulter geguckt hatte. — Bald darauf, es war an einem Sonntage, begegnete uns ein glänzender Hochzeitszug. Die Braut saß in einer von zwei Mauleseln an langen Stangen getragenen Sänfte und der Bräutigam mit seinen Freunden umgaben sie im schönsten Festtagsschmuck, aber bewaffnet bis an die Zähne. So eine Braut ist für die Räuber ein höchst willkommener Fang, denn welcher Bräutigam würde sich bedenken, in solchem Fall jedes verlangte Lösegeld zu zahlen. Leicht würde den Buschkleppern ein solcher Fang nicht geworden sein, denn der Zug strotzte von Waffen und die Leute sahen muthig genug aus. In Calabrien schien es noch gestattet, daß der Mann sich mit dem seinem Geschlecht zukommenden Schmuck

ausstaffirte, denn ich begegnete nur bewaffneten Kerlen; der Bauer hinter dem Pfluge trägt eine geladene Flinte auf dem Rücken. Ich wurde häufig bedauert und gewarnt meines unbewaffneten Zustandes halber und mehr als einmal haben mir Leute, mit denen ich eine flüchtige Bekanntschaft gemacht hatte, ihre eigenen Gewehre aufnöthigen wollen. Bei aller Vorsicht gegen das Raubgesindel schien das Gewerbe desselben keineswegs verachtet zu sein. Ich habe von den ruhigen Bewohnern nie ein mißachtendes Wort über diese Zunft gehört. Die Räuber wurden nie Verbrecher, Banditen ꝛc. genannt, sondern der gewöhnliche Titel, mit welchem von ihnen geredet wurde, war: „Könige der Büsche". Ich habe, wie ich schon erwähnte, von diesen Königen nicht zu leiden gehabt; entweder verdankte ich das meinen Freunden, den Gensdarmen, welche die Straße wohl gerade von diesem Ungeziefer gereinigt hatten, oder möglicherweise auch meiner nur zu anspruchslosen äußeren Erscheinung. Ein gewisser ritterlicher Zug war übrigens den italienischen Banditen nicht abzusprechen. So machte während meines Aufenthalts in Rom ein englischer Lord mit seiner Familie eine Excursion in die Campagna. Plötzlich tauchte eine Gruppe Bewaffneter gleichsam aus dem Boden auf, hielt die Pferde an und ein bildschöner, junger Mann, dem eben der erste Flaum ums Kinn wuchs, trat mit höflicher Geberde und gezogenem Hute an den Kutschenschlag, machte gegen die Damen seine gentlemanische Entschuldigung und ersuchte seine Lordschaft um ein kleines Darlehen von 30 Scudi, welches ihm bereitwilligst in vollwichtigen Sovereigns bewilligt wurde, worauf er die Gesellschaft ruhig weiterfahren ließ. Die jungen Engländerinnen waren überglücklich über dieses niedliche Abenteuer, beschrieben es weitläufig in ihren Reise-Tagebüchern und hatten sich geradezu in den schönen Räuberhauptmann verliebt, und der Lord wird die kleine Einbuße wohl auch verschmerzt haben; ich glaube, er wird eben kalkulirt haben, daß es nicht das theuerste Ver-

gnügen war, welches er seinen Töchtern bereitet hatte. Mich aber konnte kein einigermaßen vernünftiger Räuber so hoch schätzen, sie ließen mich also laufen.

Einen sehr angenehmen Eindruck machte das Städtchen Marcelinara auf mich, wo wir bald nach dem Schlangen-Abenteuer eintrafen. Es wurde gerade Kirchweih im Orte gefeiert und die ganze Einwohnerschaft prangte im Festschmuck. Es müssen wohl Abkömmlinge der alten Gothen gewesen sein, denn auffallender Weise waren sie meist blond, was in Italien eine große Seltenheit ist. Wunderhübsche Mädchenerscheinungen waren da zu sehen. Zu meinem großen Aerger wurde ich selbst auf dieser Reise häufig für ein verkleidetes Frauenzimmer gehalten. Meinen Kameraden, dem schon der Bart ums Kinn sproß, hielten sie für meinen Geliebten oder derlei. Schon mehrere Male hatte ich hinter meinem Rücken den halbunterdrückten Ausruf vernommen: „Che bella ragazza!“ worauf sich mein Begleiter immer höhnisch nach mir umwandte. Ich glaubte doch hinlängliche Proben meiner Mannhaftigkeit gegeben zu haben, machte mitunter Tagemärsche von acht deutschen Meilen, hatte mich in der Sonne Siciliens gebräunt und wurde nun für ein hübsches Mädchen gehalten. — Abscheulich! Muß mich aber doch nicht zu schwer beleidigt haben, sonst hätte ich es wohl kaum behalten.

Auf dieser Reise hatte ich volle Gelegenheit, die Liebenswürdigkeit des italienischen National-Charakters kennen zu lernen, denn wie oft ist es mir begegnet, daß Bauern, die uns auf unserem Marsch reitend einholten, von ihren Mauleseln glitten und mir freundlich den leergewordenen Platz auf ihrem Sommaro anboten. Dann gingen sie fragend und heiter plaudernd nebenher und versicherten bei der Trennung, sie hätten ein Gefühl, als müßten sie von lieben Verwandten scheiden. Ich gebe ja gern zu, daß es gewissermaßen Formenwesen war; aber ist es nicht erfreulich, wenn gewöhnliche Bauern, denen

noch dazu jegliche Schulbildung fehlt, die weder lesen noch schreiben können, so verbindliche Formen finden? Ja, fürwahr, es ist ein Volk von Edelleuten! Wenn man den Italiener kennen und lieben lernen will, muß man ihn nicht auf den von Engländern breitgetretenen Straßen und nicht an Orten, wo die Touristenseuche grassirt, suchen, sondern an Plätzen, die abseits vom großen Verkehr liegen, wo das Volk im Fremden noch nicht die Citrone erblickt, die zu nichts gut ist, als zum Ausquetschen.

Unser Weg führte uns noch einmal nach Pästum; aber schon unterwegs hatten wir gehört, daß der Vesuv eine Eruption gehabt hätte und wir eilten vorwärts, um wo möglich noch etwas von dieser Naturerscheinung zu beobachten. Am Fuße des Vulkans angelangt, mietheten wir uns ein Paar Esel mit dem dazu gehörigen Führer und erstiegen die unteren Partien des Berges auf diese bequeme Weise. Es ist kaum zu beschreiben, was das für ein Wohlgefühl ist, wenn man nach einem ermüdenden Marsche bequem im Sattel sitzt. Zwar sind beim Reiten auch Muskeln in Thätigkeit, und wenn man nur wie ein Sack Kartoffeln auf dem Rücken des Thieres hängen wollte, würde man wohl bald abfallen; aber es sind eben ganz andere Muskeln, die man anstrengen muß, und dadurch, daß man diese bisher unthätigen in Mitleidenschaft zieht, stellt sich die allgemeine Harmonie der Körpertheile her und es entsteht ein Behagen, welches man in absoluter Ruhe kaum finden könnte. — Unsere Esel schafften uns mithin auf angenehme Weise bis zum Eremiten hinauf, wo wir den Sattel verlassen mußten, denn hier beginnt der Aschenkegel, der einem Esel, der mehr als zwei Beine hat, unersteigbar ist. Die zweibeinigen Esel, die meist aus dem stolzen Albion stammen, sieht man dafür häufig den Kegel erklimmen. Wir konnten ohne ihre Gesellschaft hinaufkommen, denn die Eruption, die leider beendigt war, hatte ihre Neugierde befriedigt und diese Besucher

schaarenweise angelockt. Unser Führer machte eine recht drastische Beschreibung von einer dicken Engländerin, die er und noch ein paar andere Führer den Aschenkegel hatten hinaufziehen müssen, was immerhin eine beachtenswerthe Leistung ist, wenn man bedenkt, daß wir nur mit unserem eigenen Gewicht fast eine Stunde brauchten, um hinaufzukommen, während fünf Minuten zum Absteigen bis zur kleinen Ebene beim Eremiten genügen. Oben brannte noch viel Feuer und die glühende Lava versengte mir den Rest meiner Reiseschuhe, aber es war doch interessant, einmal etwas hinabzublicken in diese geheimnißvolle Werkstatt der Natur. Der Krater mochte oben ungefähr einen Durchmesser von dreiviertel Werst haben, verengte sich nach unten trichterförmig und schloß dann mit einem runden, schwarzen Loch, welches in die ungemessene Tiefe hinabreichte. Ein neugieriger Engländer soll, wie die Sage behauptet, in dieses Loch hineingepurzelt und nie wieder zum Vorschein gekommen sein. Ich glaube es gern, denn wo fände man wohl ein Loch, in welches noch kein Sohn Britanniens gefallen wäre? Nachdem wir uns satt gesehen hatten an dem schwefeligen Auswurf und unsere Schuhe schon recht verdächtig nach verbranntem Leder rochen, zog ein Gewitter herauf. Es war ein prachtvoller Anblick, wie so die dunkle Wolke krachend und blitzend übers Meer herangezogen kam. Unser Führer ließ uns aber nicht viel Zeit, dieses Schauspiel zu beobachten, sondern meinte, ein Gewitter in so unmittelbarer Nähe vom Krater sei sehr gefährlich, weil die Blitze von oben diejenigen aus der Tiefe zum Wettkampf herausforderten und wenn so die Donnerkeile von Jupiter und Pluto in der Luft herumflögen, käme es Beiden gar nicht darauf an, daß einmal auch ein armes Menschenkind von ihren Geschossen getroffen würde. Er machte sich also hurtig daran, den Kegel hinabzuspringen und wir folgten ihm. Nun muß man sich bei diesem Lauf abwärts mit dem Kopf sehr stark nach hinten legen, macht dann Schritte wenigstens

dreißig Ellen lang und hat halb das Gefühl, als hätte man Meilenstiefel an, halb scheint man zu fliegen. Ich hatte zu wenig Rücksicht auf die schräge Richtung des Körpers genommen, verlor darum auf der halben Höhe das Gleichgewicht und stürzte fürchterlich, wenigstens zwanzig Schritte weit in der scharfen Asche hinrutschend und mich dann arg geschunden mit zerrissenen Kleidern wieder aufrappelnd. Beim Eremiten wusch ich mir meine Wunden mit Wein und verband sie nothdürftig mit einigen Taschentüchern, die sich glücklicherweise in meinem Ränzel vorfanden. Mein Esel trug mich dann bis Resina hinunter und dann fand ich Fahrgelegenheit bis Neapel. Aber ich habe lange doktern und kuriren müssen, bis die Verletzungen heilten und noch jetzt trage ich ein Restchen Vesuv-Asche, gleichsam eintätowirt, in der einen Hand, während ich am Knie starke Narben behalten habe.

In Neapel, wo ich noch ein paar Tage ausruhte, konnte ich ein Fest mitmachen, welches dieser Stadt eigenthümlich ist. Die Feier des heiligen Januarius, des Schutzpatrons der Stadt, trat ein. Dieser Heilige hat über den Schaden zu verfügen, den der Vesuv etwa anrichten könnte. In dem Heiligenschrein der ihm geweihten Kirche verwahrt man ein Fläschchen, das angeblich des Heiligen Blut, natürlich in geronnenem Zustande, enthält. Durch dieses Blut offenbart der heilige Januarius nun seine Zufriedenheit oder sein Mißfallen mit der Stadt. Wird das Blut im Verlauf des Festes flüssig, so steht Alles gut, verharrt es aber in seinem geronnenen Zustande, so entzieht er der Stadt seinen Schutz. Ich hatte mich zeitig in die Kirche begeben und einen guten Platz in der Nähe des Altars eingenommen. Dicht um den Altar saß eine Schaar alter Lazaroni-Weiber, von denen man mir sagte, daß sie von Blutsverwandten des Heiligen abstammten. Diese alten Schachteln gingen sehr ungenirt mit ihrem heiligen Vetter um und ermahnten ihn mit guten und bösen Worten, doch ja seiner

übernommenen Pflichten eingedenk zu sein, ja einige, auf ihre nahe Verwandtschaft bauend, erlaubten sich, ihm recht schlimme Schimpfworte an den Hals zu schleudern, wenn er nicht sein Wunder zum Besten geben wollte. Auch wurde zu seiner Verherrlichung der große Kirchenschatz in Prozession durch die Kirche getragen. Dieser Schatz besteht in einer ganzen Menge Statuen von Heiligen in Lebensgröße aus massivem getriebenen Silber. Als Napoleon I. in Neapel war, wollte einmal Januarius absolut sein Wunder nicht machen; da ließ dieser Tyrann, der selbst vor einem Wunder wirkenden Heiligen keinen Respekt hatte, den Pfaffen sagen, wenn das Wunder in einer halben Stunde nicht effektuirt sei, würde er den ganzen silbernen Kirchenschatz konfisziren. Da war das geronnene Blut in einer viertel Stunde flüssig geworden. Napoleon hatte mithin einen noch größeren Einfluß auf den Heiligen, als seine schimpfenden Basen.

Vor dem Altar stand murmelnd, das Fläschchen in der Hand, der Priester, drehte sich von Zeit zu Zeit herum, wies die Reliquie der andächtigen Menge und endlich war das ersehnte Wunder geschehen zur größten Zufriedenheit der Zuschauer und Jeder ging befriedigt nach Hause. Ich nicht, denn ich hätte gern gewußt, welche rothe Masse wohl das Flacon enthielt; Blut war es jedenfalls nicht. Welche sonderbaren Reliquien man übrigens in katholischen Kirchen zu sehen bekommt, ist unbeschreiblich. Die heilige Agnes z. B. muß über und über behaart gewesen sein, denn ich habe so viele Haare von ihr zu sehen gekriegt, daß man eine gute Matratze damit stopfen könnte. Die Schweißtücher Christi hatten in vielen Klöstern dermaßen überhand genommen, daß ein Papst — ich weiß leider nicht welcher — dekretirte, nur drei davon seien als echt zu betrachten und zu verehren.

Nun eilte ich nach Rom zurück, wohin mich auch wieder ein öffentliches Fest rief, das Peter-Pauls-Fest mit seiner

berühmten Illumination der Engelsburg. Dieses alte Römische Kaisergrab ist von den Päpsten in eine Festung verwandelt worden und dahin haben sie sich oft bei drohender Kriegsgefahr zurückgezogen. Gegenwärtig dient es wohl hauptsächlich als Gefängniß für Staatsverbrecher. Einen prachtvollen Eindruck machte in der Nacht dieses Festes die berühmte Girandola, wo viele Hundert Raketen rings um den Rundbau gleichzeitig, eine Garbe bildend, in die Luft steigen. Aber dieses Fest ist schon so oft beschrieben worden und ist so stereotyp, daß ich, da ich nichts Persönliches dabei erlebt habe, darüber hinwegeilen kann, um mich wieder ins Gebirge zu begleiten, wohin ich mich mit Malkasten und allem Zubehör verfügte, um noch recht fleißig nach der Natur zu malen. Der erste Ort, in welchem ich bleibend Quartier nahm, war das Städtchen Olevano, wo ich mich mit mehreren anderen Malern in der Casa Buti, diesem alljährlich von Künstlern bewohnten Hause, einmiethete. Es lag dieses zu einem Weinberge gehörige Gebäude, umgeben von den schönsten Fernsichten, etwa einen Büchsenschuß aus dem Städtchen Olevano, und ein Baron Rumohr hatte vor einigen Jahren eine interessante Aventüre darin erlebt. Rumohr war ein wohlhabender Mann und hatte mehrere Bücher über Kunst geschrieben, die in Künstlerkreisen Anerkennung fanden; hier in Olevano war er aber mit der Abfassung eines eigenthümlichen Buches beschäftigt, nämlich eines Kochbuches. Rumohr war Gastronom und wollte in der kulinarischen Wissenschaft eine förmliche Umwälzung bewirken. Sein Kochbuch soll auch sehr viel Schätzenswerthes enthalten; ich habe es selbstverständlich nicht gelesen, aber folgende Erzählung aus Rumohr's eigenem Munde gehört, kann sie also verbürgen. Er hatte sich aus Rom Besuch eingeladen, ein paar französische Künstler, die ihm als Feinschmecker bekannt waren und deren geübte Zungen seine bereiteten Speisen kritisiren sollten. Diese befanden sich in der oberen Etage, während der Baron unten in der Küche mit

Schürze und vollständigem Kochkostüm die Speisen höchsteigenhändig bereitete. Er wurde dieser sonderbaren Liebhaberei halber für einen Engländer gehalten und, weil er viel Geld ausgab, von den mit Titeln sehr freigebigen Italienern Principe genannt. Da trat ein junger, hübscher Kerl in der Kleidung der Bergbewohner in die Küche und erkundigte sich bei Rumohr, den er für den Koch hielt, ob der Principe zu Hause sei. Dieser, der gleich merkte, worauf es abgesehen war, denn er entdeckte noch im Hintergrunde mehrere bärtige Gesichter und Waffen, wies die Treppe hinauf, wo sie den Principe finden würden. Er selbst aber schlüpfte zum Hinterpförtchen hinaus in den Weinberg und lief, so viel seine Korpulenz es gestattete, in Eile dem nahen Städtchen zu. Dazu mußte er aber eine Einfassungsmauer überklettern, eine Schwierigkeit, die er im gewöhnlichen Zustande nie überwunden hätte; aber die Angst verleiht ungewöhnliche Kräfte und so flog denn der dicke Baron wie ein Gummiball, sich selbst ein Räthsel, über das Hinderniß. Dabei wurde er aber von einem Wachtposten, den die Räuber ausgestellt hatten, bemerkt und der gab Feuer. Wie man später aus den im regenfeuchten Boden zurückgelassenen Spuren ersehen konnte, war die Schildwache im Augenblick, wo sie den Schuß abfeuerte, ausgeglitten, so verfehlte er sein Ziel, der vermeintliche Koch entkam glücklich und alarmirte die streitbare Mannschaft des Städtchens. Das nahm aber Zeit in Anspruch, denn nur ungern treten die Italiener gegen die Unternehmungen der Räuber auf, da sie ja später ihrer Rache preisgegeben sind. Als die requirirte Hilfsmannschaft auf dem Berge ankam, waren die Räuber bereits fortgezogen und hatten den einen Maler, als vermeintlichen Principe, mit in die Berge geschleppt, dem anderen war es glücklich gelungen, unter den Weinstöcken einen Unterschlupf zu finden und sich zu verstecken. Von allen Kostbarkeiten, die frei in den Wohnräumen umherlagen, wie z. B. eine goldene Uhr, ja sogar eine gefüllte Börse, hatten diese

Könige der Büsche nichts angerührt; das wäre in ihren Augen erbärmlicher Diebstahl gewesen; nur ihren Gefangenen hatten sie mitgenommen. Nun begann ein eifriges Parlamentiren. Ein Schäfer kam aus dem Gebirge und verlangte als Abgesandter der Räuber ein enormes Lösegeld. Man bedeutete ihnen, daß sie sich geirrt hätten, ihr Gefangener sei keineswegs der, für den sie ihn hielten, sondern ein armer Maler. Dieser arme Stellvertreter mag in einer sehr unangenehmen Situation gewesen sein; aber eine richtige Künstlernatur findet sich in jeder Lebenslage zurecht, so befreundete sich auch dieser junge Franzose bald mit seinen Entführern und lebte ganz kameradschaftlich mit ihnen, mußte ihnen ihre Porträts zeichnen, ja sie sogar mit geistlichem Trost versehen, ihnen vorbeten ꝛc. ꝛc., denn diese Räuber waren mitunter sehr fromm, ganz wie man das im Mittelalter wohl auch an den Raubrittern beobachten konnte. Die Pourparlers herüber und hinüber dauerten mehrere Tage, mittlerweile saßen die Räuber ruhig im Gebirge und man konnte Nacht für Nacht ihr Feuer von Olevano aus brennen sehen, aber anzugreifen wagte man sie nicht, weil das das unmittelbare Opfer ihres Gefangenen bedeutet hätte. Schließlich gaben sie den letzteren gegen ein unbedeutendes Lösegeld frei, welches, wenn ich nicht irre, die französische Akademie in Rom zahlte.

Der Papst machte aber, und das muß kurz vor meinem Römischen Aufenthalt geschehen sein, dem Räuberwesen für einige Zeit ein Ende, auch wieder auf eine ganz mittelalterliche Weise, indem er die Räuber Urfehde schwören ließ und ihnen dann eine lebenslängliche Pension aussetzte, die ihnen die Anstrengungen des Räuberlebens überflüssig erscheinen ließ. So war ein gewisser Barbone, früher sehr gefürchteter Räuberhauptmann, in Rom ansässig, wo sowohl er, wie auch seine Tochter Rosa den Malern als Modelle dienten. Beide habe auch ich gemalt und entsinne mich, daß Rosa mit Stolz,

während ich das Kostüm von Sonnino konterfeite, von den Räuberstücken ihres Vaters erzählte und förmlich mit seinen Schandthaten prahlte. Galt doch auch in Deutschland früher der Spruch: „Rüden und rauben ist keine Schand', das thun die Besten im ganzen Land." In Italien hat sich dieser Grundsatz nur etwas länger erhalten.

Da ich aber einmal die Modelle erwähnt habe, will ich auch gleich eine Anekdote erzählen, die mit ihnen in Verbindung steht. Wenn man nämlich zu irgend einem Bilde eines Modells bedurfte, wandte man sich gewöhnlich an einen alten Schuhflicker, der bei der Fontana di Trevi an einer Straßenecke seine Werkstatt im Freien aufgeschlagen hatte. Dieser machte neben seiner Flickarbeit den Makler für die Modelle und schaffte mit vielem Verständniß das Gewünschte. Nun wollte ein Freund von mir einen Christus malen und wandte sich an den Flickschuster mit dem Auftrage, ihm einen Dio zu verschaffen. Da fragte derselbe, indem er den Pechdraht mit beiden Händen anzog: „Welchen wünscht Ihr? Gott Vater oder Gott den Sohn? Der Erste ist frei und Ihr könnt ihn haben, aber Gott der Sohn sitzt im Gefängniß. Er hat einen testa cativa (schädlichen Kopf) und hat sich auf die Politik geworfen."

In Olevano schloß ich mich besonders an die sächsischen Maler Kummer und v. Mandelsloh, mit denen ich meine Naturstudien gemeinsam malte, auch ein junger Franzose de Touilly war da. Er war eigentlich Offizier, hatte aber den Dienst quittirt, weil er Royalist war und keinen Gefallen an Louis Philipp fand, den er gar nicht anders nannte, als „tête de poire". So war er Maler geworden; ob er es geblieben ist, bezweifle ich, denn ich habe später seinen Namen nie wieder nennen gehört, auch war seine Begabung nicht sehr hervorragend und seine Phantasie war, da er durch und durch Franzose, mehr mit dem schönen Geschlecht, als mit der Kunst beschäftigt.

Von Olevano zog ich quer durchs Gebirge nach Subiaco, wo ich einen längeren Aufenthalt nahm, weil mir sowohl die Gegend, wie die Menschen sehr sympathisch waren. Auch dort waren viele Künstler versammelt. Die Locanda, in der wir wohnten, mag früher ein kleines Kloster gewesen sein und in den Zellen waren lauter Kunstnovizen plazirt; jeder hatte einen kleinen Raum für sich. Die Mahlzeiten versammelten uns Alle um einen großen Tisch und die Töchter des Hauses besorgten die Aufwartung. Wenn wir dann Morgens auf die Arbeit auszogen und jeder unter seinem aufgepflanzten Sonnenschirm saß, machte es den Eindruck, als wären über Nacht große Pilze aufgeschossen. Abends saßen wir in der geräumigen Küche, sahen der Bereitung des gemeinsamen Abendbrodes zu und trieben allerlei Kurzweil, tanzten auch mitunter zum Klange der Mandoline und Schellentrommel den Saltarello, denn auch die Schönen des Ortes fanden sich zuweilen bewogen, sich unter die Kunstjünger zu mischen und die Fröhlichkeit durch ihre Gegenwart zu erhöhen. Der Zusammenfluß so vieler Fremder schien aber die Obrigkeit, die politische Umtriebe zu befürchten Ursache zu haben meinte, mißtrauisch zu machen und es fanden sich Abends immer ein paar beobachtende Gensdarmen ein. Das empörte die Künstler, die an Alles eher, als an Politik dachten und wir beschlossen, eine Deputation an den Kardinal abzudelegiren mit der Bitte um Beseitigung dieser, unsere Gemüthlichkeit störenden Beaufsichtigung. Ich wurde mit noch einigen Anderen zu dieser Deputation gewählt und wir begaben uns in den Palast, der ganz auf der äußersten Spitze des Zuckerhutes erbaut war, denn alle diese kleinen italienischen Städte aus dem Mittelalter liegen auf solchen kegelartigen Anhöhen; es mag zu Zeiten, wo man noch keine Kanonen hatte, die Vertheidigung erleichtert haben. Seine Eminenz war denn auch ganz leutselig und versprach Abhilfe, und wir zogen mit dem Gefühl, einen bedeutenden diplomatischen Sieg errungen

zu haben, wieder ab, und in der That wurden wir fernerhin nicht mehr durch die Soldaten der Polizei gelangweilt.

Aber auch in Italien giebt es mitunter Regentage, und im Gebirge setzen sich die Wolken zuweilen über den Thälern fest, so daß wohl auch mehrere trübe und nasse Tage entstehen können, an welchen der Landschafter bei allem Triebe und Lust zur Arbeit doch feiern muß. So entsinne ich mich eines solchen Tages, wo der Regen wie Bindfäden vom Himmel floß; im Hofe stand der ehrwürdige Haushahn mit hängendem Schwanze, traurig und naß, und alle seine Hühner hatten sich, so gut es sich machen ließ, einen Schutz vor den fallenden Regentropfen gesucht. Wir Maler saßen um das flackernde Herdfeuer der geräumigen Küche, wo sich auch einige Trockenheit suchende Landleute eingefunden hatten, und um uns die Zeit zu vertreiben, erzählte Jeder irgend eine Episode aus seinem Leben. Auch ein altes Mütterchen, das seine nassen Kleider am Feuer trocknete, wurde von uns aufgefordert, etwas zum Besten zu geben und sie begann ohne Umschweife eine Erzählung, die so hübsch war, daß es ordentlich zu bedauern ist, daß sie dieselbe nicht Heyse vortrug, der sie sicher zu einer gefälligen Novelle umgearbeitet hätte. „Ich bin," sprach sie, „aus Rocca di papa gebürtig und bin gegenwärtig aus dem Albaner Gebirge in die Sabinerberge gewandert, um eine Verwandte, die hier in der Nähe wohnt, zu besuchen. Vor Jahren lebte nun in unserem Ort ein sehr schönes Mädchen, Angelina Gobbi, die viel umworben und begehrt wurde von den jungen Burschen des Städtchens. Sie aber verhielt sich abweisend gegen Alle, denn sie trug bereits eine Liebe im Herzen, die aber ihren Eltern nicht convenirte, denn ihr Geliebter war nicht reich. So erging es denn der schönen Angelina, wie so manchem anderen Mädchen, sie wurde gezwungen, ihrer Liebe zu entsagen und einen wohlhabenden Mann zu heirathen, zu dem ihr Herz sie nicht gezogen hatte. Sie wurde nun ganz schwermüthig und schleppte

ihr Leben ohne alle Freude hin, fiel endlich in eine schwere Krankheit und — starb. Wie im ganzen Italien, so wurde es auch hier gehalten; kaum hatte die junge Frau, die mit allen Sterbesakramenten versehen worden war, die Augen geschlossen, so erschien die Brüderschaft, welche die Beerdigungen zu besorgen hatte und trug die Leiche zum Gewölbe, in das die Todten bei uns geworfen werden, hob den Schlußstein auf und die schöne Angelina verschwand im geöffneten Grabe, welches schon sehr Viele vor ihr aufgenommen hatte. Nun war das junge Weib aber keineswegs todt, sondern nur dem Scheintode verfallen und erwachte aus diesem Zustande mitten in der Nacht. Völlige Finsterniß herrschte um sie her, nur entsetzlicher Moderduft ringsum; wohin sie tastete kalte Gebeine von Todten. Mit Entsetzen wurde es ihr klar, wo sie sich befand. Sie rief, sie schrie in Verzweiflung, aber Niemand hörte. Heraus mußte sie, wenn die schreckliche Luft des Gewölbes sie nicht zum zweiten Male tödten sollte. Sie fand dort unten einige Lumpen, aus denen sie sich einen Kranz zusammenflocht, wie ihn die Bewohnerinnen der Gebirge auf dem Kopf zu tragen pflegen, wenn sie schwere Lasten darauf fortbringen wollen. Nun kletterte sie auf den Haufen Leichen hinauf, der glücklicherweise, da die Grube nahezu gefüllt war, bis in die Nähe des Schlußsteins reichte und es gelang ihr mit dem Lumpenkranz auf dem Kopfe ihr Grab zu öffnen. Sie eilte nun, ihrer Pflicht getreu, zum Hause ihres Mannes und klopfte, Einlaß begehrend, an. In ihrer dürftigen Gewandung und nach der vorhergegangenen körperlichen Anstrengung fror das arme Weib, daß ihm die Zähne klapperten. Ihr Wittwer, der endlich wach geworden war, konnte sich aber nicht entschließen, zu öffnen, sondern rief nur immer: „Alle guten Geister loben Gott!“ und „hebe Dich weg, unseliger Geist, ich höre es ja an Deinem Zähneklappen, daß Du zu den Verdammten gehörst.“ Nun denn, dachte das frierende Weib, wenn Du nicht willst, will ich auch nicht;

umkommen kann ich hier auf der Straße nicht. Sie entschloß sich darum, bei ihrem früheren Liebhaber anzuklopfen und der erwies sich muthiger, machte ihr auf, wärmte sie und stärkte sie mit Wein. Sie erholte sich denn auch bald unter der guten und liebevollen Pflege und folgte nun gern ihrem Geliebten an den Traualtar. Als ihr Wittwer Einsprache erheben wollte, wurde er mit dem Spruch abgewiesen: der Tod löst alle Bande." Sollte ich mit dieser flüchtig skizzirten Geschichte Langeweile erregt haben, so bitte ich um Verzeihung. Mir schien sie zur Charakteristik des italienischen Volkes nicht unwesentlich, denn man halte fest, daß es eine einfache Gebirgsbäuerin war, die das erzählte, viel hübscher, als ich es in dieser Kürze wiederzugeben vermochte.

Es hatte sich endlich ausgeregnet, die Sonne schien wieder und lud zu Excursionen ein; ich machte mich also mit Mappe, Feldstuhl ꝛc. auf und zeichnete. Als mich mein knurrender Magen erinnerte, daß die Mittagszeit herannahe, begab ich mich auf den Heimweg. Vor dem Städtchen auf einer kleinen Wiese fand ich ein paar lagernde Büffel, welche die Stadt sich zu einem Tags darauf abzuhaltenden Feste aus den Pontinischen Sümpfen verschrieben hatte. Ich hatte noch nicht Gelegenheit gehabt, so einen afrikanischen Büffel zu zeichnen und die Thiere lagen so ruhig da, daß ich mich, schnell entschlossen, hinsetzte und anfing zu zeichnen. Hinter mir sammelten sich viele Menschen, die sich dafür interessirten, daß der Büffel so schnell auf dem Papier entstand. Diese Ansammlung in meinem Rücken muß aber den Büffeln sehr verdächtig erschienen sein, denn ich hatte bemerkt, daß sie recht mißtrauische Blicke aus ihren kleinen Augen auf mich warfen. Plötzlich erhoben sich die erbosten Thiere und stürzten wie eine Windsbraut auf mich los. Die Zuschauer hinter mir stoben auseinander wie Spreu im Sturm, ich aber hatte dazu keine Zeit, denn ich saß ja. Aber aufrichten konnte ich mich noch zum richtigen Moment, streckte meinen

eisenbeschlagenen Stock wie einen Speer vor mich hin und blickte die wüthenden Thiere todesmuthig an. Furcht und Schreck empfand ich sonderbarer Weise gar nicht. Ich hatte vollkommen das Gefühl, daß ich den Unholden gewachsen sei, und das erwies sich auch als richtig, denn schon fast im Bereich meines Armes blieben die schnaubenden Büffel plötzlich wie angewurzelt stehen und sahen mich einigermaßen verlegen an, als hätten sie fragen wollen: Na nu? Aus der Ferne schallten die Stimmen der Davongelaufenen, die mich dringend ersuchten, doch auch mein Heil in der schmählichen Flucht zu suchen. Ich aber konnte mir denken, daß das wohl das Dümmste gewesen wäre, was ich thun konnte. Zeigte ich den Büffeln meinen Rücken, so hatten sie mich auch gewiß unter den stampfenden Vorderhufen und da wäre nicht viel von mir übrig geblieben. Darum bewahrte ich meine drohende Stellung und schoß grimmige Blicke auf die mir gegenüberstehenden Bestien, bis der Eigenthümer, der sie aus den Sümpfen heraufgetrieben hatte und der ihnen bekannt war, vorsichtig herzukam und sie an den durch die Nasen gezogenen Ringen packte und abführte. Als ich nun gerettet in Subiaco anlangte, fand ich, daß das Gerücht von meiner Gefahr schon in alle Häuser gedrungen war; das Volk umringte mich bewundernd und Glück wünschend und ich war der Held des Tages. Ich könnte nun wohl an einen Engel glauben, der sich mit einem nur den Büffeln sichtbaren Flammenschwert zwischen sie und mich gestellt habe, aber ich denke, wir brauchen die Engel nicht zu incommodiren. Der Schöpfer hat ins Auge des Menschen eine Kraft gelegt, die von allen Bestien willig respektirt wird, nur darf sich keine Furcht, sondern eben das Gefühl geistiger Ueberlegenheit im Blick kundthun. Es kann Jeder den Versuch machen, z. B. mit einem wüthenden Hunde; gut ist es freilich, wenn man dabei auch etwas in der Hand hat und stetig auf ihn richtet, sei es auch nur ein Strohhalm.

Ich malte in dieser Zeit sehr fleißig und benutzte dazwischen meine Zeit, um den Vatican und öffentliche wie private Kunstsammlungen fleißig zu besuchen; und so kam allmählich die Zeit heran, wo ich das alte, mir liebgewordene Rom verlassen sollte. Es geschah ohne sonderliches Bedauern, denn ich ging ja der Vereinigung mit meiner Sally entgegen und wußte auch noch nicht, wie oft ich mich im späteren Leben vergeblich nach dieser alten Weltstadt zurücksehnen würde. Ich machte also bei Freunden und Bekannten meine Abschiedsbesuche, packte meine wenigen Sachen ein, miethete mir wieder einen Platz auf dem Bock eines Vetturino's und zog nordwärts mit leichtem Herzen.

Von Rom weiß ich diesen Augenblick nichts Erwähnenswerthes zu berichten, es sei denn das Leben der Künstler untereinander, über welchen Gegenstand ich doch noch ein paar Worte hinzufügen möchte. Die deutschen Künstler hatten unter sich eine ganz hübsche Sitte eingeführt. Ein neuer Ankömmling war nämlich moralisch verpflichtet, ein sogenanntes Ponte molle-Fest zu veranstalten, und wurde von den übrigen Künstlern nicht als in Rom anwesend betrachtet, bis er sich dieser Pflicht entledigt hatte. Die Ponte molle ist eine Tiberbrücke, über welche alle von Norden herkommende Reisende, bevor sie in Rom einziehen, passiren müssen. Daher denn auch der Name dieses Künstler-Festes, das darin bestand, daß der Festgeber allen Wein bezahlen mußte, den die Kameraden austranken, in Rom ein recht billiges Vergnügen, denn wollte Jemand zum Getränk auch etwas Konsistentes essen, so that er es auf eigene Rechnung. Um diesem Fest aber auch einige gesellschaftliche Würze zu verleihen, spielten die Künstler, unter denen sich recht ehrwürdige Häupter befanden, wie Thorwaldsen, Reinhard, Koch und Andri, wie die Kinder. Sie hatten sich einen General gewählt, einen gewissen Nerly, einen witzigen Kopf, dessen ganzes Streben darauf gerichtet war, sein

Publikum zu amüsiren, was mitunter in recht primitiver Weise geschah, z. B. durch die Aufführung der Schnitzelbank. Da stellte sich der General nämlich, in barockem Anzuge, umgeben von zwei Lictoren im Tigerfell, mit den Fasces und Beil, an eine schwarze Tafel, machte daran mit Kreide eine kleine Figur und sang dazu: „Ist das nicht die Schnitzelbank?" „Ja!" antwortete die Künstlerschaar brüllend, „das ist die Schnitzelbank." Darauf wurde ein kurzer und ein langer Strich gezeichnet und der General sang: „Und das ist das Kurz und Lang!" „Ja," antwortete der Chor, „das ist das Kurz und Lang." Das war nun der stereotype Anfang, aber nun kam es darauf an, immer neue Reime in petto zu haben, die womöglich auf die jüngsten Nachrichten aus den Zeitungen Bezug haben mußten, und das mag dem General mitunter viel Kopfzerbrechen gekostet haben. So war damals gerade die Zeit, wo die Herzogin Berry in Frankreich von Louis Philipp verfolgt und endlich mit einem jungen Mann jüdischer Herkunft hinter einer Kaminwand aus dem Versteck gezogen wurde, und es ergab sich, daß die wohlthätige Kaminwärme ihre volle Wirkung auf sie ausgeübt hatte, denn sie war in ganz anderen Umständen, als das arme Frankreich, d. h. in gesegneten. Da zeichnete denn der General eine schlanke Frauengestalt mit Kreide auf die Tafel und sang dazu: „Die Herzogin von Berry hier", was der Chor singend bejahte, darauf veränderte Nerly mit einem einzigen kühnen Strich ihre Taille und sang dazu: „Ein Orientale liebte ihr", was der Chor jauchzend wiederholte. — Ein anderer ebenso kindlicher Spaß des Ponte molle-Festes war, daß die sämmtlichen Künstler nach dem Abendessen ihre Servietten nach Art des Kopfputzes der Frauen von Albano auf ihren Häuptern drapirten und dann paarweise in langer Prozession durch alle Räume des Lepri (so hieß das Speisehaus, wo diese Feste gehalten wurden), wanderten und dabei das Wort Capucinorum buchstabirten. Bei dieser Prozession machten die anwesenden

Römer immer sehr neugierige Gesichter; sie mochten es für irgend eine religiöse Ceremonie halten. Der alte Thorwaldsen, von dem die Fama erzählte, daß er mitunter den Weg vom Lepri nach Hause nicht habe finden können und sich genöthigt gesehen habe, sein Räuschchen auf irgend einer Kirchentreppe auszuschlafen, hatte sich einmal ein paar Gensdarmen gemiethet, die hereinkommen und Miene machen sollten, ihn zu arretiren. Die Scene wurde so natürlich gespielt, daß die Gensdarmen beinahe todtgeschlagen worden wären, denn diesen schnöden Mißbrauch polizeilicher Gewalt gegen den Altmeister der Kunst konnten sich die jungen Kräfte doch nicht gefallen lassen. Aber noch zur rechten Zeit löste sich der gelungene Effekt in Wohlgefallen auf. — Ein anderes Vergnügen der Künstler hatte einen internationalen Charakter und daran nahmen alle Jünger der Kunst, aus welcher Gegend unserer Erdkugel sie auch stammten, gleicherweise Theil; es erinnerte mithin einigermaßen an den Völkerschmoor der Studenten. Dieses Fest wurde in der Campagna in einem alten Steinbruch, die Cervara genannt, abgehalten. Dieser Steinbruch hatte das Material zur Erbauung Roms hergegeben und hatte viele romantische Grotten und Räume aufzuweisen, in denen prächtige Speise- und Trinkhallen hergerichtet waren. Die Theilnehmer dieses Festes zählten nach Hunderten und der ganze buntscheckige Schwarm strömte zum Stadtthor hinaus, theils zu Fuß, theils hoch zu Roß, während Einige sich eigensinnige Esel gemiethet hatten und noch Andere Fahrgelegenheiten besorgten, je nachdem der Beutel des Einzelnen es ihm gestattete. Die Leutchen amüsirten sich königlich, feierten olympische Spiele mit Wettrennen auf Eseln und derlei Allotria, auch wurden begeisterte Reden in englischer und französischer Sprache gehalten, von denen die Engländer und Franzosen zu ihrem Verwundern nicht ein Wort verstehen konnten, was sehr natürlich war, denn die Redner selbst verstanden sich nicht und redeten wie Urchristen in Zungen.

Sie hatten sich nur den Klang und die Musik der Sprache gemerkt und reproduzirten sie ausgezeichnet. Der französische Redner z. B. kannte vom Französischen nur das Wort Blanc mangé, welches denn allerdings als einzig verständlicher Laut einige Male in seinem Vortrag figurirte. Aber eine genaue Beschreibung dieses gelungenen Festes kann ich mir ersparen, denn der dänische Märchen-Erzähler Andersen, welcher damals gerade in Rom war und sich auch in die Steinbrüche der Cervara begeben hatte, hat einen getreuen Bericht über diesen Künstler-Commers, wenn ich nicht irre, in seinem „Improvisator" oder „Nur ein Geiger" gegeben, viel hübscher, als ich es zu thun vermöchte; so will ich nur noch hinzufügen, daß das Fest leider, ohne unser Verschulden, mit einem schrillen Mißton endete. Die sehr mißtrauische päpstliche Regierung hatte geglaubt, im massenhaften Hinausziehen fremder Unterthanen Umtriebe der Carbonari wittern zu müssen. So war ich denn sehr verwundert, als ich etwas früher, wie die anderen Künstler, den Rückweg antrat, das Thor verschlossen und militärisch besetzt zu finden. Ich wurde sehr genau geprüft, von wo ich herkäme und was ich getrieben. Ich sagte, ich sei Künstler und habe mich in der Campagna verspätet. Die Medaille, die zu diesem Feste eigens geprägt und als Andenken an diesen Tag unter die Festgenossen vertheilt worden war, hatte ich zum Glück verloren. So fand man denn nichts Bedenkliches an dem einsamen Wanderer und ließ mich passiren und mein Bett aufsuchen. Nicht so gut ging es dem hellen Haufen der meisten Künstler. Diese wurden immer nur zu Zweien eingelassen, und wenn sie maskirt waren, wie z. B. der General mit seinen Lictoren, oder der chinesische Gesandte, so wurden sie ihrer Hüllen entledigt mit der Bemerkung, es wäre ja nicht Carneval und ihre Medaillen wurden ihnen abgenommen als Etwas, das möglicherweise staatsgefährlich sein könnte. So gingen denn die Armen fluchend und höchst gekränkt nach Hause und machten eine Faust

im Sack, denn Angesichts eines Pikets Carabinieri durften sie es doch nicht frei-öffentlich thun, besonders da immer nur zwei zur Zeit der Gewaltmaßregel gegenüberstanden.

Aber zurück auf meinen Kutschbock, auf welchem ich nach Florenz reiste; neben mir saß ein französischer Bildhauer Danton, ein ganz guter Reisegefährte, denn er wußte unaufhörlich zu plaudern, und veranlaßte auch mich, meine Zunge in französischer Sprache zu üben. Die Franzosen sind darin gute Wegkumpane, daß man gleich mit ihnen vollkommen bekannt ist; aber nach 14 Tagen ist man in der Regel in der Bekanntschaft nicht weiter gediehen, als man schon am ersten Tage war. Sie sind eben wie die klaren Bächlein, die mit niedrigem Grunde lustig über Kieseln murmeln. Hat man das Unglück, auf Reisen mit einem Engländer zusammengeschweißt zu sein, so wird man gleich beobachten, wie der Racker seine Interessen zu wahren strebt. Der Franzose ist ja auch Egoist, aber er weiß seine Selbstsucht unter gefälligen, gesellschaftlichen Formen zu verstecken. Der Engländer gleicht einem tiefen Wasser, das die Himmelsbläue wiederstrahlt, dem man sich aber nicht leicht anvertraut, aus Furcht vor dem schlammigen Boden. Aber hat er sich einmal entschlossen, mit uns zu reden, obgleich wir ihm nicht vorgestellt worden sind, werden wir bald herausfinden, daß auf ihn doch mehr Verlaß ist, wie auf den Franzosen. Man kommt eben in 14 Tagen weiter.

Aber wieder zurück zu meiner Reise! In Florenz hielt ich mich nicht lange auf. Das Merkwürdigste der Stadt war mir ja schon bekannt. So reiste ich weiter und kam mit Gottes Hilfe nach Mailand, welches eigentlich Milano heißt. Es ist mir unerfindlich, warum die Deutschen, die sonst den ausgesprochenen Wunsch haben, alle Städtenamen immer richtig auszusprechen, gerade mit den italienischen Städten von Venezia, Milano, Firenze, Roma und Napoli eine Ausnahme machen und sie vollständig germanisirt haben. Es ist, so scheint mir's,

etwas inkonsequent. Am ungenirtesten gingen die Römer des Kaiserreichs mit der Aussprache von Städtenamen um, wenn sie z. B. aus Jeruscholaim Hierosolima machten. Aber zu loben ist diese Willkürlichkeit doch nicht. Dennoch muß man gestehen, daß ohne diese Zugeständnisse an die eigene Zunge kaum verschiedene Sprachen hätten entstehen können. Aber das wäre am Ende ganz angenehm gewesen und hätte den internationalen Verkehr sehr gefördert, wenn auf der ganzen Erde nur eine Sprache geredet würde, und die Schulkinder beiderlei Geschlechts würden es sicher dankbar empfinden, wenn sie der Qual der verwünschten lateinischen und französischen Vokabeln überhoben wären. Das hat nun einmal die Weltordnung verpaßt und die armen Göhren müssen dafür büßen.

Von Mailand ist wenig zu sagen. Es war eine ganz moderne Stadt und dazumal Sitz der österreichischen Herrschaft über die Lombardei. Von Florenz an hatte ich eine neue Reisegesellschaft, einen Herrn v. Klintworth, der mit seiner Frau und 9jährigen Tochter nach Paris reiste, was neuerdings seine Heimath war. Früher war er in Braunschweig Minister beim Herzog Karl gewesen und war mit seinem Potentaten zusammen zum Tempel hinausgejagt worden, mag also wohl Allerlei verschuldet gehabt haben. Gegen mich war er sehr liebenswürdig und gut und wir gewannen uns auf einer längeren Reise recht lieb. Ihm schien es sehr bequem zu sein, daß ich mich seiner Tochter annahm, sie neben mir auf dem Kutschbock sitzen ließ und für ihre Unterhaltung sorgte; mir aber, der ich immer ein Kinder- und besonders Mädchenfreund gewesen war, kam der Umgang mit diesem kleinen hübschen und klugen Mädchen, welches nur Französisch parlirte, sehr zu statten und wir befreundeten uns so, daß der Papa Klintworth sich gar nicht von mir trennen wollte und mir ganz ernsthaft die Proposition machte, mit ihm nach Paris zu kommen. Weder Reise noch Aufenthalt sollte mich einen Kreuzer kosten und am liebsten

wäre es ihm, wenn ich ganz bei ihm bliebe. Ich hatte zwei Gründe, die mich abhielten, auf seine gewiß freundliche Proposition einzugehen und gleich der erste Grund hatte Hand und Fuß; es war nämlich der heilige Ehestand, in den ich doch so schnell wie möglich treten wollte. Wer macht aber gern einen Umweg, wenn einmal dieser Entschluß in ihm gereift ist? Das zweite Hinderniß war ein Verbot, welches der Kaiser Nikolai für alle seine Unterthanen hatte ausgehen lassen, nicht nach Frankreich zu reisen. Ich will hier nicht untersuchen, ob dieser Ukas weise war, aber ich hielt es für meine Pflicht, ihm zu gehorchen. Jedenfalls aber war der erste Grund derjenige, welcher mich am strafften auf dem geraden Wege nach Sachsen festhielt; den heiligen Ehestand habe ich von jeher vor allen anderen Heiligen verehrt, denn er ist der merkwürdigste Heilige, sintemalen er vier Arme und ebensoviel Beine hat, wie eine indische Gottheit — der einzige Heilige, der ein Quadrupede ist.

Am Lago maggiore machten wir etwas Halt und unternahmen eine Ruderfahrt auf die Isola bella, welche mit ihren schönen Terrassen wie ein Feenschloß aus den blauen Wellen des klaren Sees emporsteigt, aber für mich zu wenig Natürliches zeigte; es war eben Alles Kunst und diese soll nur die Natur schmücken, nicht verdrängen. So gefiel mir die andere Insel des Lago maggiore, die Isola madre, in ihrer Anspruchslosigkeit fast besser. — Darauf näherten wir uns immer mehr den Schweizer Alpen, die immer imposanter am Horizont emporstiegen; besonders erinnere ich mich des Monte rosa, der Abends wirklich ganz roth glühte. Ich betrat das Hochgebirge auf der Straße über den Simplon und entsinne mich noch des Entzückens, mit welchem ich den Schnee begrüßte, als unser Vetturino uns in seine Region hinaufgeschleppt hatte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, knöpfte meine Beinkleider auf und setzte mich mit dem Blanken in so eine reinliche, frische Schneetrift. Ich hatte gehofft, dieses huldigende Experiment

ganz im Geheimen verrichten zu können, war aber dabei von einigen mitreisenden Franzosen beobachtet worden, die ihre helle Freude über diesen patriotischen Gruß hatten. Man muß mir diese extatische Liebkosung des Schnees zu gute halten, wenn man bedenkt, daß ich ein Nordländer bin, und welchen Reiz hat nicht für die gesunde Jugend der Winter, der mit dem Unschuldsmantel alles Böse zudeckt, welches die drei anderen Jahreszeiten etwa verbrochen haben könnten; und ich hatte ja in zwei Jahren keinen Schnee gesehen, seine erfrischende Wirkung auf meine Haut nicht gefühlt. Unser Winter währt freilich lange, ja sogar entsetzlich lange, so daß man ihn schließlich überdrüssig wird und mit sehnlichem Verlangen nach dem Frühling strebt; aber wenn dann dieser ersehnte schöne Knabe, wie ihn die Dichter nennen, endlich erscheint, so dokumentirt er sich regelmäßig als ein recht eklicher, schmutziger Kerl, mit Husten und Rotznasen im Gefolge und man bedauert fast, daß uns der reinliche Winter mit seinen wohltemperirten Stuben und seiner anspruchslosen Ruhe verlassen hat. Wie schön ist auch so ein bereifter Wald, wenn er im Sonnenschein seine Milliarden Brillanten blitzen läßt; freilich in ganz anderer Art, aber doch fast prächtiger, als die grünbelaubte Frühlingslandschaft mit Blüthen und Blumen. Welcher Schah von Persien könnte solchen Staat machen? Man ist aber noch viel zu wenig aufmerksam auf die Poesie des Winters, ich will daher annehmen, daß es Zukunftspoesie ist. Aber ich muß wohl abbrechen. Das unangenehme Mai-Wetter, welches heute wüthet, hat mich boshaft gestimmt und da wird man leicht sich selbst und Anderen unangenehm. Ich habe mich am brennenden Kamin erwärmen müssen, denn draußen sind nur 5 Grad Wärme und das kam mir doch ungerecht vor. Morgen wird es hoffentlich in mir und um mich besser aussehen.

Ich sehe eben, daß ich, verführt durch das schlechte Wetter, ganz von ungefähr aus der Vergangenheit, die ich beschreiben

sollte, in die Gegenwart geplumpst bin und muß um Entschuldigung bitten, denn Klagen über das Wetter, das bei uns naturgemäß nicht so schön sein kann, wie im sonnigen Italien, sind ja keine Erlebnisse und die sollte ich ja schildern.

Ich war in meinen Erinnerungen in den zackigen Felsen des Hochgebirges hangen geblieben und will nun versuchen, meinen Marsch durch das Rhone-Thal und über den Col de Balme nach Chamouny in meinem Gedächtniß aufzufrischen. Es ist auch wohl schwer, einen Moment zu vergessen, wie er mir auf der Höhe des Col de Balme geboten wurde, als plötzlich der Montblanc im Gletscherglühen sich meinen Blicken zeigte. Unten im Thal herrschte schon abendliche Dunkelheit und die vielen Gletscher, die aus der Eisregion in die Thalsohle hinabreichen, schimmerten bläulich aus dem Schummer, während die Gipfel des gigantischen Berges noch im hellsten Sonnenschein strahlten. Glücklich kam ich in Gesellschaft meines Reisegefährten, des Pariser Bildhauers Dantan, in Chamouny an, wo schon völlige Nacht herrschte, während der Berg noch immer durch die zurückprallenden Sonnenstrahlen erglänzte. Am anderen Morgen suchte ich einen Drechsler auf, der mir meinen Reisestab schmücken sollte. Dieser Stock hatte dem alten Maler Koch gehört und besaß einigermaßen europäischen Ruf, denn Alle, die in Rom gewesen waren, sprachen von diesem dicken Prügel, mit dem der alte Künstler beim Spazieren viel Lärm zu machen pflegte. Ich war so glücklich gewesen, in seinen Besitz zu kommen. Bei einer Begegnung mit Koch sprach dieser sein Wohlgefallen an meinem Stecken aus und ich proponirte einen Tausch, worauf der alte Herr bereitwillig einging. Nun ließ ich ein großes Gemshorn an diesem Stock, der noch ganz naturwüchsig war, aufsetzen und an seinem anderen Ende einen Alpenstockbeschlag. Dieser Stock, den ich noch besitze und sehr werth halte, hat mir später als Album gedient und Freunde und namentlich Freundinnen haben ihre Namen auf ihm ein-

geritzt. Der Moment, in welchem dieser Stock in meine Hand kam, erinnerte mich an den Tausch, den Glaukos und Diomedes in der Iliade mit ihren Rüstungen vornahmen, nachdem sie aus dem Kampfgewühl etwas bei Seite getreten waren. Es ist immerhin merkwürdig, daß sowohl die Griechen wie die Trojaner nicht den Augenblick benutzten, wo sie nothgedrungen ungewappnet sein mußten, um über sie herzufallen. — Der alte Drechsler, der die würdige Ausschmückung meines Stockes besorgte, muß übrigens noch ein Zögling der französischen Republik gewesen sein, denn es war mir auffallend, daß er mich nur Citoyen nannte, ein Titel, der mir weder früher noch später sonst von irgend Jemandem ertheilt worden ist. Im Chamounythal besuchte ich nun die merkwürdigsten Gletscher, die ja fortwährend im Vorwärtsbewegen begriffen sind, und im selben Maße, wie sie unten abschmelzen, von oben nachgeschoben werden, natürlich so langsam, daß man es nicht sieht, aber bei monatelanger Beobachtung wird man das schon gewahr. Der Arveron-Gletscher tritt bis ins Thal hinunter und dicht neben seinem ewigen Eise kann man reife Kornfelder und Obstbäume beobachten. Das Ende dieses Gletschers besteht in einer merkwürdigen, grünen Eishöhle, aus welcher sprudelnd die Arve entspringt. Bemerkenswerth war noch das sogenannte Mer de glace, ein Gletscher, der einem plötzlich in Eis verwandelten sturmgepeitschten Meere glich. Ich ging auf der welligen Oberfläche dieses Gletschers ziemlich weit spazieren, aber dieser Gang war, wie man mir nachträglich mittheilte, nicht ohne Gefahr, denn die dicke Eismasse war vielfach zerklüftet und gespalten, und man erzählte mir von diversen Engländern, die in diesen tiefen, grünlich schimmernden Ritzen verunglückt sein sollten.

Mit tiefem Bedauern verließ ich Chamouny, diesen schönen Ort, von dem ich mir wohl denken konnte, daß ich ihn im Leben nicht wieder zu Gesicht bekommen würde. Aber ich konnte ja alles Schöne leicht verlassen, wenn ich bedachte, daß meine

Schritte mich heimwärts und meiner heißgeliebten Braut entgegenführten und daß ich vorher noch manches Sehenswerthe im Fluge betrachten und in der Seele fixiren sollte. Ich ließ also Savoyen hinter mir und rückte in die Schweiz ein. Es war der schöne Genfer See, an dessen Ufern ich mich zuerst ergötzte. Die Stadt Genf fesselte mich nicht zu lange, aber die kleinen Städte Lausanne und Vevay schon mehr. Zeichnend und beschauend ging ich bis zum alten Schloß Chillon, welches ich mir genau besah. Es muß im Mittelalter ein sehr fester, leicht zu vertheidigender Platz gewesen sein, denn es liegt rings von Wasser umgeben und umrauscht von den Wellen des Leman, konnte also nur mit einer Flotte angegriffen werden und die Vorkehrungen, um feindliche Schiffe zu verbrennen, vermochte man noch reichlich wahrzunehmen. Die alten Vertheidiger des Ortes hatten sich dazu großer, mit krummen Haken versehener Pechkugeln bedient, die sie brennend in die Takelage angreifender Schiffe schleuderten. In Vevay mußte ich einige Besuche machen, denn daselbst lebte ein Verwandter von mir, ein Hr. Carl v. Bock, der sein in Livland belegenes Gut Arrohof verkauft und sich bereits vor Jahren expatriirt hatte. Er wurde mir als Sonderling geschildert. Ich konnte auch nicht dazu kommen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Er war gerade dabei, sich etwas wichtig zu machen und ich erhielt den Bescheid, er sei in geheimer Mission abwesend. Seine Pflegetochter aber nahm sich meiner an und führte mich in einen Conventikel, wie man deren in der Schweiz viele antreffen kann und wo ich mehrere französische freie Reden anhören mußte. Soviel ich mich erinnere, handelte es sich um die Sabbathfeier, die den lieben Leuten ausnehmend wichtig erschien. Noch eine junge Dame mußte von mir aufgesucht werden, denn ich hatte Grüße an sie zu bestellen aus Estland, wo ich sie auch schon gesehen hatte. Es war die französische Gouvernante Fräulein Geanton, die ein paar Jahre im Hause

meiner Tante Radingh konditionirt hatte, daselbst aber die Schweizer Krankheit, das berühmte Heimweh, so überwältigend bekommen hatte, daß sie rasch wieder ins Vaterland zurückgekehrt war. Wie es kommt, daß außer den Schweizern auch noch die Lappländer dieser Krankheit besonders unterworfen sind und welche geheimen Beziehungen zwischen diesen sonst so gar nicht ähnlichen Völkerschaften bestehen, habe ich nie ergründen können. Wenn ich behaupten wollte, daß mir die Schweizer sehr gefallen hätten, wie ich das wohl von den Tyrolern sagen kann, die ich später kennen lernte, würde ich der Wahrheit nicht treu bleiben. Das Schweizer Volk erschien mir wie ein Kongreß von Gastwirthen. Nichts als Gastwirthe bis in die Sennhütten hoch im Gebirge. Dabei war doch das Land im Allgemeinen arm, einige sehr reiche Städte ausgenommen, wie z. B. Neufchatel und Basel. Aber notorisch war die Schweiz nicht im Stande, alle ihre Kinder zu ernähren, denn wohin ich damals kam, fand ich in aller Herren Ländern Schweizer als Miethstruppen und Lanzknechte. Zwar war ihre Stellung in der Regel ehrenvoll, denn überall hatten sie den Landesvater vor den eigenen Landeskindern zu schützen. So bestand die päpstliche Leibwache aus Schweizern, der König von Neapel hielt sich mehrere Regimenter Schweizer und in Frankreich waren auch mit der Restauration die Schweizer Garden wieder eingeführt worden. In neuerer Zeit, wo das konstitutionelle Element fast überall das absolutistische verdrängt, haben die Völker es freilich vorgezogen, ihre Könige selbst zu beschützen und die Schweizer-Garden sind überall verdrängt worden; ich weiß nun nicht, was ihr Heimathsland mit diesem Ueberfluß, der naturgemäß zurückkehren mußte, angefangen hat. Ehrenvoll erschien es mir jedenfalls nicht, daß die in der Fremde dienenden Schweizer sich überall gebrauchen ließen, den Absolutismus und Despotismus zu stützen, da sie doch dem einzigen freien Lande entstammten, welches Europas Continent damals

aufzuweisen vermochte. Geschah es vielleicht aus Eifersucht, welche die Ehre, die Einzigen zu sein, nicht aufgeben wollte? Von all diesem Schweizer Militär hatten die päpstlichen Leibwächter in Rom die interessanteste Montur, denn sie waren noch ganz wie mittelalterliche Lanzknechte gekleidet und führten als einzige Waffen ein Schwert und eine Hellebarde. Die Zeichnung zu ihrer Ausrüstung hatte noch Raphael entworfen und sie war seitdem dieselbe geblieben. Ihre Offiziere gingen ganz geharnischt, wie die alten Ritter, und auf ihren Schwertern war der Spruch einradirt: „Du sollst nicht tödten." Wenn diese Schweizer ein Volksgedränge zurückdämmen sollten, machten sie von ihren Hellebarden einen eklichen Gebrauch, indem sie den Leuten mit dem stumpfen Ende auf die Hühneraugen klopften, was gar nicht angenehm gewesen sein soll, wie mich meine Freunde versichert haben; ich selbst habe die Erfahrung nicht gemacht, da es mir von jeher sehr zuwider war, mich ins wimmelnde Volksgedränge zu begeben. Außer den Püffen und Rippenstößen, denen man dabei ausgesetzt ist, hat man noch eine gute Portion Menschengeruch in den Kauf zu nehmen. Jean Paul behauptet zwar, ein ehrlicher Menschengeruch sei ihm lieber, als aller Parfum. Das ist Geschmackssache; in diesem Stück bin ich nie seiner Meinung gewesen.

Aber zurück zu meiner Reisebeschreibung. Von Genf ließ ich mich nach Neufchatel transportiren, welcher Canton damals unter der Oberhoheit des Königs von Preußen stand. Die Stadt liegt am Fuße des Jura-Gebirges und andererseits an dem schönen See desselben Namens mit ihr. Ich hatte von W. v. Kügelgen einem Kunsthändler Geanneret einen Gruß zu bestellen. Dieser war früher auch Kunstjünger gewesen und Schüler meines seligen Onkels, der ihn dann in seine Familie aufgenommen hatte, um seinen Kindern die Wohlthat der französischen Sprache angedeihen zu lassen. Geanneret nahm mich sehr freundlich auf. Er schwärmte für W. v. Kügelgen und

behauptete, ich sähe ihm ähnlich. So schleppte er mich ins Jura-Gebirge, wo er ein kleines Heim besaß, „das Lumpenhäusly" genannt. Ich kann nicht behaupten, daß diese kleine Besitzung große Reize offenbarte, aber Geanneret hing mit ganzem Herzen an dieser Hütte, in der seine Familie einen bescheidenen, aber gewiß sehr gesunden Sommeraufenthalt hatte. Die Aussicht war allerdings eine prachtvolle, denn das ganze Alpengebirge lag wie in einem Panorama vor Einem ausgebreitet. Merkwürdig waren mir die vielen erratischen Blöcke, die auf den Kalkmassen des Jura lagen und die irgend ein Naturereigniß aus den Alpen muß herübergeschafft haben. Besitzen wir doch auch hier in unserem speziellen Vaterlande, welches ja ebenfalls eine Kalklagerung als Basis hat, diese Granitblöcke, die wiederum aus Finnland herübergekommen sein müssen. Gelehrte Männer wollen das ganz natürlich erklären, aber jedenfalls nur durch Hypothesen. Ich ziehe es vor, mich lieber einfach zu wundern.

In Neufchatel gab ich mein ganzes Reisegepäck auf die Post nach Basel und nahm mir vor, die Schweiz so leicht als möglich, nach Art der Vögel, zu durchziehen. Nur ein Paar Hemden nebst Strümpfen waren in meinem kleinen Ranzen anzutreffen, sowie Kamm und Bürste, die mein Haupt reinlich halten sollten. Mein erster Marsch führte mich nach Montmirail, einem Erziehungsort der Brüdergemeinde, wo auch meine Sally ihre Ausbildung erhalten hatte und an dem sie noch mit großer Liebe hing. Der Direktor dieser Schule war ein Verwandter meiner Braut, denn seine verstorbene Frau war eine Tante von meiner Sally gewesen; so fand ich mich denn warm empfohlen und sehr freundlich aufgenommen und blieb gern ein paar Tage in der Anstalt, denn ich konnte mir denken, daß meine Berichte über diesen Ort in Bautzen viel Freude machen würden. So nahm ich auch einige Oertlichkeiten in mein Skizzenbuch auf, zeichnete nicht allein die Gegenden

ab, sondern auch die kleine Lazarethstube, in der meine Braut eine langwierige Krankheit hatte aushalten müssen. An der seligen Tante Verbek hing Sally mit der ganzen Schwärmerei eines jungen Mädchens und ich glaube, außer mir hatte sie noch Niemand auf Erden so von ganzem Herzen geliebt. Verbek selbst war ein einfacher Herrnhuter, pflegte nebenher seinen Leib mit großer Sorgfalt und es schien ihm sehr zu behagen, daß ich ihn auf den Ausflügen, die wir in die Umgegend machten, da ich mich für die gute Aufnahme doch in etwas dankbar bezeigen wollte, mit Champagner traktirte, der da sehr wohlfeil und billig als Landesprodukt zu haben war. Er erzählte mir, daß er vor vielen Jahren, von Herrnhut geschickt, seinen Einzug in Montmirail zu Fuß gehalten hatte und sehr das Bedürfniß eines Fußbades empfand. Nun war aber seine Kenntniß der französischen Sprache, die von allen Domestiken geredet wurde, damals noch sehr gering, aber das wußte er doch, daß laver waschen bedeute. Er verfügte sich also zu der diensthabenden Schwester und bestellte: „Mademoiselle, je désire un lavement pour mes pieds.“ Man kann sich denken, mit welcher Verwunderung die liebe Schwester diesen merkwürdigen Lehrer betrachtete, denn sie konnte sich absolut nicht vorstellen, wie er das Instrument appliziren wollte. Man sieht hieraus, daß es mir gelungen war, den frommen Mann auf die mir so liebe schiefe Ebene der Anekdoten hinüberzukitzeln, aber es schien ihm so beim Schaumwein ganz sanft zu thun.

Nach einigen sehr genußreich verbrachten Tagen verabschiedete ich mich nun bei Verbek und seiner Frau, einer geborenen Us, die mein Schwiegervater, ich glaube der Abkürzung wegen, U. V. W. zu nennen pflegte, und nahm einen Platz auf der vorbeirollenden ordinären Post, die mich nach Bern brachte. Um einen Begriff zu geben von der merkwürdigen Behendigkeit, mit welcher so ein eidgenössischer Kutschkasten sich vorwärts bewegte, will ich hier nur noch einschalten, daß ich,

nachdem ich etwa eine viertel Stunde in diesem Fuhrwerk gerumpelt worden war, die Entdeckung machte, daß ich meine Uhr in Montmirail vergessen hatte. Da das nun ein sehr werthes Andenken war, denn dieser Zeitmesser hatte bereits meinem Großvater gedient, so bedachte ich mich nicht lange, sondern lief schleunig zurück, steckte meine vergessene Uhr in die Tasche und machte mich, ohne daß ich von irgend Jemandem gesehen und bemerkt worden wäre, wieder auf die Verfolgung meines verlassenen Fuhrwerks, welches ich auch bald genug einholte.

In Bern traf ich mit einer größeren Gesellschaft Damen zusammen, mehrentheils Engländerinnen, welche die Schule in Montmirail besuchten und im Begriff standen, unter der Leitung des zweiten Lehrers der Anstalt, mit Namen Richard, eine Ferienreise ins Gebirge zu machen. Dieser Herr, der sich unter lauter Frauenzimmern langweilen mochte, machte mir die Proposition, mich seiner Gesellschaft anzuschließen. Da seine Damen alle jung und leidlich hübsch waren, acceptirte ich ganz gern und habe so die Reise im Berner Oberlande sehr angenehm und genußreich gemacht; denn man mag sagen, was man will, der Mensch ist nicht für die Einsamkeit geschaffen und alles Gute auf Erden genießt man doppelt, wenn man Jemanden bei sich hat, mit dem man es theilen kann, ist dieser Jemand nun gar ein Schwarm von Schülerinnen der ersten Klasse, da wird die Sache gar anmuthig. Herr Richard war ein frommer Mann und ich ja auch kein Gotteslästerer, so vertrugen wir uns vortrefflich. Abends, wenn wir müde gewandert ins Wirthshaus kamen, wurden erst die jungen Damen untergebracht und ich und der Lehrer bezogen dann unser Nachtquartier gemeinschaftlich. Da passirte es mir denn gleich den ersten Abend, daß ich gerade dabei war, meine Hosen auszuziehen, als Richard, der noch nicht so weit war, plötzlich auf die Knie fiel und anfing, ein Gebet in französischer Sprache

laut vorzutragen. Ich gebe nicht gern Aergerniß, mir blieb also nichts übrig, als mein Geschäft des Bürstenabstreifens in der Hälfte zu lassen und mich auch auf die Knie niederzubeugen. Das Gebet dauerte aber heillos lange und ich dankte Gott, daß mich nicht irgend ein Spötter in meiner genirlichen Situation beobachten konnte. Aber in Zukunft war ich vorsichtiger und entfernte meine Beinkleider nicht früher, als bis der gute Richard sein Gebet vollendet hatte. Das war nun schon das zweite Mal, daß meine Hosen mich in mißliche Lage gebracht haben. Das erste Mal passirte es mir auf einer Reise, die ich von Dresden nach Ballenstädt und weiter ins Harzgebirge unternahm. Ich war in Ballenstädt im „großen Gasthof" abgestiegen und hatte auch gleich meinen Namen ins Fremdenbuch einschreiben müssen, ohne zu ahnen, daß es zu den Regierungs-Obliegenheiten des Herzogs gehörte, dieses Buch alle Morgen beim Kaffee zu studiren. Nun traf es sich, daß mein Schwager Gerhard v. K. in seiner Jugend mit dem Erbprinzen zusammen war erzogen worden, mein Name also den Herrschaften bekannt war. Ich hatte von meinem Vetter Wilhelm einige Empfehlungsbriefe an mehrere ihm bekannte Familien abzugeben, präparirte also meine Toilette für diese neuen Bekanntschaften. Die Hosen wurden damals recht knapp getragen, ich stand also auf einem Stuhl und hielt dieses Kleidungsstück vor mir in beiden Händen, im Begriff, so mit einem gewissen Schwunge hineinzuspringen, da öffnete sich plötzlich die Thür und herein trat der Erbprinz mit seinem Kammerherrn. Beide prallten zurück, als hätten sie das Haupt der Medusa erblickt, und gaben mir Zeit, meine Toilette, obgleich etwas eilig, zu vollenden. Als ich dann die Thür zaghaft öffnete, stand der dienstthuende Kammerherr, wie eine Schildwache, dahinter und führte mich zum zukünftigen Serenissimo. Aber wiederum auf meiner gegenwärtigen Schweizer Reise sollten mir meine Hosen einen üblen Streich spielen. Ich hatte

mein Gepäck auf die Post in Bern gegeben und gleich nach Basel spediren lassen, wo schon der größere Theil meiner Effekten auf mich warten mußte, und hatte nichts zurückbehalten, als ein Hemd, welches ich jeden Abend für ein Trinkgeld konnte waschen lassen. Ueber diesem Hemd trug ich ganz fein einen Frack und schwarze Tuchbeinkleider. Nun hatten wir uns eines Tages eine große Equipage gemiethet, in der wir bequemer, als zu Fuß, vorwärts kommen wollten. Die Backfische mit ihrem Lehrer paßten auch ganz gut hinein, aber für mich war kein Raum mehr auf den Sitzen der langen Linie, wie man hier so ein Fuhrwerk nennen würde; ich schwang mich also kühn auf den hohen Kutschbock und hörte dabei, daß es hinter mir verdächtig krachte. Ein vorsichtiger Griff nach der Gegend, auf der ich saß, überzeugte mich nun, daß der Krach keineswegs ein ganz harmloser gewesen war. Eine handbreite Wunde klaffte daselbst und hätte die Mädchen, wenn ich mich unvorsichtig aufrichtete, scheußlich angegähnt. Da war guter Rath theuer! aber ich wußte mir zu helfen. Bei einem Bauernhäuschen hielt der Kutscher an, und während meine Damen im Wagen blieben, stieg ich vorsichtig von meinem erhöhten Sitz und concentrirte mich rückwärts ins Haus, wo ich die Bäuerin mit Nähen beschäftigt fand. Ich stellte mich nun flehend vor dieselbe hin und bat dringend, meine Wunde zu heilen. Sie wollte erst gar nicht an die Reparatur gehen, sondern behauptete, ich hätte da Weibsbilder genug bei mir, die nach dem Schaden sehen könnten. Aber ein paar Schweizer Batzen besiegten bald ihre Abneigung und sie flickte mich nothdürftig zusammen, so daß ich nun wieder, obgleich ängstlich und mit steifen Beinen, auf meinen Kutschbock hinaufklettern konnte; hingen doch auch die Schöße meines Fracks über der incriminirten Stelle und bei gehöriger Vorsicht konnte ich es wagen, weiter zu reisen, und hoffe, die Mädchen haben es nicht gemerkt; aber unangenehm war und blieb es, in der

reizendsten Umgebung, bei der schönsten und großartigsten Natur, wie man sie im Berner Oberlande findet, immer an seine Büren denken zu müssen. Trotz diesem Schaden, der mich eigentlich dienstuntauglich machen mußte, fand ich doch immer noch Gelegenheit, mich als Cavalier zu dokumentiren. Eines Morgens nämlich, wir überschritten gerade die Vengen-Alp, sah ich, daß zwei von den jungen Mädchen ängstlich mit einander flüsterten und offenbar etwas verhandelten, was sie nicht wenig beunruhigte. Ich erkundigte mich nun nach ihrer Verlegenheit und erfuhr, daß die Eine, eine junge Engländerin, ihre Börse mit ihren sämmtlichen Schätzen, sogar ein silberner Fingerhut war dabei, im Wirthshaus unter ihrem Kopfkissen habe liegen lassen. Kaum hatte sie dieses für eine Engländerin immerhin schwere Bekenntniß abgelegt, als ich schon rückwärts lief. Sie konnte mir nur noch mittheilen, es sei das dritte Bett vom Fenster ab und ich möchte es so einzurichten suchen, daß die Anderen, namentlich der Lehrer, nichts merkten. Ich lief eben etwa anderthalb Werst zurück und es gelang mir glücklich, den Schatz am bezeichneten Orte zu heben und der dankbaren Eigenthümerin wieder heimlich zuzustecken.

Ich könnte nun eine Reisebeschreibung liefern, alle Berge mit Namen anführen und von diesem und jenem Gletscher erzählen, aber das liegt nicht in meiner Absicht und meine Kinder, die diese Blätter etwa in die Hand nehmen, können solche Beschreibungen, die sie in jedem Reisehandbuch finden, gerne missen. Es bliebe mir also noch übrig, über Land und Leute zu schreiben, aber das lohnt sich auch nicht. Die Schweizer schienen mir ein Volk von Gastwirthen zu sein. Ein gewisser Hoteltypus war bis in den höchsten Almen anzutreffen und in jeder Sennhütte war schon die Sennerin Gastwirthin vom Hacken bis zum Nacken. So habe ich die Schweiz nicht so wehmüthig verlassen, wie später noch manches Land, in dem diese Eigenthümlichkeit weniger ausgeprägt war. — Meine

Backfische hatten ihre Ferienreise beendet und es war Zeit, daß wir uns trennten. Zum Abschied kratzten sie noch Alle ihre Namen in meinen Wanderstock, der mir nun hinfort als Stammbuch diente und noch manchen Namen auf seiner Oberfläche aufnahm.

Ich aber wanderte freudig gen Basel, wohin ich mein Gepäck dirigirt hatte, wollte nur noch die Rheinreise machen und dann direkt nach Sachsen eilen, wo die Hochzeit auf mich wartete, ein Akt, der jedem jungen Manne gewiß mit Recht als das Wichtigste erscheint, und ich hätte ihretwegen auch wohl die Rheinreise aufgegeben, wenn nicht am Rhein noch Verwandte meines seligen Vaters gelebt hätten, deren Bekanntschaft ich doch gern machen wollte. Als ich aber in Basel angekommen war und mich gleich auf die Post verfügte, wo ich hoffen durfte, mein Gepäck, welches ich dorthin dirigirt hatte, wieder fassen zu können, ergab es sich, daß kein Stück desselben dort angekommen war. Das war ein sehr unerwarteter und unangenehmer Aufenthalt, denn unmöglich konnte ich mein sämmtliches Besitzthum verloren geben. Ich mußte mich also schon entschließen, wieder zurückzulaufen, um es aufzusuchen. Zum Glück fand ich in Basel meinen Reisegefährten aus Calabrien, den Studenten Louis Schweizer, auf, der sich, da er gerade Ferien hatte, rasch entschloß, mich auf der Jagd nach meinen verlorenen Effekten zu begleiten. So schnallte er sich sein Ränzel auf den Rücken und wir zogen ungebrochenen Herzens wieder in die schöne Schweiz hinein. Ich hatte mich aber über die Schweizer Unordnung schwer geärgert und ging schimpfend und auf die Eidgenossenschaft fluchend an seiner Seite, so daß mir die Galle in den Magen schlug, ich mich plötzlich schrecklich unwohl fühlte und mich nur mühsam weiter schleppen konnte, bis mir ein heftiges Gallen-Erbrechen Erleichterung schaffte. So ging auch eine Krankheit glücklich an mir vorüber, ohne daß ich genöthigt gewesen wäre, mich zu

legen und die gute Gebirgsluft brachte mir, bei anhaltendem Marschiren und strenger Diät, in einigen Tagen völlige Gesundheit. In Neufchatel trennte ich mich von meinem Gefährten mit Dankbarkeit für seine Begleitung, die mir bei meinem elenden Zustande doppelt angenehm gewesen war. Er wollte das Jura-Gebirge genauer studiren und ich endlich in den Besitz meines Gepäcks kommen, um andere Hosen anziehen zu können, denn ich hatte einen wahren Haß auf meine alten, schon recht schadhaften Büxen geworfen. So war ich denn so glücklich, in Genf meinen russischen Mantelsack wohl ausgeruht auf der Post vorzufinden. Die guten Republikaner hatten sich mit der Expedition nicht beeilt und lieferten ihn mir willig aus; ehrlich waren sie zum guten Glück und hatten nicht daran gedacht, mich zu bestehlen. Ich nahm nun mein Eigenthum mit mir ins Wirthshaus und mein erstes Geschäft war gleich ein Wechsel meiner Beinbüten. Aber die abgelegten waren des Mitnehmens durchaus nicht mehr werth und doch schämte ich mich, sie irgend Jemandem zu schenken; so trug ich sie, als es dunkel geworden war, hinaus auf die Straße und hing sie, meinem Fenster gegenüber, auf ein Staket. Als ich am darauf folgenden Morgen aus dem Fenster guckte, waren sie zu meiner Freude verschwunden; irgend ein Republikaner hatte sie doch noch des Mitnehmens werth erachtet. Nun war ich Montmirail so nahe, daß ich mir die Freude nicht versagte, dort einen unerwarteten Besuch zu machen und mich meinen jungen Reisegefährtinnen wieder vorzustellen. Ich wurde sehr freundlich empfangen, besonders von der jungen Dame, der ich vor der Vengen-Alp wieder zum Besitz ihres silbernen Fingerhutes verholfen hatte; sie nannte sich Leach (sprich Litsch), das heißt verdolmetscht Blutegel. Auf der Vengen-Alp hatte ich zum größten Vergnügen der jungen Damen deren herrnhutische Gouvernante, die sie als Anstandsdame begleitete, zu einem niedlichen Kunststück verführt, welches ich ihr vormachte. Da

war nämlich eine schräg abfallende Schneefläche, welche man prächtig hinabfahren konnte, wenn man sich rückwärts auf seinen Alpenstock lehnte und sich dann ins Glitschen brachte. So fuhr ich mit Windeseile in die Tiefe. Der jungen Gouvernante, die es mir nachmachen wollte, ging es wie mir auf dem Aschenkegel des Vesuvs; sie verlor das Gleichgewicht, drehte sich ein paar Mal um die eigene Achse und schoß dann, statt auf den Füßen, auf ihrem natürlichen Sitzpolster zu mir in die Tiefe, während ihr alle ihre Hüllen wie eine eilige Leichenprozession nachfolgten; ihre ganz rothen Beine fuhren wie ein Schneeräumer vor ihr her. Ich richtete sie mit tiefem Bedauern wieder auf und sie rieb sich verstohlen die Partie, auf der sie gerutscht war, worauf wir uns rüstig kletternd wieder zur Gesellschaft verfügten, von der hinfort kein Mitglied Lust verspürte, das Kunststück nachzumachen.

Ich reiste nun unaufhaltsam den Rhein hinunter bis Koblenz, in dessen Nähe meine Verwandten väterlicher Seite wohnten. Von Vaters Geschwistern lebte nur noch eine Tante Cordula Högg in Rhense, die auch noch die Besitzung meiner Großeltern innehatte. Die alte Tante empfing mich mit großer Herzlichkeit und konnte mir gegenüber Jugenderinnerungen auffrischen, indem sie mir die Spielplätze zeigte, auf denen mein seliger Vater sich mit seinen Geschwistern getummelt hatte. Auch waren noch viele Malereien in ihrem Hause vorhanden, mit denen mein Vater seine Künstlerlaufbahn begonnen hatte und die schon viel von dem Talent offenbarten, wodurch er sich später vor seinen Epigonen auszeichnete. Eine ganze Reihe Ahnenbilder schmückte gleichfalls die Wände, denn die Familie Kügelgen war über 200 Jahre und zwar immer in demselben Amte, welches zuletzt einen erblichen Charakter angenommen hatte, am Rhein ansässig gewesen. Mit der Franzosenherrschaft änderte sich freilich viel am Rhein und auch das Amt, welches meine Vorfahren gewiß mit Ruhm und Ehren bekleidet hatten,

wurde aufgehoben. — Tante Cordula hatte drei Kinder: eine Tochter, die nach meiner Mutter Emilie hieß, einen Sohn Gerhard, der eine Weinwirthschaft besaß, wie sich denn am Rhein Alles, was sich drehen konnte, um den Wein drehte; ein zweiter Sohn Franz diente gerade seine Soldatenjahre ab und war nicht bei der Mutter. Später ist er, ich glaube verführt durch Familien-Traditionen, auch Künstler geworden und ich bin im Verlauf der Jahre noch in München mit ihm zusammengetroffen. Aber ich glaube, er ist der Kunst, die ihn nie gnädig anlächelte, nicht treu geblieben und hat sich wohl auch auf den Weinhandel verlegt. Zu meinem Leidwesen muß ich noch sagen, daß der selige Onkel Högg wahrscheinlich wie ein Erbsenschreck ausgesehen haben muß, denn keines seiner Kinder ähnelte der selbst im Alter noch schönen Mutter. Es war meiner Tante Cordula nicht ganz gelungen, die Race ihres Mannes zu verbessern. Eine andere Schwester meines Vaters, Namens Mariau, war an einen Juristen Holthoff verheirathet und hatte nach ihrem Tode eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen. Hier war es besser gelungen, den Familientypus zur Geltung zu bringen. Die Kinder waren schön; besonders in der Erinnerung geblieben sind mir ein Sohn, der schon Beamter in Boppart, und eine Tochter Justine, die an einen Herrn Eder in Frankfurt verheirathet war, eines der schönsten Weiber, die mir auf meinem Lebenswege begegnet sind. Leider hat sie keine Gelegenheit gehabt, ihres Mannes Race zu veredeln, denn sie blieb kinderlos. Tante Mariau war schon vor Jahren am Schlagfluß gestorben, eine Todesart, die uns Kügelgen's mit Vorliebe heimsucht; aber nicht bei Allen macht sie es so ungnädig, wie bei Tante Mariau, die drei Jahre in gelähmtem Zustande vegetiren mußte und nicht einmal selbstständig essen konnte; sie mußte gefüttert werden, wie ein Säugling. Merkwürdig ist mir eine Erfahrung geblieben, die viele Jahre vor dieser Katastrophe meiner Tante Lilla Trost

brachte. Ich glaube schon erwähnt zu haben, daß sie mit dem Geisterreich in ungesuchtem Conner stand, daß ihr namentlich ihre verstorbene Tochter öfter erschienen war. Nun war sie durch den Tod ihres Mannes, der sein theures Leben unter verruchten Mörderhänden ausgehaucht hatte, aufs Krankenbett gesunken und jammerte still vor sich hin: „Ach Gerd, wärst Du, wie Du versprochen hattest, um 7 Uhr heimgekehrt, das gräßliche Unglück wäre nicht geschehen!" Da hörte sie Schritte im Zimmer, die Gardine ihres Bettes wurde auseinander gezogen und ihr seliger Mann stand vor ihr und sagte: „Lilla, Du verkennst die Barmherzigkeit Gottes, denn wenn ich nicht durch Mörderhand umgekommen wäre, so hätte mich gar bald der Schlag gerührt und ich hätte, mir und Euch zur Last, mich drei lange Jahre hinquälen müssen." Darauf verschwand die Erscheinung. Ich erzähle, wie ich es aus dem Munde meiner Tante Lilla erfuhr und enthalte mich jedes Commentars. Nur soviel kann ich noch hinzufügen, daß dieses Ereigniß — sei es immerhin Hallucination oder wie man es auch erklären mag, denn bei allem Dunklen finden ja die Denker immer ein Wort, welches ihrer Meinung nach Licht bringt — sehr trostreich auf meine Tante wirkte, als bald darauf die Nachricht einlief, die leibliche Schwester ihres Mannes sei dem Leiden verfallen, das seiner Angabe nach ihm selbst auch bestimmt war, wenn die göttliche Fügung nicht anderweitig eingriff.

Auch ein Bruder meines seligen Vaters, mit Namen Joseph, hatte eine Familie hinterlassen, die ich kennen lernen wollte. Joseph Kügelgen hatte nach der Meinung der Familie eine Mißheirath abgeschlossen. Es mag in mancher Beziehung lähmend auf seine späteren Lebensschicksale influirt haben, denn das Mädchen, welches er zum Altar führte, war nicht mehr unbescholten und zwar durch seine eigene Schuld, da er sie, ein einfaches, hübsches Dienstmädchen, veranlaßt hatte, ihm ein Paar Kinder zur Welt zu bringen. Indeß kann ich

seinen Entschluß, das Unrecht, welches er an seinen Kindern und ihrer Mutter begangen hatte, zu sühnen und durch den Segen der Kirche zu sanktioniren, nur loben. Sein Sohn, der auch Joseph hieß, ist ein sehr geachteter und wohlhabender Advokat geworden und die Mädchen waren auch der Art, daß ich mich ihrer wahrlich nicht zu schämen brauchte und erkannte sie gern als ganz echte Cousinen an. Der alte Onkel Holthoff war eine prächtige Erscheinung, ein alter Ehrenmann durch und durch und ich gewann ihn schnell lieb und fühlte, daß auch er mir sein Wohlwollen rasch schenkte. Aber die Herrschaft der Preußen wurde damals noch recht widerwillig getragen und meine Verwandten gedachten noch mit großer Vorliebe der französischen Occupation, die doch wahrlich mit fast unleidlichem Druck auf den Rheinlanden gelastet hatte. Nun, ich hoffe, seitdem wird die Ansicht am Rhein sich auch geändert haben, denn es ist seit dem Jahre 1834 her und Preußen hat später gezeigt, was es vermochte. Einigermaßen verständlich ist es ja auch, daß die stramme preußische Art, entstanden auf den mit Kartoffeln bebauten Sandfeldern des Nordens, bei den gemüthlichen, Wein schlürfenden Südländern wenig Anerkennung finden konnte, so lange sie nicht begriffen, wozu das gut sei. 1870 hat ihnen gewiß das Verständniß erschlossen und ich hoffe, daß sie jetzt nicht mehr wie damals nach Frankreich schielen. Das war der einzige Punkt, in welchem ich mit meinen dortigen Verwandten schon zu jener Zeit nicht harmoniren konnte, denn ich habe von jeher für ein großes, einiges Deutschland geschwärmt und mich niemals durch Vorliebe für die Franzosen ausgezeichnet. Einen kleinen Ungehorsam hatte ich mir doch zu Schulden kommen lassen. Es war mir verboten, nach Frankreich zu gehen, denn der selige Kaiser Nikolai glaubte durch dieses Verbot die guten Sitten seines Volkes vor der Ansteckung westeuropäischer Freiheitsideen zu bewahren. Aber auf meiner Reise war ich denn doch Straßburg zu nahe gekommen

und der Münster lockte zu deutlich über den Rhein hinüber. So ging ich denn zu Fuß über die Brücke und verweilte auf französischem Boden nur so lange, als ich zur Besichtigung dieses mittelalterlichen Baues bedurfte. Ich ahnte damals noch nicht, daß dieses schöne Stück Welt, welches Deutschland in unbewachten Tagen gestohlen worden war, noch zu meiner Lebenszeit wieder mit dem Mutterstaat vereinigt werden sollte.

Nachdem ich den schönen Rhein mit seinen Rebenufern gründlich genossen, meine Verwandten dort liebgewonnen und auch den Wein an Ort und Stelle gekostet hatte, der mir von jeher, seiner schönen Blume wegen, von allen Weinen der liebste gewesen war, nahm ich den Wanderstab wieder zur Hand, d. h. bildlich geredet, denn in Wahrheit setzte ich mich auf die Eilpost, um schneller nach Sachsen zu gelangen. Was ich verließ, war herrlich: liebe, gute Verwandte, schöne Gegenden und guten Wein; aber das Ziel, dem ich zustrebte, war doch noch weit herrlicher: eine liebende und so heiß geliebte Braut und die nahe bevorstehende kirchliche Verbindung mit ihr. So hielt ich mich auch nur kurze Zeit in Frankfurt am Main auf, wo ich den Musiker Ries besuchte, welchen ich in Rom kennen gelernt hatte. Er war, so wie fast die größere Hälfte der neueren Musiker, jüdischer Abkunft. Seit König David die Harfe rührte und gar schön dazu sang, hat sich ja sein Volk immer durch seine Begabung für die göttliche Musica ausgezeichnet. Er wußte noch viel von den Bedrückungen zu erzählen, denen die Juden in seiner Jugend ausgesetzt gewesen waren, wo man sie geradezu dem lieben Vieh gleich achtete, z. B. auf Reisen denselben Zoll von ihnen forderte, wie von Ochsen, und wo sie Abends in ein besonderes Judenviertel eingesperrt wurden. Das hat sich in neuerer Zeit freilich geändert. Nur in Rom habe ich noch den Gebrauch des Judenviertels angetroffen. Dort konnten die Juden die Erlaubniß zum Weiterleben in ihrem Ghetto auch immer nur auf ein Jahr erhalten und zwar wurde

ihnen dieselbe, nachdem sie ein Opfer in „Baar" gebracht hatten, mit einem Tritt in den Allerwertheften ertheilt, den ihr Unterhändler sich auf dem Capitol vom ersten Senator abholen mußte. Nun hat sich die Merkwürdigkeit herausgestellt, daß die Juden zur Zeit, da sie so verachtet und unterdrückt waren, fast nie von ihrem alten Glauben abwichen, während ihnen das heutigen Tages, wo man des Glaubens wegen keinen großen Unterschied zu machen pflegt, viel leichter zu sein scheint.

Von Frankfurt reiste ich ohne den geringsten Aufenthalt bis Leipzig. Es war dazumal aber so entsetzlich heiß, daß ich es nur selten im Innern der stark besetzten Postkutsche aushalten konnte, sondern mich mit Bewilligung des mitleidigen Kondukteurs aufs Dach der Diligence setzte, wo das Gepäck untergebracht worden war. Meinem Beispiel folgte ein flegelhafter Handlungsbeflissener, der sich dort oben so erschrecklich räkelte, daß er den Hut einer jungen Schweizer Französin, die als Gouvernante nach Polen reiste, verknitterte. Als nun diese niedliche Person den Schaden bemerkte, gerieth sie in tiefe Betrübniß und reichliche Thränen strömten die hübschen Wangen herab. Ich tröstete aus Leibeskräften und half dazu, daß der etwas verbogene Hut wieder in Stand gesetzt wurde, belud mich auch als Ritter mit ihrem Gepäck und geleitete sie in den Gasthof. Nun war sie aber auch so gerührt von meiner Güte, daß sie mir in allem Ernst die Proposition machte, eine Nummer mit ihr zu beziehen. Als ich ihr aber bemerklich machte, daß ich nach der staubigen Reise genöthigt sein würde, sehr gründlich Garderobe zu wechseln, stand sie von dieser Gemeinsamkeit ab und ich habe sie später nie wiedergesehen. Möchte sie in Polen nicht in schlimmere Hände gerathen sein, als in die meinigen; es war schade um das junge, unschuldige Blut. Ich habe von jeher das tiefste Bedauern mit den armen Gouvernanten gehabt, die früh aus den schützenden Mutterarmen getrieben, um des täglichen Brodes willen in fremde Häuser

verpflanzt, allen Versuchungen der bösen Welt unter den schwierigsten Verhältnissen ausgesetzt sind.

Von Leipzig hatte ich nur einen Katzensprung nach Dresden, und ich säumte nicht, ihn zu machen, hielt mich auch in Dresden bei Tante Lilla nur eine Nacht auf, von dieser gütigen Schwester meiner Mutter und ihrer einzigen Tochter, der Busenfreundin meiner Braut, aufs Liebevollste aufgenommen, und eilte dann weiter, denn ich wußte mich in Bautzen mit Ungeduld erwartet. Auf dem halben Wege zwischen Dresden und Bautzen liegt ein einsamer Gasthof, „Der dürre Fuchs" genannt, wo die Fuhrwerke gewöhnlich rasten. Als ich ausstieg, um meine Glieder ein wenig zu recken, stand meine Sally am Wagenschlage und lag mir ganz unerwartet am Herzen. So schöne Augenblicke erlebt man wohl nicht oft. Sie hatte vom alten Vater die Erlaubniß erhalten, mir diese Ueberraschung zu bereiten und er hatte seinen Wagen und seine mecklenburger Braunen nebst dem Kutscher Stahr gern hergeliehen, um mir einen recht noblen Triumpheinzug zu bereiten. Sally hatte im „Dürren Fuchs" bereits in einer Weinlaube ein Frühstück bereitet und sah mir lange forschend in die Augen. Sie schien doch einige Zweifel bei meinen Berichten über eine gewisse Clementina gehegt zu haben. Da ich aber, Gott sei Dank, den Forschungsblick ruhig ertragen konnte, so erklärte sie sich ganz befriedigt. Und ich? Ob ich befriedigt war? Gewiß! Hielt ich doch in den Armen und am Herzen, wonach ich mich zwei Jahre lang in der Fremde gesehnt hatte.

Unmöglich kann ich das Glück der nächsten vierzehn Tage schildern, die nun bis zu unserer Trauung wie ein lieblicher Traum hinschwanden. Wir standen früh auf und machten weite Spaziergänge in der Umgebung der Stadt Bautzen, packten dann den Hausrath ein, welchen sich Sally in meiner Abwesenheit als Aussteuer angeschafft, und hatten uns viel zu erzählen und mündlich die durch die Briefe etwa gelassenen Lücken

auszufüllen. Daß solche Lücken existirten, ist fast unglaublich, wenn man bedenkt, daß wir alle zwei Wochen einen dickleibigen, noch dazu recht eng geschriebenen Brief expedirt hatten. Man hätte denken sollen, daß wir nur Bekanntes zu verhandeln finden würden; aber zwischen Liebenden geht der Stoff des Gesprächs nicht leicht aus, und versiegt der Quell der Mittheilung auch einmal, so weiß doch der stumme Mund recht lebhaftes Interesse zu bereiten, indem er sich auf den Mund des geliebten Gegenstandes drückt, gleichsam als wollte er dort neue Mittheilungen entsiegeln. Langeweile habe ich damals wahrlich nicht empfunden und so kam denn schnell genug der Tag unserer kirchlichen Verbindung heran. Unsere Hochzeit wurde ganz still auf dem Gute Taubenheim gefeiert, welches Familieneigenthum des Zezschwitz'schen Geschlechtes war und von meinem Schwiegervater verwaltet wurde. — Die Dorfkirche war von den Bauern festlich geschmückt worden und da es Herbst war, spielten reife Pielbeeren die Hauptrolle unter wenigen Feldblumen. Der gute Pastor Kretzschmar hatte als Text die Geschichte der Ruth und ihrer Schwiegermutter erwählt, welche Beide offenbar Frauenzimmer waren, was mir nicht recht passend schien, denn ich fühlte mich durchaus nicht weiblich angelegt; aber wie ich in Zukunft mehrfach erfahren habe, ist die Erzählung von der Ruth sehr oft das Thema zu Traureden, ein Zeichen, daß die Bibel über das Kapitel „Heirathen" nicht gerade viel sagt. Nun, die Ceremonie der Trauung wurde von uns glücklich überstanden, wir waren Mann und Frau und zerbrachen uns nicht die Köpfe, wer von uns die Ruth und wer die Naemi vorstellen sollte, und ich müßte eigentlich hier meine Berichte schließen; da ich aber kein Buch schreibe, sondern nur Erinnerungen für meine Kinder aufzeichne, will ich immerhin in diesen Aufzeichnungen noch fortfahren, obschon mir der Stoff nicht mehr so überwältigend zuströmen wird; denn die Erinnerungen aus der Knospenzeit des Lebens sind ja

bekanntlich immer die lebendigsten und die Geschichte der Jugend ist in jeder Biographie der interessanteste Theil. Ich ersuche darum meinen Leser, mir auch in den langweiligeren Abschnitt meiner Lebensgeschichte zu folgen. Freude und Schmerz — ja recht tiefschneidenden Schmerz — habe ich auch in ihm durchlebt und will versuchen, Beides wenigstens in breiten Strichen zu skizziren.

Als Jungverheiratheten lag uns nun ob, die Verwandten meiner jungen Frau zu besuchen, was wir unverzüglich in Angriff nahmen, da der Zeitpunkt unserer Reise in meine nordische Heimath ziemlich nahegerückt war. Vor Allem begaben wir uns nach Königshain, einem Majorat, welches einem Onkel meiner Frau, dem kindlich frommen Carl v. Heynitz, gehörte und wo wir einige Tage in schöner Gemeinschaft verlebten. Heynitz war meiner Frau doppelt verwandt, denn er war der Bruder ihrer seligen Mutter und gleichzeitig mit einer Schwester ihres Vaters verheirathet. Auch die beiden anderen Onkel, Ernst und August v. Heynitz, wurden besucht. Beide waren damals Wittwer und haben später ihre Frauen aus Estland geholt, wo man stets gutes Material zum Heirathen findet, wie ich aus eigener Erfahrung bestätigen kann. Mein Schwiegervater war in der Zeit meines Römischen Aufenthalts auch Wittwer geworden und hätte, da er noch mehrere unerzogene Kinder hatte, meine Sally, die ich ihm entführte und die bisher seinem Haushalt vorgestanden hatte, schwer entbehren können; aber Sally wußte Rath zu schaffen. Sie überredete den Vater, sich nochmals zu verheirathen und suchte ihm selbst eine Frau aus, die auch dem Vater ansprach. Ihre Wahl fiel auf ein Mitglied der Herrnhuter-Gemeinde, ein Fräulein Amalie v. Gersdorff, und der Erfolg bewies, daß sie gut gewählt hatte. Mein Schwiegervater war schon drei Mal verheirathet gewesen und hatte Kinder aus jeder Ehe. Seine beiden ersten Frauen waren zwei Schwestern v. Heynitz. Aus

erster Ehe stammte meine Frau, aus der zweiten ein Sohn, Namens Benno, und von der dritten Frau, einer geborenen v. Polenz, hatte er zwei Söhne, Konstantin und Gerhard, und eine Tochter, Rike genannt, die später an einen schwedischen Professor Gaspari verheirathet wurde. Aus der vierten Ehe stammten noch zwei Kinder, die aber, noch sehr jung, am Scharlachfieber starben. Nachdem wir nun unsere Verwandten besucht und eingepackt hatten, was mitgenommen werden sollte und was wohl ziemlich viel war, denn außer einer großen Kiste, die wir der Spedition übergaben, führten wir noch über zehn Centner Gepäck mit uns, das wir, so unbegreiflich mir das jetzt scheint, auf einem Hauderer unterbrachten, den ich bis Lübeck miethete, und dieser Unmensch schien der Ansicht zu sein, daß diese Last für seine beiden Pferde noch zu gering sei, denn er nahm unterwegs noch eine sehr dicke Frau mit, die zum Sitzen wohl zwei Stühle nöthig gehabt hätte. Da mir diese Gesellschafterin auf meiner Hochzeitsreise im Wagen doch etwas unbequem geworden wäre und ich auch denselben ganz zu meinem Gebrauch gemiethet hatte, war ich so grausam, sie nicht ins Innere meines Heiligthums aufzunehmen, sondern gönnte ihr den Platz auf dem Bock, den ich als Junggeselle auf meinen Reisen vorzugsweise geliebt hatte. Jetzt bot mir die Natur im Innern des Fuhrwerks ungleich Anziehenderes, als die kahlen Gegenden da draußen. Der Kutscher mag aber seine Gefälligkeit gegen die Dicke sehr bereut haben, denn sie quetschte ihn arg zusammen, daß er wie eine im Herbarium gepreßte Blume in Berlin ankam, wo er seine Presse los wurde. Heutzutage würde es wohl Niemandem einfallen, eine so weite Reise in dieser Art zu unternehmen, da ja Deutschland kreuz und quer von Eisenbahnen durchzogen ist, denn selbstverständlich ging es langsam; ich versichere aber Jedermann, der es hören will, er mag es glauben oder nicht, daß mir damals diese Art zu reisen sehr wohlgefiel und daß ich mit dem Dampfroß schwerlich

genußreicher gefahren wäre. In Berlin hielten wir uns ein paar Tage auf. Wir hatten einige Besuche zu machen und Sally wollte doch auch etwas von der Stadt sehen, namentlich die Kunstsammlungen. Freilich konnte man es damals noch nicht ahnen, daß Berlin einmal die Hauptstadt des deutschen Reiches werden würde und daß ich das noch erleben sollte. In Lübeck wehte mich schon etwas wie Heimathsluft an, denn diese Stadt hat in ihrer Bauart viel Aehnlichkeit mit Reval, welches ja auch von Lübeck aus kolonisirt worden ist. Hier bestiegen wir nun einen Dampfer, der uns nach Petersburg bringen sollte und es auch nach einer stürmischen Ueberfahrt that. Meine Frau, die unterwegs sehr durch die Seekrankheit gelitten hatte, kam recht angegriffen und krank an und das Erste, was sie in ihrem neuen Vaterlande zu sehen bekam, war nicht derart, ihr die neue Heimath zu rekommandiren. Ein Schwarm von Zöllnern und Sündern stürzte aufs Verdeck, wie Wanzen in ein Bett, auf das sich gerade ein Müder geworfen hat, und gingen sehr unzart mit unserem Gepäck um; bei seinem Gewichte von zehn Centnern war das keine Kleinigkeit. Es ergab sich, daß dem Zollamt von Deutschland aus avisirt worden war, es würde Contrebande mit diesem Schiffe eingeführt. Daher hielten die Zöllner es für geboten, gegen alle Passagiere eine sehr strenge Visitation zu üben; es mußten eben die Unschuldigen mit den Uebelthätern leiden. Als zu den letzteren zählend, dokumentirte sich eine französische Putzmacherin, welche höflich in ein Seitenkabinet gebeten wurde, aus dem sie sehr erbost und roth nach einer halben Stunde wieder zum Vorschein kam, während das corpus delicti triumphirend hinter ihr hergetragen wurde in Gestalt von vielen hundert Ellen Brüsseler Spitzen, welche die neugierigen und zudringlichen Zöllner dem unglücklichen Schlachtopfer von den Beinen abgewickelt hatten. Schon unterwegs hatte sich diese Gallierin der Reisegesellschaft des Schiffes sehr unangenehm gemacht,

indem sie, bei sehr hochgradiger Seekrankheit, immer gegen den Wind Fische füttern wollte, was statt dessen einen sehr fatalen Sprühregen über das ganze Verdeck zu Wege brachte. Auf Contrebande konnte man bei mir nicht Jagd machen, da ich eine specificirte Liste der Aussteuer meiner Frau per Post vorausgeschickt hatte; aber es mußte doch unser Gepäck mit dieser Liste verglichen werden, was viel Zeit erforderte, und endlich berechnete man mir die Zollgebühren mit einigen tausend Rubeln, welche mir jedoch schließlich erlassen wurden, da ich gute Connexionen besaß, namentlich den Finanzminister Kankrin, der ja doch im Zollfach eine entscheidende Stimme hatte. Während ich so mehrere Tage herumlaufen und antichambriren mußte, um unsere Aussteuer aus den Klauen der Douane zu retten, hatte meine Frau bei meinem alten Gönner, dem Akademiker Parrot, gastliche Aufnahme gefunden, was mir besonders werthvoll war, denn durch die Seereise war ihre zarte Gesundheit sehr angegriffen und das Leben in einem der Wirthshäuser, welche damals in Petersburg sich nicht des besten Rufes erfreuten, wäre uns sehr unbequem gewesen, während meine Frau in der liebenswürdigen Parrot'schen Familie die freundlichste Pflege und Gesellschaft fand, solange meine Gänge mich fernhielten. Nachdem nun unsere Effekten uns vom Zoll überliefert worden waren, galt es, eine Reisegelegenheit nach Reval aufzutreiben, wohin es mich stark zu meiner Mutter und meinen Geschwistern zog. Eisenbahnen gab es damals noch nicht, auch war die Seefahrt bei der vorgerückten Jahreszeit nicht zu rekommandiren, da wir ohnehin schon auf der Ueberfahrt von Lübeck sehr gelitten hatten; so miethete ich denn einen Revalschen Fuhrmann, der uns in seinem Planwagen binnen drei Tagen nach Reval zu bringen versprach. Alle Koffer wurden ohne Noth in diesem beweglichen Zelte untergebracht, wir streckten uns bequem auf einer schnell angeschafften Matratze aus und vorwärts ging es. Meine Frau war allerdings früher in solchem

komischen Vehikel nicht transportirt worden, aber wir machten bonne mine au mauvais jeu und trösteten uns mit dem Gedanken, daß drei Tage ja keine Ewigkeit repräsentirten und daß es schlimmer gewesen wäre, wenn die drei Tage hinter und nicht vor der Ewigkeit ihren Platz gefunden hätten. Die erste Nacht brachten wir in einem elenden Kruge unter der ewigen Lampe eines russischen Heiligenbildes zu, auf unserer mitgeführten Matratze liegend; geschlafen haben wir da wenig, denn die Luft in dem Kabak war so dick, daß man fast ein Beil hätte hineinhängen können. Die zweite Nacht schliefen wir in Narva, wo wir in einem deutschen Wirthshause menschenwürdige Betten und erträgliche Verpflegung fanden und dann quälten wir uns in unserer Schwermuthshöhle weiter bis zur Station Hohenkreuz, wo wir die Sache satt hatten und uns entschlossen, unser Gepäck mit dem Fuhrmann nach Reval vorauszuschicken und uns selbst der Extrapost anzuvertrauen. Wir gingen so einer abermaligen nächtlichen Krugspartie aus dem Wege und hatten noch die Annehmlichkeit, meine Verwandten auf dem Lande besuchen zu können, denn mein Schwager Gerhard v. Kügelgen hatte das Stiftsgut Finn in Bewirthschaftung. Da wurden wir denn freudig empfangen und meine Frau konnte den einzigen Jugendbekannten, den sie in Rußland hatte, begrüßen. Er war ja der witzige Dicke, der in den „Erinnerungen eines alten Mannes" eine Rolle spielt und der, wie man dort nachlesen kann, gegen einen geliehenen Farbenkasten die Pflicht übernahm, Sally Zezschwitz zu heirathen, wovor dem älteren Bruder zu meinem Glück gegraut hatte. Auch Gerhard war seiner übernommenen Verpflichtung nicht nachgekommen, indessen das trugen wir ihm nicht nach. Er brachte uns mit seiner Equipage auch nach Kurküll, wo ich einen großen Theil meiner Jugend in sehr glücklichen Verhältnissen verbracht hatte. Damals wohnte dort meine Tante Radingh mit ihrer Tochter Lilly und ihren drei Pflegetöchtern, den hinterbliebenen Kindern

des Bruders meiner Mutter, Heinrich Zöge. Wer konnte es damals ahnen, daß die mittlere dieser Pflegetöchter dereinst die Stellvertreterin meiner Sally werden sollte! Die gute Tante stellte mir eine kleine Reisekalesche zur Verfügung, in der wir dann mit Postpferden die letzte Strecke unserer beschwerlichen Reise verhältnißmäßig bequem zurücklegen konnten. So kamen wir denn wohlbehalten in Friedheim, auf der Besitzung meiner Mutter, an, die uns mit offenen Armen empfing und meine Frau liebevoll ans Herz schloß. Aber der Anblick meiner lieben Mutter erschütterte mich tief, so abgezehrt und elend sah sie aus. Der Tod meines Vaters hatte ihr eine Wunde im Herzen hinterlassen, von der sie sich nie wieder erholen sollte. Ein neuer Schmerz stand ihr bevor, denn gleich nach meiner Ankunft im Elternhause erkrankte mein Schwager H. Krause, der sich in meiner Abwesenheit mit Schwester Sonny verheirathet hatte und in Reval als geachteter und viel gebrauchter Arzt etablirt war, am Typhus und starb, während seine junge Frau in den Wochen lag. Mein Bruder Carlo, ich und einige Freunde hatten ihn nach Kräften gepflegt, ja, meine gute Mutter hatte sogar um Erhaltung des uns so theueren Lebens gebetet, ohne daß es gelungen wäre, den Rathschluß Gottes zu ändern. Meine Schwester blieb mit ihrem neugeborenen Sohne vis-à-vis de rien. Gott hatte anscheinend das Gebet meiner Mutter nicht erhört, indessen hatte Er die Verlassenen, um deren willen meine Mutter gebetet hatte, nicht vergessen, sondern sein Segen ruhte sichtlich auf ihnen und heute ist der Sohn meiner Schwester, den ich zur Taufe hielt, das wohlhabendste Mitglied der Familie. Diese nachträgliche Gebetserhörung sah freilich meine Mutter nicht mehr. Sie nahm sich die anscheinende Abweisung ihres Gottes tief zu Herzen und ich bin überzeugt, daß sie viel zur Beschleunigung ihres Krankheitsprozesses beitrug. Sie konnte bald nach der Beerdigung ihres Schwiegersohnes das Bett nicht mehr verlassen und wurde

uns noch im Verlaufe desselben Winters durch den Tod entrissen. Sie starb bei vollem Bewußtsein, umgeben von ihren Kindern, die sie alle einzeln segnete. Jetzt erst fühlte ich recht, welch ein Glück mir Gott in meiner Sally geschenkt hatte, deren Zuspruch mich tröstete und die mir den Verlust der Mutter nach Kräften zu ersetzen strebte.

Da wir Geschwister alle beisammen waren, ließ sich auch die Erbschaftsangelegenheit leicht reguliren. Das Erbtheil jedes Kindes war freilich nur klein und wurde bei mir noch zum größten Theil durch das Grundstück verschlungen, welches die anderen Geschwister mir überließen; verkaufen wollten wir das Haus nicht gern, wo unsere Eltern die letzten Jahre ihres Lebens glücklich gewesen waren, und von Nutzen konnte die Wohnung in der Stadt nur mir sein, da ich als Künstler doch an ein städtisches Leben gewiesen war; meine erwachsenen Geschwister hielten sich aber sämmtlich auf dem Lande auf, denn auch mein Bruder Carlo, der eben das Abiturienten-Examen der Domschule absolvirt hatte, weihte sich der Landwirthschaft und fühlte keinen Beruf zur Universität. Ich war eben erst 25 Jahre alt geworden und war nun nicht allein im Besitz einer liebenswürdigen, hochgebildeten und hübschen Frau, sondern konnte auch ein schönes Stückchen Erde mein Eigen nennen, wohnte im eigenen Hause, welches allerdings für meine Bedürfnisse mehr wie hinreichenden Raum bot und hatte auch für den Anfang Arbeit, denn ein großes Bild, welches mein Vater im Auftrage des Kaisers begonnen hatte, war mir durch den Finanzminister Grafen Kankrin zur Vollendung anvertraut worden; ich setzte mich also mit frischem Muthe in dem Atelier meines seligen Vaters an seine Staffelei und war, soweit mein eben erlittener Verlust es gestattete, ein glücklicher Mann. Was ich so früh, und wahrlich leicht erworben, besaß, war meinem seligen Vater erst wenige Jahre vor seinem Tode zu Theil geworden. Aber mit meiner Nachkommenschaft sah es traurig

aus. Schon mehrere Male hatte meine Frau Hoffnung gehabt, aber immer war sie trügerisch gewesen, so daß wir uns entschlossen, einen Doktor zu Rathe zu ziehen; der verordnete die größtmöglichste Ruhe; meine Frau mußte fortwährend liegen, durfte keine warmen Speisen genießen, Kaffee und alle erhitzenden Getränke waren ihr verboten. Das war freilich langweilig, aber erwies sich doch als probat, denn zwei Jahre nach unserer Hochzeit schenkte mir meine Frau meinen Erstgeborenen, der ein wohlgebildetes und hübsches Kind war. Da gab es große Freude im Hause und besonders stolz war der alte Doktor Fick, der sich wie ein Hahn brüstete, als hätte er selbst Vaterfreuden erlebt. Im Winter mußte ich nun meine kleine Familie verlassen und in Petersburg mein Glück suchen. Ich hatte außer dem oben erwähnten großen Bilde noch einen Cyclus kleinerer Bilder gemalt, mit denen ich in der Residenz auftrat. Das große Bild, welches bestellt war, wurde auch empfangen und gut bezahlt, aber sonst hatte ich nichts ausrichten können. Der März-Monat rückte heran, ich sehnte mich nach Hause zu Weib und Kind und mein alter Freund Parrot, bei dem ich wohnte, überredete mich, nur getrost heim zu reisen, ich sollte ihm nur zwei Schweizer Landschaften, die ihm gefielen, da lassen, er wolle versuchen, ob er damit etwas für mich ausrichten könne. So reiste ich denn getrost ab und hatte unterwegs noch das Glück, nicht zu ertrinken, denn ich mußte über einen Fluß setzen, auf dem der Eisgang begonnen hatte; so mußte ich halb zu Boot und halb zu Fuß den Uebergang wagen, der denn auch gelang, obschon mir das Wasser bis über die Knie ging. Auf der anderen Seite des Flusses fand ich dann Postpferde, die mich ohne Verzug weiter brachten und erst in Reval dachte ich daran, mein nasses Zeug mit trockenem zu vertauschen. Diese nasse Reise hat mir auch keinen Schaden gebracht; in der Jugend verträgt man Mancherlei, was im Alter nicht anzurathen wäre. Als nun der Frühling anbrach,

machte ich mit Frau und Kind eine Reise zu meinen Geschwistern aufs Land und erhielt da ein Schreiben vom Fürsten Wolchonsky, der mich benachrichtigte, der Herr Akademiker Parrot habe dem Kaiser zwei Schweizerlandschaften vorgestellt, der Kaiser habe sie behalten und erkundige sich nach ihrem Preise, habe mir auch 3000 Rbl. Bco. auf zwei Jahre ausgesetzt, mit dem Auftrage, mich nach München zu begeben und mein Talent durch Copien nach alten Meistern zu vervollkommnen. Das war eine unerwartete Freude! Ich hatte die beiden Bilder wohl ohne weitere Hoffnung in den Händen meines alten Freundes gelassen und war ihm unendlich dankbar für seine uneigennützige Mühwaltung. Andere Menschen benutzen ihren Einfluß immer zum eigenen Vortheil, anders mein alter Freund Parrot, der nie für sich selbst bat, sondern stets im Interesse Anderer hilfreich war.

Besonders werthvoll war mir der ehrenvolle Auftrag wegen meiner Frau, der doch die nordische Breite, in die sie verschlagen worden war, an der Gesundheit zehrte. Auch sehnte sie sich nach den Ihrigen, denen ich ja auch beim Abschied hatte versprechen müssen, ihnen die Tochter wieder einmal zuzuführen. Ein übler Umstand war freilich dabei: Sally ging wieder neuen Mutterfreuden entgegen, der Vater versprach aber für ein geeignetes Lokal zum Wochenbett zu sorgen. Mein Haus drohte mir auch ein Klotz am Bein zu sein, jedoch dagegen gab es Mittel. Es hatten sich Käufer genug gemeldet, aber ich zog es vor, das Grundstück, welches so viele Erinnerungen an meine lieben, seligen Eltern barg, nicht in fremde Hände kommen zu lassen, verschmähte auch einen Vortheil, der mir beim Verkauf an Fremde erwachsen wäre und übertrug es zum Preise, wie meine Geschwister es mir abgetreten hatten, dem Bruder meiner Mutter, Carl Zöge, der einer langwierigen Krankheit wegen von seinem Gute Harm in die Stadt ziehen mußte, welcher sein ältester Sohn später auch erlag.

Aber auch meine Möbel und viele Sachen, die ich nicht nach Deutschland mitnehmen wollte, mußte ich los werden, weil ich nun kein Gelaß mehr für dieselben hatte. Ich veranstaltete daher eine große Auktion und mein ganzer Haushalt verwandelte sich in Rubel und Kopeken. Fort mit Schaden! wie die Juden sagen. Es hatte sich für mich in Reval in der kurzen Zeit meines Aufenthalts daselbst Vielerlei geändert, was mir das Leben dort weniger lieblich erscheinen ließ, und der Tod hatte manche nie zu füllende Lücke unter meinen nächsten Angehörigen gerissen. Meine Mutter war todt, mein Schwager Krause, auf dessen Umgang ich besonders gerechnet hatte, war auch gestorben und meine Schwester Sonny war nach Ottenküll zu der älteren Schwester gezogen. Darauf erkrankte mein Bruder Carlo am Typhus und starb auch. Er war auf dem Lande in der Oekonomie beschäftigt. Seit seiner frühesten Jugend trug er eine treue Liebe zu seiner Cousine Lilly Radingh im Herzen, die ursprünglich von der Mutter des jungen Mädchens nicht begünstigt wurde. Als aber die Tochter lebensgefährlich erkrankte und sich nach dem Kindheitsgespielen sehnte, da erhielt Carlo die Erlaubniß, sich an der Krankenpflege zu betheiligen, was er getreulich that. Aber Gesundheit und Leben konnte er seiner Geliebten nicht erhalten; sie starb unter seinen Gebeten. Die Gemüthsbewegung verbunden mit körperlicher Anstrengung mögen ihm dann wohl die böse Krankheit zugezogen haben, an der auch er sterben mußte: So hatte ich eine Menge der nächsten Verwandten in einer kurzen Spanne Zeit verloren und es kam mir sehr gelegen, meinen Aufenthalt wechseln zu können. In solchen Fällen thun ja Luft- und Coulissenveränderung wohl. Doch muß ich gestehen, daß es mir etwas wehmüthig war, das liebliche Friedheim zu verlassen und von ihm Abschied zu nehmen, an dem so viele Erinnerungen hafteten. Im Geist sah ich meinen Vater da im Garten unter seinen Lieblingsblumen, den Tulpen, sich bewegen, die eine Hand auf dem Rücken, die

andere in der Brusttasche, was so seine gewöhnliche Stellung war, wenn er sich einer beschaulichen Stimmung hingab. Und da im Mittelweg des Gartens stand bei der Aepfel-Ernte der große Korb mit Aepfeln, die ganze Familie mit dem Einsammeln der schönen Früchte beschäftigt, nur die beiden jüngsten Mitglieder, Nanny und Hermann, vor dem gefüllten Korbe: der kleine Junge offenbar mit dem Bestreben, sich einige Aepfel herauszulangen, die kleine Schwester, die wohl von der Mutter als Schildwache ausgestellt sein mochte, suchte dieses Gelüst abzuwehren, indem sie sich mit ausgebreitetem Kleidchen vor den Bruder hinstellte und ihm eindringlichst zurief: „Hermann, Du sollst nicht ehebrechen wider Deinen Nächsten!" Sie war auf ihrem Bildungswege damals bis zu den zehn Geboten gekommen und die hatten sich noch nicht geklärt in ihrem Gehirn. Da seitwärts war die Syringen-Laube, in der ich mir als Jüngling ein trautes Plätzchen zurechtgemacht hatte und wo ich mir zur Begleitung der Guitarre allerlei sentimentale Lieder heimlich vorzusingen pflegte; und überall im Garten, sei es bei den Obstbäumen, sei es auf den Gemüsebeeten, sah ich die zierliche Gestalt meiner Mutter, wie sie das Alles pflegte und gedeihen ließ. Ich hatte mit dem Obst in den zwei Jahren, die ich im Garten regierte, Unglück gehabt; die Raupen hatten jegliche Obsternte verhindert. — Nun, die Rückerinnerungen halfen weiter nicht, es mußte geschieden sein. Der Gedanke, das Höfchen in der Familie belassen zu haben, tröstete mich, erwies sich aber als Thorheit, denn mein Onkel verkaufte doch den schönen Besitz nach einigen Jahren und den Vortheil, welchen er dabei wahrte, hätte ich so gut brauchen können, wie er. Mit solchen sentimentalen Ideen habe ich mir im Leben nicht selten geschadet.

Wir bestiegen nun zu Dreien ein Dampfboot, welches uns nach Helsingfors überführte. Ich hatte diesen Weg gewählt, weil die Seereise mehrere Male unterbrochen wurde und man

wieder festen Boden unter den Füßen fühlen konnte, denn die frühere Ueberfahrt von Lübeck nach Petersburg hatte mir gezeigt, daß meine Frau sehr durch die Seekrankheit zu leiden hatte. Von Helsingfors ging es nach Abo, dann durch die Scheeren und an den Alands-Inseln vorbei nach Stockholm. Auf dieser Tour wurde mein lieber kleiner Sohn Harry, welcher noch kein Jahr alt war, sehr seekrank, die Mutter war es nicht weniger, also Beide der Pflege bedürftig, und die auf dem Schiffe üblichen Gesetze hinderten mich, in der Nacht bei ihnen zu sein. Nun traf es sich aber, daß meine Frau die einzige Dame in der Frauen-Cajüte war, ich petitionirte also beim Kapitän, ob ich mich nicht in die dem schönen Geschlecht geweihten Räume einschmuggeln dürfe und der verwies mich an die Kammerzofe, welche sich zur Bedienung der reisenden Damen auf dem Schiffe befand. Diese keusche Seele aber empfand mächtige Scrupel, einen Mann nächtlicher Weile mit sich dieselbe Luft athmen zu lassen, wurde aber doch besänftigt durch das Opfer eines holländischen Dukatens und das schließlich ihr gegebene feierliche Versprechen, meine Hosen nicht auszuziehen, welche übernommene Verpflichtung denn auch von mir ehrlich eingehalten wurde. In Stockholm lagen wir ruhig mehrere Tage in einem hübschen Privatquartier, das ich billig gemiethet hatte; Frau und Kind bedurften der Erholung. Zum Glück hatten wir wunderschönes Wetter, die Hitze war fast drückend und hinderlich bei den Excursionen, die wir machten, um die schönen Umgebungen der schwedischen Hauptstadt kennen zu lernen. Da wir unser Kind nicht verlassen konnten und keine Magd mitgenommen hatten, mußte ich mich schon selbst mit dem kleinen Jungen beladen und habe bei dieser Gelegenheit den Schluß ziehen können, daß das Amt einer Kinderwärterin auch seine Schwierigkeiten haben kann. Aber wem Gott ein Amt giebt, dem giebt Er auch Verstand. Dieses alte Sprüchwort bewährte sich ebenfalls an mir; ich war eine ganz passable

Kinderfrau und habe dabei doch noch einige Skizzen nach der Natur gezeichnet, die mir, so oft ich sie beschaue, nicht nur Stockholm, sondern die ganze damalige Situation vergegenwärtigen. Von Stockholm konnte ich zwei Wege einschlagen: der eine ging direkt nach Lübeck, der andere, der gewiß von jedem Junggesellen gewählt worden wäre, über den Götakanal nach Kopenhagen, am berühmten Tralhetta-Wasserfall vorbei. Ich entschied mich für den ersteren, weil er Zeit ersparte und größere Schiffsbequemlichkeit in Aussicht stellte. Meine Frau hatte alle Ursache zu eilen, wie ja auch der Erfolg bewies. Bei unserer Ankunft in Lübeck erwies es sich, daß der arme kleine Junge, der an die Schiffskost nicht gewöhnt war, ärztlicher Hilfe bedurfte; sein Magen war gründlich verdorben; aber der Doktor Heiland machte seinem Namen alle Ehre und verhalf ihm schon nach wenigen Tagen wieder zur Gesundheit, so daß wir unsere Reise fortsetzen konnten. Für etwa neugierige Mütter diene zur Nachricht, daß der hilfreiche Doktor diese Kur hauptsächlich durch kräftige Hammelbouillon bewirkte, was mir damals sehr merkwürdig vorkam. In Lübeck entschlossen wir uns denn doch, eine Magd anzunehmen und ein junges Mädchen wurde willig gemacht, uns nach Sachsen zu begleiten. Der Aufzug, in welchem wir Lübeck verließen, war drollig genug und könnte heutzutage in Deutschland schwerlich aufgetrieben werden. Es war ein zweirädriges, verdecktes Wägelchen, von nur einem Pferde gezogen, und doch war nicht nur unser sämmtliches Reisegepäck darin untergebracht, sondern auch wir selbst. Der arme Gaul mußte mich, meine Frau, unser Kind, die Magd und den Fuhrmann schleppen. Man könnte denken, das grenze schon an Thierquälerei, aber der Thierschutzverein existirte damals noch nicht und Niemand wunderte sich über diese allerdings nicht hastige, aber recht angenehme Art zu reisen. Daß ich den Eindruck eines reisenden Bänkelsängers machte, kümmerte mich wenig, denn Niemand kannte mich ja, und meine

gute Frau brummte auch nicht; ihr war diese Fahrt jedenfalls lieber und bequemer, als die vorangegangene Seereise. So behielt ich den Lübecker Fuhrmann bis Braunschweig, wo ich eine bequeme Retourkutsche fand, in welcher ich in den Harz nach Ballenstedt fuhr, wo uns mein Vetter Wilhelm v. Kügelgen einen freudigen Empfang bereitete. Bei diesem liebenswürdigen Verwandten und seiner sehr sympathischen Familie blieben wir acht Tage und immer noch denke ich mit Entzücken an diese schöne Zeit. Wir machten gemeinsame Spaziergänge ins Gebirge, theils zu Zweien mit meinem Vetter, theils mit unseren Frauen und den Kindern. Wilhelm K. hatte damals zwei allerliebste Töchterchen, Bertha und Anna, die ich schon von Hermsdorff her kannte, auch seine Söhne waren markige, prächtige Jungen. Der älteste, Gerhard mit Namen, ist später 1866 bei Skalitz als preußischer Hauptmann beim Sturm auf eine österreichische Batterie gefallen, die beiden jüngeren, Adolph und Benno, leben noch, der eine als Pastor, der andere in einer guten Staatscarriere. Die älteste Tochter Bertha starb später an der Schwindsucht und die jüngste, Elisabeth, die den Eltern nach der Zeit, von der ich hier rede, geboren wurde, hatte das Unglück, beim Ablegen des Ballkleides (sie war eben von einem Hofball zurückgekehrt) von der Flamme der Kerze, an welcher sie ihre Toilette machte, erfaßt zu werden und dabei so arge Brandwunden zu bekommen, daß sie daran sterben mußte. Der Tod dieser beiden geliebten Kinder war dem Vater so zu Herzen gegangen, daß er wohl die Veranlassung zu seinem eigenen Sterben wurde. Die Schwester meines lieben Vetters, die Busenfreundin meiner Frau, Adelheid Kügelgen, war in der Zeit unserer Abwesenheit mit dem jüngsten Sohn des Krummacher'schen Hauses, Julius, verheirathet worden und lebte bei ihrem Mann, der Pastor in Tecklenburg war. Wir hatten ihr unsere Anwesenheit in Ballenstedt gemeldet und sie, vereint mit den Geschwistern daselbst, aufgefordert, auch dahin

zu kommen, und uns erboten, um ihre Reise zu erleichtern, die Unkosten zu tragen; aber Julius Krummacher war eklich und erlaubte es nicht; so kam es, daß die beiden Freundinnen sich in diesem Leben nicht wiedersahen, denn wir hatten wegen der bevorstehenden Niederkunft meiner Frau nicht mehr die Möglichkeit, zu ihr zu reisen, sondern mußten eilen, um das Haus meiner Schwiegereltern zu erreichen. So brachen wir den schönen Aufenthalt bei den lieben Verwandten ab und kamen glücklich in Bautzen an, wo meine Frau mir ein paar Tage nach unserer Ankunft meinen zweiten Sohn Carlo schenkte, einen starken, wohlgebildeten Jungen. Ich blieb noch einige Wochen bei der Wöchnerin, bis die gefährlichste Zeit mit Taufe und sonstigem Zubehör überstanden war, und begab mich dann allein auf die Reise nach München, meine Frau mit den beiden Kindern beim guten Vater Zezschwitz zurücklassend.

Ich verfügte mich nun sogleich in die Pinakothek, um mir da beim Direktor Dillis die Erlaubniß zum Copiren zu erbitten, wurde aber von diesem alt-bayerischen Grobian sehr schnöde abgewiesen: das Copiren habe ganz aufgehört und dazu sei die Bildergallerie nicht da. Nun ging aber mein Auftrag direkt auf's Copiren alter Gemälde, ich sah mich also genöthigt, meine Zuflucht zum russischen Gesandten zu nehmen, an den ich von Petersburg aus warm empfohlen worden war. Dieser gab mir den Rath, dem Direktor unter der Hand einen gelegentlichen russischen Orden in Aussicht zu stellen, aber damit kam ich erst recht schlecht weg; so blieb dem Gesandten, da er meinetwegen aus Petersburg Instruktionen erhalten hatte, nichts Anderes übrig, als die diplomatische Aktion, und die wirkte. Dillis bekam den Befehl, mir jedes Bild, das ich wünschte, zur Disposition zu stellen und mir gleichzeitig in den halbfertigen Räumen der Pinakothek ein Atelier einzuräumen. Er gehorchte nun wohl, aber zähneknirschend, zum Freunde hatte ich ihn mir nicht gemacht und wo er konnte, chikanirte er mich

gewiß. Ich machte mich nun, da ohnehin mit der Diplomatie viel Zeit verloren gegangen war, unverzüglich an die Arbeit und wurde eines Tages durch einen Bekannten aus Petersburg überrascht, indem unerwartet der Doktor Glehn an meiner Staffelei auftauchte. Dieser hatte sich in seiner Praxis ein genügendes Kapital erworben, um von den Zinsen bequem leben zu können, seinen Doktorhut an den Nagel gehängt und wollte sich nun, trotz seiner vorgerückten Jahre, der Kunst widmen, und zwar zunächst unter meiner Leitung. Ich erlaubte ihm gern in dem mir zugewiesenen Raum ein Plätzchen, auf dem er anfing fleißig zu zeichnen. Aber dies traute Beisammensitzen dauerte nicht lange, denn eines Tages erschien der Direktor Dillis und jagte meinen guten Freund zum Tempel hinaus. Er erklärte mir, ich hätte sehr gegen seinen Willen die Erlaubniß erhalten, aber außer mir dürfe ich Niemand „mit seinem Fuß" in mein Atelier lassen. Dieser Chikane gegenüber ärgerte ich mich schwer, erklärte aber, mich fügen zu wollen. Glehn mußte sich einen anderen Meister suchen, und ich nahm einen großen Bogen weißen Papiers und schrieb darauf recht deutlich, wie folgt: „Kund und zu wissen sei hiermit allen denen, welchen es noth thut zu erfahren, daß mir vom Herrn Direktor v. Dillis aufs Strengste verboten worden ist, irgend Jemanden mit seinem Fuß hereinzulassen. Sollte mir daher einer meiner Freunde etwas mitzutheilen haben, was keinen Aufschub verträgt, so bitte ich ihn, wenn er zu mir kommt, seine Füße draußen zu lassen." Dieses Plakat heftete ich außerhalb an meine Thür. Nun vergingen einige Tage, dann aber erschien der Hausaufseher, so eine Art Dwornik, bei mir und erzählte mit wenig versteckter Freude, der Herr Direktor sei sehr zornig gewesen und habe ihm befohlen, das Papier abzureißen, er habe aber geantwortet, da er es nicht angeschlagen habe, so werde er es auch nicht abnehmen. Ich sagte darauf: wenn der Direktor es gelesen hat, für den ich es schrieb, so ist ja sein Zweck

erfüllt und ich nehme es schon selbst ab, sowie ich es auch selbst anschlug. Nun machte ich mich auf einen harten Strauß mit Dillis gefaßt, aber tout au contrair war er in Zukunft bei jeder Begegnung freundlich wie ein Ohrwurm, weder er noch ich erwähnten des Vorgefallenen, ich konnte von ihm unbehelligt anderthalb Jahre in der Pinakothek arbeiten und bin daselbst wahrscheinlich der letzte Copist gewesen.

So kam denn das schöne Weihnachtsfest heran. Ich hatte in München die Bekanntschaft des alten Schubert gemacht, eines vieljährigen Freundes der Kügelgen'schen Familie, der mich mit großer Zuvorkommenheit ans Herz schloß und mir im Verlauf meines Münchener Aufenthaltes ein wahrer Vater wurde. Er mochte es mir ansehen, wie schwer es mir fiel, am heiligen Abend die Meinigen zu entbehren und lud mich freundlich ein, mit ihm gemeinschaftlich mich des Lichterbaumes zu erfreuen. Kinder, die eigentlich zum Christabend gehören, hatte er freilich nicht, aber er selbst war eine so kindlich treuherzige Seele, daß man die Kleinen kaum vermißte. Ich traf bei ihm auch den Geistlichen der protestantischen Kirche, Emil Wagner, der mir auch ein lieber Freund wurde. Sonst war nur die gute, alte Hausfrau, die treue Begleiterin des alten Gelehrten auf allen seinen Reisen, und eine erwachsene Pflegetochter gegenwärtig, und ich verbrachte den Abend in so guter Gesellschaft sehr genußreich bei einem Glase Punsch, zu welchem wohlschmeckenden Getränk mir auch das Recept mitgetheilt wurde, und so oft es in meinem Hause bereitet und genossen wird, gedenke ich des alten Freundes, in dessen Gesellschaft ich es zum ersten Male genoß. Mit wahrer Dankbarkeit werde ich mich stets des Umganges mit diesem liebenswürdigen alten Manne erinnern. Ein wahrer Genuß war es, ihn Abends, wenn er Feierabend gemacht hatte, auf seinen Spaziergängen in irgend eine hübsch gelegene Bierkneipe zu begleiten, wo der gute Alte sich getrost auf der hölzernen Bank zwischen Bürgern und Soldaten wie

unter Seinesgleichen niederließ und sein Seidel Bier mit Genuß trank, dabei wie ein guter Hausvater stets Altes und Neues aus dem unergründlichen Schatz seines Wissens und Glaubens zum Besten gebend. Wie gut auch mir dann in Gesellschaft des alten, jovialen Herrn mein Bier schmeckte, kann ich nicht genug rühmen.

Gegen den Frühling reiste ich dann wieder nach Sachsen zurück, um meine Familie abzuholen. Ich kam in Bautzen an, fand aber meine Frau nicht bei ihrem Vater. Sie war mit den Kindern auf längere Zeit nach Königshain zu ihrem Onkel Carl Heynitz gefahren. Ich bestellte mir also, ohne mich bei meinem Schwiegervater aufzuhalten, eine Extrapost und kam so unter den schallenden Klängen des Posthorns auf dem alten Majorat an. Wer die Freuden des Wiedersehens kennen lernen will, darf sich vor der Trennung nicht scheuen. So ein Moment des Wiedersehens und Wiederhabens wiegt monatelange Trennungsschmerzen und Entbehrungen auf. Meine Frau war frisch und gesund und die beiden Knaben hatten sich nett entwickelt. Mein Aeltester, Harry, jetzt anderthalb Jahre alt, hatte bereits angefangen, sich auf die Gelehrsamkeit zu verlegen und unter der Leitung seiner Lübecker Wärterin bereits das Fundament aller Bücherweisheit gelegt, d. h. er kannte das ganze Alphabet; in einem beliebigen Buche konnte er jeden ihm genannten Buchstaben sogleich aufsuchen und zeigen. Es wäre mithin ein Leichtes gewesen, ihm das Lesen beizubringen; indeß hielt ich es für geboten, solche wissenschaftlichen Beschäftigungen für die nächste Zeit zu verbieten, denn ich fürchtete gewiß mit Recht, daß diese unnatürliche Frühreife nur ungünstig auf seine Gesundheit wirken könne. Mein kleiner Carlo war ein dicker, stämmiger Junge geworden, verstand aber noch nichts, als an einer unglaublich umfangreichen Brust seiner wendischen Amme Hanka zu saugen. Mit seiner Entwickelung ging es nicht so rasch und sprungweise, wie bei Harry. Wenn ich mich nun

über seine lange anhaltende Stummheit ängstigte, so tröstete mich der alte Freund Schubert und sagte: „Na, warte mal, Du wirst schon sehen, was der einmal für ein Redner werden wird. Was langsam kommt, kommt gut.“ Und so ist es auch gekommen. Das Fleisch hat ja hier auf Erden seine Berechtigung; hat sich das einmal entwickelt, so kommt der Geist in seiner bereits wohlgebauten Hülle auch schon zur Geltung. Es ist immer gut, wenn das Haus, in dem wir wohnen sollen, bequem eingerichtet und sein Bestehen einigermaßen gesichert ist. Carlo ist zu meiner Freude ein sehr tüchtiger und brauchbarer Mensch geworden.

Nachdem ich einigermaßen bei den lieben Verwandten meiner Frau warm geworden war, mußte ich wieder nach München zurück an meine Arbeit, die mich sehr interessirte; aber nun brauchte ich nicht mehr allein zu reisen, sondern wurde von Frau und Kindern begleitet. Wir kauften uns einen alten Wagen von einem Fuhrmann. Es war ein Fensterwagen, der ursprünglich der Großmutter meiner Frau gehört hatte und dann später lange Zeit als Hauderer zwischen Dresden und Bautzen hin- und herperpendikelt hatte, also jedenfalls ein ehrwürdiges Fuhrwerk, aber Altersschwäche war keineswegs daran zu spüren. Ich habe in diesem alten Landauer einige tausend Werst abgefahren, ohne genöthigt gewesen zu sein, die geringste Reparatur daran vorzunehmen; das wird in einer modernen Equipage schwerlich gelingen. In dieser tugendhaften, obgleich etwas unschönen Kalesche machten wir uns nun auf den Weg. Wir reisten über Teplitz und Karlsbad. Diese böhmischen Badeorte waren meiner Frau aus ihrer Mädchenzeit wohlbekannt, da sie dieselben ja ihrer Gesundheit wegen hatte besuchen müssen; sie konnte mich also herumführen und mir die Schönheiten zeigen; überdies reisten wir mit Extrapost, konnten deshalb unterwegs ausruhen wo und wie lange wir wollten. Damals war aber auch das Reisen mit Postpferden das wohlfeilste für eine Familie,

denn mit der Eilpost, auf der man freilich für den Wagen nicht zu sorgen brauchte, zahlte die Person je ein Pferd. Wir waren aber mit der Amme drei erwachsene Menschen und hatten noch zwei Kinder bei uns; auch das bei einer reisenden Familie unumgänglich nothwendige Gepäck hätte auf der Eilpost in Anschlag gebracht werden müssen. Ebenfalls brauchten wir nicht die Nächte durchzufahren, was bei kleinen Kindern immer sehr beschwerlich ist, sondern durften uns jede Nacht in ein gutes Bett legen; reisten also mit großer Bequemlichkeit. So brachte ich denn meine Familie wohlbehalten und gesund nach München, wo wir uns unverzüglich einrichteten. Wir fanden eine kleine, aber sehr nett möblirte Wohnung ganz in der Nähe meines lieben Schubert. Das war gewiß ein Vorzug, aber auch das war mir lieb, daß ich das ganze Haus bewohnte, welches isolirt auf dem Hofe eines größeren stand und ganz den Eindruck machte, als sei es zum Puppenspielen für kleine Mädchen erbaut worden. Als nun der Sommer mit seiner Hitze kam, brachte ich meine Familie ins Gebirge nach Schliersee. Ich selbst eilte freilich zurück in die Pinakothek, hatte aber doch das freudige Bewußtsein, daß meine Frau mit ihren Jungen gute Luft athmeten; auch durfte ich sie ja mehrere Male besuchen. Ein Fuhrmann hatte sich nämlich ein kleines Gütchen in der Nähe Münchens gekauft und fühlte das Bedürfniß, eine Abbildung des Wohnhauses in seinem Stadtquartier aufzuhängen. Dieses Bild nun fertigte ich ihm an und er stellte mir als Honorar ein kleines Wägelchen mit einem Pferde zur Verfügung, worin ich mich manchmal selbst kutschirend zu meiner Familie verfügen konnte. Ich fuhr dann Sonnabends hinauf ins Gebirge und kehrte am Montag wieder zurück. In dieser Zeit kam auch Kaiser Nikolai nach München, um den Prinzen Leuchtenberg zum Schwiegersohn zu gewinnen. Der alte Schubert, der auch als Lehrer an der Ausbildung dieses jungen, schönen Prinzen thätig gewesen war, lobte ihn sehr

und ich freute mich, daß mein Kaiser eine so gute Wahl für seine Tochter getroffen hatte. Wie ich später erfuhr, hatte die Großfürstin selbst gewählt und der Kaiser war menschlich genug, ihr zu gestatten, wie gewöhnliche Mädchen ihrer Herzensneigung zu folgen. Bei dieser Anwesenheit des Monarchen wurde auch ich ihm mit den bereits fertigen Bildern vorgestellt, und der Gesandte sagte mir später, es würde keine Schwierigkeit bereiten, meinen Aufenthalt in Deutschland auf unbestimmte Zeit mit Beibehaltung des Stipendiums zu verlängern, wenn ich darum bitten wollte. Leider kam es anders und ich mußte selbst wünschen, wieder in die Heimath zurückzukehren. Meine liebe Frau schenkte mir nämlich meinen dritten Sohn Hugo. Anfänglich schien Alles gut zu gehen. Stillen konnte sie freilich nicht, da das aber bei früheren Gelegenheiten auch nicht möglich gewesen war, so hatte ich es nicht anders erwartet und wir nahmen eine tüchtige Amme an. In Deutschland aber bekommt man nicht leicht eine verheirathete Frau zur Amme, man muß sich gefallener Mädchen dazu bedienen, die ja auch meines Erachtens zu diesem Fütterungsprozeß gut genug sind. Indessen meine Frau war anderer Meinung und es regte sie sehr stark auf, ihr Kind einer Person anzuvertrauen, die ihre Qualifikation als Amme der Sünde verdankte. Ob dieser Umstand die Ursache ihrer heftigen Erkrankung war oder nur dazu beitrug, wage ich nicht zu bestimmen. Der Arzt bestand auf Beibehaltung der Amme, die er als vortrefflich schilderte und die sich auch in der Zukunft als solche bewährte, und meine Frau gab, obwohl sehr ungern, nach. Am dritten Tage nach der Niederkunft stellte sich das Wochenbettfieber mit Unterleibsentzündung ein und eine noch nie gekannte Calamität entlud sich über meinem Haupte. Wiederholte Aderlässe und unzählige Blutegel wurden in Anwendung gebracht. Alles vergebens. Am einundzwanzigsten Tage mußte ich meiner heißgeliebten Frau die Augen zudrücken. Ob sie an ihrer Krankheit oder an der ärzt-

lichen Behandlung starb, ist mir nie klar geworden. Ach, mit und ohne Doktoren müssen die Menschen eben sterben, wenn Gott sie ruft, und haben die Doktoren anscheinend die Sache beschleunigt, so können wir nur sagen: Herr vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun.

Ich fühlte mich nun grenzenlos unglücklich und verlassen. Während ich früher selbst gepflegt und Gegenstand der Sorgfalt meiner lieben Frau gewesen war, mußte ich nun die Sorge für meine drei kleinen Kinder übernehmen. Aber gerade diese Pflichten, sowie der freundliche, ja väterliche Zuspruch meines lieben, alten Schubert erwiesen sich als gute Mittel, um mich wieder ans Leben zu fesseln, das mir anfangs ganz verleidet war. Ich hatte die Freudigkeit, länger in der Fremde zu bleiben, ganz verloren und faßte auf die Einladung meiner Schwester Alwina den Entschluß, ihr meine Kinder zuzuführen. Diese liebe Schwester hatte das Unglück gehabt, daß ihr fünf eigene Kinder gestorben waren und Gott gab ihr ins Herz, sich meiner mutterlosen Kinder anzunehmen und sie zu lieben und zu pflegen, als wären es ihre eigenen. Ich machte mich also mit Energie daran, meine angefangenen Arbeiten zu vollenden, um mit meinem Aufenthalt in München abzuschließen und mich dann wieder in die Heimath zu begeben. Eine kleine Unterbrechung erfuhr meine Thätigkeit durch den Besuch meines Schwiegervaters, der das Bedürfniß hatte, an dem Grabe seiner Tochter zu beten, und acht Tage lang mein Gast war. Sein Sohn Benno, Halbbruder meiner seligen Frau, war schon über ein Jahr Student in München gewesen und hatte sich mit einem jungen Mädchen verlobt. Verschiedener Ursachen halber war es auch wünschenswerth, daß er in den Ehestand trat und der gute Vater gab denn auch seine Einwilligung zu der ehelichen Verbindung. Mich aber forderte derselbe auf, ihn auf einer kleinen Ferienreise nach Oberitalien zu begleiten und ihm als Reisemarschall zu dienen. Da er die italienische Sprache nicht in

der Gewalt hatte, konnte ich ihm ja auch gute Dienste leisten, indem ich dieses Idiom noch nicht vergessen hatte. Ich war also schnell entschlossen, kam mir doch so eine kleine Zerstreuung auch ganz gelegen, und da sie mir nicht einmal pecuniäre Opfer auferlegte, brauchte ich mir gar kein Gewissen daraus zu machen. Für meine Kinder war auch gesorgt, denn ich hatte zuverlässige Leute und die lieben Schubert's versprachen, ein Auge auf die Göhren zu haben. So reiste ich denn in der guten Gesellschaft der lieben Schwiegereltern ab und zwar recht bequem. Wir fuhren im eigenen Wagen und mit den eigenen Pferden des alten Zezschwitz in kleinen Tagereisen auf mir schon bekannten Wegen über Innsbruck und den Brenner hinein ins schöne Italien, welches ich noch einmal anzusehen gewürdigt wurde. Zuerst besuchten wir Mailand und dann Venedig. Als wir in der Postgondel in den ersten Kanal dieser merkwürdigen Wasserstadt einfuhren, mußte meine Schwiegermutter freilich die Augen niederschlagen, denn zu beiden Seiten des Kanals hockten, wie ein Paar Wappenlöwen (ländlich, schändlich), zwei Gondoliere und verrichteten etwas ganz ungenirt ins Wasser hinein, was man bei uns im Norden heimlich und im Verborgenen abzuthun pflegt. Wir kamen aber doch glücklich bei diesen Unholden vorbei und konnten mit Muße einige Tage in der Lagunenstadt verbringen und ihre Merkwürdigkeiten beschauen, worauf wir uns wieder heimwärts wandten. In Tyrol trennte ich mich von meiner lieben Reisegesellschaft, die noch einen Abschweifer nach Salzburg machte; mich aber trieb es zu meinen verlassenen Kindern. So durchwanderte ich denn das Zillerthal und einen Theil des schönen Gebirges zu Fuß und kam wohlbehalten und gestärkt wieder bei meiner kleinen Familie an, die ich gesund und guter Dinge antraf. Allmählich wurden nun meine angefangenen Bilder auch fertig und ich konnte einpacken. Mein alter Wagen wurde aus der Remise gezogen und wir schachtelten uns ein. Mein Schwager Benno, der Rußland kennen lernen

wollte, begleitete mich mit seiner jungen Frau, die mir unterwegs auch bei der Besorgung meiner Kinder erwünschte Hilfe leistete. Außer meinen Kindern hatte ich noch die Amme des Jüngsten, der noch kein halbes Jahr alt war, bei mir. Wie anders verließ ich München, als ich eingezogen war! Damals voll hochfliegender Hoffnungen, ein schönes, genußreiches Leben an der Seite eines geliebten Weibes vor mir, und jetzt geknickt und entmuthigt, zur Kinderwärterin degradirt. Und wahrlich, diese Reise war kein Kinderspiel! Drei Kinder, von denen das älteste noch nicht drei Jahre alt war. Für den Jüngsten, Hugo, war gesorgt, denn der hatte seinen Futtersack in Gestalt seiner Amme bei sich, blieb also verhältnißmäßig gesund; aber Harry und Carlo, die ja auch noch in sehr zartem Alter waren, konnten auf der Reise nicht immer die ihnen zuträgliche Nahrung finden und ihre Mägen waren sehr bald verdorben. Ich fuhr mit Extrapost, brauchte also nicht die Nächte durchzureisen, sondern konnte mir die Bequemlichkeit eines Bettes angedeihen lassen, sobald die Ermüdung der kleinen Kinder es nöthig machte. So lag ich denn Nacht für Nacht zwischen meinen beiden ältesten Knaben in einem Bett, wie ein Instrument in einem chirurgischen Besteck, und dieses Bett sah Morgens oft recht bunt aus, so daß ich mich nur mit der größten Vorsicht vom Lager erheben konnte. Dann kam die Amme, deckte den Schaden vorsichtig zu und sagte in ihrer bayerischen Mundart, schmunzelnd, indem sie an die Ueberraschung der Wirthsleute dachte: „Na, die werden a Fraid haben.“ Ich hätte mich allerdings nicht getraut, denselben Weg, den ich gekommen war, wieder rückwärts zu fahren; ich glaube, ich würde auf jeder Station, wo ich genächtigt hatte, für die Schandthaten meiner Söhne Prügel bekommen haben.

Eine wahre Erquickung war es mir, mich bei den guten Schwiegereltern in Bautzen ein paar Wochen erholen zu können, ehe ich meine Reise in die Heimath weiter fortsetzte. Auch die

Verwandten besuchte ich noch, denn ich konnte mir wohl denken, daß ich dieselben in diesem Leben nicht wiedersehen würde; so verbrachte ich einige recht genußreiche Tage bei dem lieben Carl v. Heynitz in Königshain und machte auch eine Excursion in Begleitung meines Schwagers Benno in den Harz, um auch meinen lieben Vetter W. v. Kügelgen noch einmal zu sehen und mich an der Liebe seiner Familie zu erwärmen. Ihn selbst habe ich wohl im späteren Leben wiedergesehen, aber seine Familie hatte er bei seinem Besuch im Norden nicht mitnehmen können und sind die Lieben mir in diesem Leben wohl unerreichbar. Bei meiner Rückkehr nach Bautzen mußte ich gleich an die Weiterreise denken, denn der Herbst nahte heran und ich mußte mit den kleinen Kindern eilen, um sie noch vor der schlechten Jahreszeit ins nordische Nest zu bringen. Einen deprimirenden Eindruck machte der Uebergang von Deutschland auf russisches Gebiet, aus der Civilisation in die Barbarei. Auf der letzten preußischen Station bekam ich einen Postillon in voller, blanker Uniform, mit hirschledernen Beinkleidern, Stulpstiefeln und Federbusch am Hut, die glänzende Trompete an der Seite, der er auch anmuthige Stücke zu entlocken verstand. Auf der ersten russischen Station hatte der Postillon auch noch eine Art Uniform und ein altes, verbogenes Posthörnchen, aber Alles sah so verkankert und verkommen aus. Auf der zweiten Station setzte sich schon ganz unbefangen ein flinker Jude im langen Schlafrock auf den Bock; er besaß auch noch ein Blasinstrument, aber es hatte die größte Familienähnlichkeit mit einer Wurstspritze. Auf der dritten Station fehlte dem Postillon schon jegliches Postattribut und er sah einem halbverhungerten Räuber gleich. Alle fehlenden Abzeichen seines Standes ersetzte er aber durch lautes Schreien und sehr rasches Fahren, womit die deutschen Postillone wiederum nicht besonders freigebig gewesen waren. Freilich wurde mir gleich in Rußland ein Pferd mehr angespannt. Mit zwei Pferden war

ich daselbst hereingefahren, mit dreien fuhr ich weiter und die Zahl der Pferde nahm mit der Länge des Weges stetig zu, so daß ich meine Reise mit einem Sechsgespann beschloß. Beim Grenzpfahl nahmen meinen Wagen zwei Kosaken liebevoll in ihre Mitte und ritten nebenher, scharf aufpassend, daß ich nicht Contrebande über Bord werfen könne. So geleiteten sie mich auf den Zoll, dem ich, nach meinen früheren Erlebnissen mit diesem Institut, einigermaßen mit Sorgen entgegensah. Aber Alles ging unerwartet gut von Statten. Zwar wurde das sämmtliche Gepäck abgeladen und geöffnet, indessen verfuhren die Zöllner ziemlich glimpflich und die Procedur nahm nicht allzulange Zeit in Anspruch. Confiscirt wurden nur Goßner's „Schatzkästchen" und noch ein anderes Buch religiösen Inhalts, dessen Titel ich vergessen habe. Ich hoffe, daß die Lektüre dieser Schriften von guter Wirkung auf die Moralität der Zöllner gewesen ist, mich hat ihr Verlust nicht sehr geschmerzt.

Unaufhaltsam strebte ich nun weiter, bis wir Alle wohlbehalten, aber reisemüde bei meiner Schwester in Ottenküll ankamen, wo ich eine längere Rast halten wollte, bevor ich, jedoch ohne meine Kinder, nach Petersburg reiste, um meine Arbeiten dem Kaiser zu offeriren. Fürs Erste richtete ich mich ganz häuslich in Ottenküll ein und genoß das dolce far niente aus dem Grunde. Meine Schwestern nahmen mir alle Sorge für meine Kinder ab. Schwester Alwina hatte, wie ich schon erwähnte, alle ihre eigenen Kinder Dem zurückgeben müssen, von dem dieselben ihr anvertraut worden waren, und ließ sich von mir den Säugling Hugo ganz abtreten, hat ihn auch erzogen und ist ihm stets eine liebevolle Mutter gewesen, ja, ich bezweifle, daß eine wirkliche Mutter ihr Kind mehr lieben und aufopfernder sich ihm hingeben könnte. Meinen zweiten Sohn Carlo hatte Schwester Sonny in besondere Pflege genommen und er fühlte sich wohl unter ihrem Regiment. Nur mein Aeltester, Harry, wollte schwer von mir lassen, schlief daher

auch ganz bei mir und pflegte zu sagen, wenn ich abwesend war und die Tanten seine Sehnsucht nach mir mit der Hinweisung beschwichtigen wollten, daß er ja jetzt wieder eine Mutter habe: „Mütter habe ich genug, aber ich will meinen Vater haben." Ich erholte mich auch auf dem Lande recht zusehends, hatte die Strapazen der Reise bald vergessen, kaufte mir ein Pferdchen und ritt fleißig. Weil man doch beim Spazierengehen sowie beim Reiten gern einen Zweck damit verbindet, so dehnte ich meinen Spazierritt gewöhnlich bis Meyris aus, wo damals meine Tante Radingh mit meinen drei Cousinen, Lisinka, Milinka und Maria v. Zöge, wohnte, die früh Waisen geworden waren und bei denen die Tante Mutterstelle vertrat. Dort wurde ich dann mit großer Herzlichkeit empfangen und verlebte sehr angenehme Stunden. Wir trieben zusammen Musik, namentlich Gesang. Ab und zu kamen dann die jungen Mädchen nach Ottenküll und auch dort amüsirte man sich mit Spiel und Musik. Mein Schwager W. Stackelberg besaß ebenfalls eine Singstimme, somit hatten wir ein gemischtes Quartett zur Verfügung und an Noten fehlte es uns auch nicht. Schwester Alwina accompagnirte auf dem Klavier und wir gingen muthig an die schwierigsten Aufgaben.

Im Winter reiste ich nach Petersburg und fand brüderliche Aufnahme bei Neff, der mittlerweile hoch gestiegen war und großes Ansehen bei Hofe besaß. Er unterstützte mich auch mit gutem Rath und so gelang es mir, meine aus München mitgebrachten Bilder zu meiner Zufriedenheit an den Kaiser Nikolai zu verkaufen. Wie ich später erfahren habe, benutzte Se. Majestät meine Bilder, um sie mit Staffage zu versehen. Der Kaiser hatte selbst ein schönes Talent und malte besonders gern Lagerscenen, überhaupt Soldaten und deren Treiben. Nun war es ihm aber langweilig, das Drum und Dran selbst zu schaffen; er benutzte daher gern fertige Bilder und bevölkerte sie mit seinen Soldaten. Das war das Schicksal meiner zwei-

jährigen Arbeit. Wohin diese so verbesserten Bilder dann gerathen sind, ist mir nicht bekannt geworden. Ich konnte ja mit dem Resultat, welches ich in der Tasche hatte, ganz befriedigt wieder abreisen und machte mir weiter keine Sorgen um das Verbleiben meiner Geistesproduktionen, denn mit den Copien waren auch einige selbstständige Arbeiten in den Kaiserlichen Besitz eingeschmuggelt worden.

Auf dem Lande ging nun das angenehme Leben mit meinen Verwandten wieder ungestört weiter. Meine Kinder gediehen vortrefflich unter der liebevollen Pflege meiner Schwestern und mir bekam der Umgang mit meinen netten Cousinen auch sehr gut. Wohl hatte ich mir die Möglichkeit nicht vorstellen können, jemals an eine Wiederverheirathung zu denken, aber man erlebt manchmal Wunder an seinem eigenen Herzen. So geschah es auch mir. Die Mittelste meiner jungen Basen war zwischen ihren Eltern immer ein Zankapfel gewesen. Sie war Emilie Alexandra getauft worden. Nun begehrte ihr Vater, daß sie nach seiner Schwester, meiner Mutter, Emilie genannt würde, während die Mutter sie nach ihrer Schwester Alexandra rufen wollte. Lange konnten sich die Eltern nicht einigen, bis sie endlich übereinkamen, das Kind mit einem dritten Namen, der ihrer Meinung nach die beiden anderen in sich vereinigte, zu benennen. Somit erhielt das kleine Mädchen außerhalb der Taufe den Namen Aline. Diese Aline gefiel mir je länger desto besser, so daß mein Entschluß, in Zukunft unverheirathet zu bleiben, ganz allmählich ins Schwanken gerieth, und bei einem Spazierritt, den wir im Frühling zu Zweien durch den Wald machten, entschlüpfte mir ganz von ungefähr der laute Wunsch, daß wir uns hinfort so Seite an Seite durchs Leben bewegen möchten. So wurde ich auf dem Sattel Bräutigam, ich wußte selbst nicht, wie mir geschah. Ich bin aufrichtig genug, einzugestehen, daß ich diesen Schritt ausschließlich meinetwegen that und will nicht in den Selbstbetrug der meisten

Wittwer verfallen, die immer behaupten, ihrer Kinder wegen sich wiederverheirathet zu haben. Für meine Kinder war ja unter der Obhut meiner Schwestern vortrefflich gesorgt und ihnen ging nichts ab; aber mir klaffte eine entsetzliche Lücke im Herzen und mir that die sanfte Hand einer Lebensgefährtin noth. Meine Wahl erwies sich auch als eine vortreffliche und schwerlich hätte ich besser wählen können. Ebenso erntete ich allseitige Anerkennung von den Verwandten und auch die Pflegemutter meiner Braut sprach ihre Zufriedenheit aus. So wurden wir denn im Sommer, nachdem die nöthige Aussteuer besorgt worden war, was mir schrecklich unnütz vorkam, durch den alten Probst Pauker copulirt. Dieser hielt uns eine schrecklich langweilige Rede, in der er meiner Braut erzählte, daß sie von ihm confirmirt worden sei, was sie noch gar nicht vergessen hatte, und mich als einen höchst gebildeten, weitgereisten Mann schilderte, was mir nun erst recht unnütz vorkam, denn daß ich zwei Mal im Auslande gewesen war, wußte ich ja, aber von meiner hohen Bildung hörte ich zum ersten Male lobend Erwähnung thun und war nicht dumm genug, Alles zu glauben. Ich wußte ja am besten, wie es darum stand und daß ich stets auf dem „qui vive“ stehen mußte, um die Lücken meines Wissens zu verbergen. Aber als nun der Sermon seinen Schluß erhielt, ergab es sich, daß seine Wirkung eine ganz normale gewesen war, denn wir Beiden, die wir leidend auf dem Teppich gestanden hatten, traten als von Gott und Menschen anerkannte Eheleute wieder auf die Bretter der Saaldiele und waren nun Mann und Frau. Leider dauerte dieses Glück auch nicht länger, als das erste, welches ich an der Seite meiner seligen Sally genossen hatte. Fünf Jahre hatte meine erste Ehe gedauert und derselbe Zeitraum war auch meiner zweiten ehelichen Verbindung gesetzt. Glücklicher Weise wußte ich das damals nicht und konnte mein junges Glück mit vollen Zügen genießen. Es ist doch eine große Barmherzigkeit Gottes, daß er uns gewöhnlichen

Sterblichen die Zukunft so dicht verschleiert hat, und die Propheten sind wahrlich um ihre Sehergabe nicht zu beneiden.

Wohl hatte ich mich gegen diese zweite Heirath gesträubt, auch die Sache mit Anderen berathen. Mein alter Lehrer und Erzieher, der Probst Hörschelmann, sagte mir, wenn ich wieder ein Weib zur Lebensgefährtin wählte, so sei das das einzige mir mögliche Mittel, zu zeigen, daß ich es meinem Gotte vergeben hätte, meine erste Verbindung getrennt zu haben, indem Er meine selige Sally zu Sich nahm. Meine Geschwister wieder sagten mir, das beste Compliment, welches ich meiner seligen Frau machen könnte, sei, daß ich ihr eine Nachfolgerin gäbe. Zwar habe ich irgendwo gelesen, daß Wittwer stets geneigt seien, sich wieder zu verheirathen, sowie gerettete Selbstmörder immer gern wieder zum Strick griffen. Das klingt ganz geistreich, ist aber nicht wahr; denn wer in erster Ehe schlimme Erfahrungen gemacht hat, hütet sich gewiß vor Wiederholung: „gebrannt Kind scheut das Feuer." Nur der, welchem mit seiner Frau sein ganzes Lebensglück hinstarb, fühlt das Bedürfniß, wieder in ähnliche Zustände zu gerathen. Sonst hat dieser Vergleich von Selbstmord und Heirath wohl einiges Zutreffende. In der Ehe muß ja der einzelne Mensch untergehen, um als Doppelmensch wieder aufzuleben.

Nun war ich also glücklich wieder so ein Doppelmensch geworden und hatte gar nicht die Empfindung, am Strick zu hängen. Aber weiterleben bei meinen Kindern in Ottenküll konnte ich nun doch nicht. Ich mußte mir wieder einen Wirkungskreis suchen, zog daher mit meiner jungen Frau nach Reval und nahm fürs Erste die Stelle als Zeichenlehrer beim Gymnasium an, gab auch einige Privatstunden. Meine Kinder blieben noch in Ottenküll; ich hatte schon das Vorgefühl, als ob ich nicht lange in Reval bleiben würde, war auch überzeugt, daß meine Knaben es unter meiner Pflege nicht so gut haben würden, wie bei meiner guten Schwester, der nebenbei

gesagt auch mit den Kindern ein Dienst geleistet wurde, denn ihre eigenen waren ja alle gestorben und nun hatte sie außer ihrem alten Manne Niemanden, den sie mit Zärtlichkeit pflegen konnte. Meine Aline wieder vermochte die Jungen zu entbehren, da ihr Gott bald einen eigenen Sohn schenkte, den wir Oscar taufen ließen. Damit will ich nun nicht sagen, daß sie nicht das Zeug hatte, eine gute Stiefmutter zu sein. Im Gegentheil! Als wir später meine Söhne erster Ehe zu uns nahmen, habe ich nie bemerken können, daß sie weniger Herz für sie gehabt hätte, wie für ihre eigenen Kinder.

Das Leben als Gymnasiallehrer behagte mir aber gar nicht. Die Gage war sehr gering und ich hatte keinen einzigen Tag in der Woche ganz zu eigener Disposition. Dazu mußte ich nicht nur Zeichenstunden, sondern auch Unterricht in der Calligraphie geben, worin ich selber hätte Stunden nehmen müssen, denn meine Handschrift ist niemals besonders gelobt worden. Ich griff also freudig zu, als mir ein anscheinend vortheilhafter Gutskauf angetragen wurde. Das kleine Gut Nömme sollte verkauft werden und den Preis konnte ich bezahlen; wenn ich nicht irre, waren es 25,500 Rbl. Banco oder nach damaligem Cours 7871 Rbl. S.-M. Ich rechnete, daß ich da auf dem Lande für die Zinsen dieses kleinen Kapitals freie Wohnung, Holz und Milch, sowie das Consumtionskorn haben würde, was mir Alles in der Stadt mehr gekostet hatte, als die Gage des Zeichenlehrers, die in Nömme wegfallen mußte. Was mich aber am meisten verlockte, war die Nachbarschaft mit Ottenküll, welches auf einem freilich schlechten Wege nur zehn Werst entfernt war; wollte ich auf gutem Wege fahren, so waren es fünfzehn Werst, aber das galt doch immerhin noch als Nachbarschaft. Meine Frau war gerade daran, unsere Familie wieder um ein Mitglied zu bereichern, ich durfte ihr darum keine zu rege Betheiligung am Umzuge zumuthen, brachte sie daher nach Wesenberg zu ihrer Pflegemutter, Tante Radingh, wo sie ihr

Wochenbett abhalten sollte, und kehrte dann wieder nach Reval zurück, um unser Mobiliar aufs Land zu expediren. Nachdem nun mein Quartier ausgeräumt war und ich auch für einen Nachfolger in meinem verlassenen Amt gesorgt hatte, kaufte ich mir ein Pferd und einen kleinen Schlitten und begab mich zuerst wieder nach Wesenberg zu meiner Frau, wo wir zusammen auf den neuen Ankömmling warteten, der unsere Geduld auf eine harte Probe stellte, wodurch ich verhindert wurde, mein erkauftes Gut selbst zu empfangen. Das besorgte in meinem Auftrage mein Schwager Stackelberg. Endlich erschien mein kleiner Paul, gerade zu Ostern des Jahres 1843, und ich konnte mich wieder frei bewegen, fuhr nun gleich nach Römme und fing an zu wirthschaften, was ich ja, da ich darin Neuling war, noch erlernen mußte. Man sagt, aller Anfang sei schwer, und das war in diesem Fall gewiß richtig, denn ich fing meine ökonomische Laufbahn mit einem totalen Mißwachs an. Der Roggen war so wenig gerathen, daß wir genöthigt waren, Gerste ins Brod zu mischen, schmeckte aber doch ganz gut, denn das Korn war ja auf dem eigenen Felde gewachsen und nur wer so glücklich war, ein eigenes Stück von unserer alten Mutter Erde zu besitzen, weiß, wie dieses Bewußtsein die Erzeugnisse des Landes würzt. Ich konnte nun Pferde halten, wonach ich immer großes Verlangen gehabt hatte, auch fleißig reiten und fand besonderes Vergnügen daran, mir zu Hause Equipagen bauen zu lassen. Ich hatte einen sehr geschickten Schmied angestellt, der Alles, was das Gut bedurfte, für ein ihm zur Benutzung zugewiesenes Stück Land leisten mußte. So beschlug er meine selbstgemachten Wagen und Schlitten, reparirte die Schlösser u. s. w. Ueberhaupt war es meine Ambition, tüchtige Handwerker zu etabliren, die mich ganz unabhängig von der Stadt machten. So hatte ich einen Schneider, der meine Röcke und Hosen verfertigte, und sogar einen Maler, der mein Haus anpinselte. Die Sonntage verbrachte ich mit Sack und Pack

bei meinen lieben Verwandten, wo ich stets liebevolle Aufnahme fand. Meine beiden ältesten Söhne Harry und Carlo nahm ich nun wieder in eigene Pflege nach Nömme. Sie waren allmählich so weit vorgeschritten, daß sie der Schule bedurften und unser sehr gemüthliches Leben verwandelte sich in ein treibendes Schulleben. Meine jüngste Schwester Nanny, welche ihren Schulkursus im Stift Finn durchgemacht hatte, zog ganz zu mir und wir theilten uns in den Unterricht. Man klagt oft über die Beschwerden der Kinder, die ihnen die Schule auferlegt und vergißt dabei nur zu leicht an die Last zu denken, die auf den Schultern der Lehrer liegt. Große Schwierigkeiten bereitete diese kleine Schule durch die verschiedenen Entwickelungsstufen, auf denen die beiden Schüler standen, die im Alter allerdings nur um eilf Monate auseinanderlagen, was doch den Gedanken, sie zusammen zu unterrichten, nahe legte. Es fand sich aber bald eine sehr vortheilhafte Gelegenheit, die beiden Knaben außer dem Hause unterrichten zu lassen. Frau Baronin Ungern aus Lassila, die zwei Söhne in demselben Alter der meinigen hatte, machte mir das Anerbieten, da sie doch einen Hauslehrer halten mußte, ihr meine Jungen in ihre Schule zu geben. Da auch das Pensionsgeld so billig gestellt war, daß ich es leisten konnte, so ging ich mit Freuden auf die Proposition der guten Dame ein, die auch mit wahrhaft mütterlicher Liebe meine Söhne ins Haus nahm, wo sie ganz gehalten wurden, wie ihre eigenen Kinder. Die Entfernung war auch keine so große, daß wir uns nicht ab und zu sehen konnten. Häufig ritt ich am Sonnabend nach Lassila, gab dort eine Zeichenstunde und blieb dann den Sonntag über da. Manchmal besuchten mich aber auch die vier Knaben, wo ich es dann schon übernehmen mußte, sie zu amüsiren. So entsinne ich mich, daß ich sie einmal auf die Jagd führte. Jeder von ihnen bekam eine blindgeladene Reiterpistole in die Hand und so zogen wir hinaus auf die Viehweide, wo ich ihnen bald eine Elennspur

zeigte. Wir folgten nun dieser Spur wie die Indianer — an Kuhfährten war ja da kein Mangel —, zufällige Geräusche, die auffliegende Vögel ꝛc. bereiteten, wurden auf die Nähe des gesuchten Thieres geschoben, kurzum, die Knaben belustigten sich königlich mehrere Stunden auf dieser Jagd; daß letztere ohne Resultat blieb, nahmen sie gar nicht übel, darauf muß ja ein Jäger immer gefaßt sein. Die Phantasie war doch auf eine angenehme, spannende Weise beschäftigt gewesen und mehrere Male hatten sie ja geglaubt, ganz nahe beim ersehnten Elennthier zu sein. So schossen sie schließlich mit Freuden „Victoria" aus ihren Pistolen und es knallte wunderschön. Auch auf den Schnepfenstand nahm ich meine Söhne oft mit und manchmal begleitete uns auch die Mama. Es gab bei Nömme sehr viele Waldschnepfen, so daß selbst ein schlechter Schütze, wie ich, zuweilen eine Trophäe nach Hause bringen konnte. Diese Jagd ist mir immer die liebste gewesen; erstens ist es die poetische Jahreszeit des Frühlingsanfangs, wo sie betrieben wird, und dann hat es auch sein sehr Gemüthliches, sich ein Feuerchen anzumachen und daran mit seiner ganzen Familie sich die Pfoten zu wärmen, rings umklungen von den tausend und aber tausend Frühlingssängern, die allmählich einer nach dem anderen verstummen und sich zur Ruhe begeben, worauf das nächtliche Gesindel der Rohrdommeln, Eulen und Schnepfen ihr Wesen zu treiben beginnt. Die Kinder waren dann auch stets mit ihren blindgeladenen Gewehren sehr aufmerksam auf die ziehenden Schnepfen, ermangelten nie, ihren Knall abzugeben und da sie nicht wußten, daß ihre Pistolen zwar bellen, aber nicht beißen konnten, so waren sie jedes Mal fest überzeugt, getroffen zu haben. Die eigene Lebensgefahr aber gebot schon diesen kleinen Betrug, denn von Kindern kann man nicht erwarten, daß sie so vorsichtig mit dem Schießgewehr umgehen, wie Erwachsene. Als ich einmal den Söhnen wirklich geladene Gewehre anvertraute, ergab es sich, daß dem einen der Schrotschuß

schon in der Stube losging, glücklicherweise ohne Schaden zu thun; das mahnte zur Vorsicht. — Mein Harry hatte bald so schöne Fortschritte in den Wissenschaften gemacht, daß er auf die Domschule nach Reval versetzt werden konnte, wo er in die Tertia eintrat; Carlo, der nicht so rasch dem Unterricht hatte folgen können, trat, als die kleine Schule in Lassila sich auflöste, mit dem jüngeren Bruder Hugo zusammen in eine andere ländliche Pension, bei Maydell von Unnikül, ein, wo er mit den dortigen Kindern erzogen wurde, um dann später auch auf die Domschule zu kommen. Da meine Mittel etwas beschränkt waren, so ging ich gern auf eine Proposition ein, die mir für meinen Carlo gemacht wurde. Die estländische Ritterschaft hatte nämlich das Recht, zwei Kandidaten für die Bauschule in Petersburg zu stellen und mir wurde das Anerbieten gemacht, meinen Sohn dazu zu liefern. Ich reiste also mit ihm in die Residenz, aber es gelang mir nicht, ihn anzubringen. Als Grund wurde seine mangelhafte Kenntniß der russischen Sprache angegeben; ich vermuthe aber, daß sie dort bereits einen Kandidaten hatten, dem Versprechungen gemacht waren. So mußten wir unverrichteter Dinge wieder nach Reval zurückkehren, wo Carlo die Domschule mit doppeltem Eifer besuchte und sich besonders auf die russische Sprache legte, da er sich vornahm, Militair zu werden.

Mir kamen nun in Nömme schwere Tage. Meine liebe Frau hatte sich im Spätherbst auf einer Fahrt nach Kusna zu ihrer dort verheiratheten Schwester erkältet, kränkelte ein paar Monate und wurde schließlich von einem bösen Nervenfieber befallen. Einen Arzt konnten wir bei unserer abgelegenen Wohnung schwer haben, ich fürchtete mich auch vor diesen Dienern Aeskulap's, die ich am Sterbebette meiner seligen Sally als schädliche Individuen glaubte kennen gelernt zu haben und daher gründlich verachtete. So hoffte ich mit Hilfe meines Schwagers W. Stackelberg, der auch mit den Aerzten schlimme

Erfahrungen gemacht hatte, deshalb ein glühender Verehrer der Homöopathie war und selbst eifrig und mit vielem Glück praktizirte, des Uebels Herr werden zu können. Aber die Hoffnung trog und ich mußte auch meiner lieben Aline die brechenden Augen zudrücken. Mir war zu Muthe, als sollte ich mich mit hineinlegen ins tiefe Grab, welches die geliebte Hülle meiner Frau aufnahm, und ihr folgen zu können, wäre mein sehnlichster Wunsch gewesen, hätten nicht fünf Kinder mit mir an ihrer Bahre gestanden, die meiner doch noch bedurften. Ich war nun, erst 36 Jahre alt, schon zum zweiten Mal Wittwer geworden, glaubte, daß mir auf Erden fürder alles Glück versagt war, verzichtete auch willig auf alle Lebensfreuden und wollte nur noch der Pflicht leben. Und doch hatte mir ein gütiges Geschick noch in der Ferne ein langes Leben und recht viel Lebensgenuß aufgespart. Hätte mir das damals Jemand prophezeit, ich würde ihm entschieden nicht geglaubt haben.

Meine jüngste Schwester nahm sich in anerkennenswerther Weise meiner Wirthschaft an und versuchte auch, den beiden Kindern der seligen Aline die Mutter nach Kräften zu ersetzen; aber eine Schwester kann niemals den Platz der Frau und eine Tante nie vollständig den der Mutter ausfüllen. So fühlte ich denn trotz der Bemühungen meiner lieben Nanny ein schauderhaftes Vacuum in meinem Herzen und wenn ich mich Abends in mein Schlafkämmerlein zurückzog, erschien ich mir immer wie eine abgeschnittene Hälfte und entbehrte bitter. In der Nachbarschaft waren zwei Güter, beide mit großem Töchterreichthum und ich erhielt von Freunden und Verwandten manchen guten Rath, doch die Augen aufzuthun, denn unter diesen Töchtern befanden sich einige wirklich bedeutende Schönheiten; ich sperrte demnach auch die Augen auf und mußte zugeben, daß die Mädchen sehr hübsch waren, aber mein Herz sowohl wie mein Verstand sprachen nicht dafür, denn ich hatte als Wittwer in erster Linie an meine Kinder zu denken und wenn

ich ihnen eine Stiefmutter zuführte, mußte dieselbe Garantien in ihrem Charakter bieten, auch eine gute Stiefmutter zu sein. Wie das nun so geht, man findet manchmal ohne gerade gesucht zu haben, oder vielmehr der liebe Gott, der Mitleid mit uns hat, stopft uns unser Glück oft trotz unserem Sträuben, die Faust zu öffnen, in die Hand. Ich ging in verbissenem Grimm über mein abermals gescheitertes häusliches Glück einher und wollte unglücklich sein, während mein gütiges Geschick mir im dritten Bande meines Lebens noch reichlichen Genuß am Leben und Zufriedenheit mit dem, was der liebe Gott mir aus dem reichen Füllhorn seiner Gaben in den Schooß schüttete, aufgespart hatte.

Meine Schwester Nanny, die meine Wirthschaft führte und sich meiner Kinder liebevoll annahm, hatte eine Freundin, mit der sie im Verkehr stand und die uns auch mitunter in Nömme besuchte. Sie war die Großtochter der alten Priorin Aderkas, die, nachdem sie ihrer vorgerückten Jahre wegen ihr Amt niedergelegt hatte, noch ihre letzte Lebenszeit als Pensionärin im Stift Finn verbrachte und ihre Enkelin öfter auf längere Zeit bei sich behielt. Ich hatte diese junge Dame, die Tony v. Maydell hieß, bei meinem Schwager Gerhard, der die Landwirthschaft des Stiftes führte, kennen gelernt und nahm anfänglich wenig Notiz von ihr, aber bei näherer Bekanntschaft wurde es mir bald klar, daß sie die richtige Gefährtin für mich sein würde und daß ihr Charakter auch Garantien bot, meinen Kindern eine liebevolle Mutter abgeben zu können. Daß ich mich damals in meinem Calcul nicht geirrt habe, kann ich jetzt nach Verlauf von dreißig Jahren der Wahrheit gemäß bezeugen. — Aber ich will hübsch ordentlich der Reihe nach erzählen.

Also Fräulein Maydell, die jetzige Frau von Kügelgen, war in Nömme zum Besuch meiner Schwester, wir saßen gemüthlich auf dem Sopha und unterhielten uns von gleichgiltigen Dingen, als meine Schwester plötzlich aufstand und hinausging.

Ich weiß nicht, ob sie in der Wirthschaft zu thun hatte oder ob sie uns aus List allein ließ; war Letzteres der Fall, so hatte dieselbe ein gutes Resultat, denn die gleichgiltigen Dinge, von denen wir geredet hatten, schlugen alsbald in recht interessante Gegenstände um und da ich mir ja bereits einige Praxis im Ansprechen erworben hatte, konnte es mir nicht schwer fallen, meine Werbung um ein neues Lebensglück anzubringen; — ich erhielt das Jawort und konnte, als meine Schwester wieder zu uns trat, ihr meine Braut vorstellen.

Hintennach fiel es uns aber ein, daß wir die Rechnung ohne den Wirth gemacht hatten und daß die Eltern meiner Braut doch wohl auch ein Wörtchen mitzureden berechtigt waren. Ich schrieb nun gleich an den alten Herrn von Maydell, machte Anzeige und erbat mir den elterlichen Segen, mochte es aber wohl ein wenig ungeschickt angefangen haben, denn ich erhielt eine etwas ungnädige Antwort, in der mir mitgetheilt wurde, mein projektirter Schwiegervater kenne mich ja gar nicht und wisse nichts von mir, als daß ich der Besitzer eines sehr kleinen Gutes sei. Abgewiesen freilich wurde ich nicht. Die alte Großmutter in Finn sprach sich ganz zufrieden mit mir aus und segnete unseren Bund. Ich aber war voll guten Muthes, beschloß, mich meinem Schwiegervater vorzustellen und ihn in den Stand zu setzen, meine persönliche Bekanntschaft zu machen. Ich reiste also unverzüglich auf sein Gut nach Maydell, wo ich Abends spät anlangte und zu meiner Freude den Hausherrn nicht zu Hause traf. So hatte ich Gelegenheit, zuerst die Stiefmutter meiner Braut kennen zu lernen und das Glück, Gnade vor ihren Augen zu finden, indem sie mir eine treue Bundesgenossin in meinem Geschäft wurde und es mir ziemlich leicht machte, die Scrupel des alten Herrn, der Tags darauf aus Reval arrivirte, zu beseitigen. Ihrem Beistande verdankte ich es wohl, daß ich bald als vollkommen anerkannter Bräutigam zu meiner Tony zurückkehren konnte, die nun ihrerseits nach

Maydell fuhr, wohin ich auch später eine Einladung erhielt. In Folge dessen verbrachte ich in der Weihnachtszeit einige sehr genußreiche Tage im Kreise meiner neuen Verwandten und zu meiner Freude konnte auch unser Hochzeitstag und zwar in Bälde festgesetzt werden; schon der Februar sollte uns verbinden. Daß ich mich zum richtigen Termin einstellte, wird man mir wohl aufs Wort glauben. Die Trauung wurde in Reval vollzogen und die Ceremonie verrichtete Pastor Berg aus Jörden. Nun hatte ich also wieder eine Frau und das war wunderschön. Ich kann auch den Muth meiner Frau nicht genug bewundern, die es über sich vermochte, mir die Hand zu reichen, mir, in dem sie eine Art von Blaubart hätte erkennen können. Die kleinen Schulmädchen in Finn hatten ihr nämlich bemerklich gemacht, daß ich alle fünf Jahre eine Frau zu konsumiren pflege, und bitterlich geweint bei dem Gedanken, daß ihre geliebte Tony nun nach fünf Jahren auch an diesen Konsum werde herangeliefert werden, und Tony wagte es dennoch, was mir als schlagender Beweis ihrer Liebe erschien; denn wenn auch fünf Jahre vor uns länger erscheinen, als derselbe Zeitraum, wenn er bereits durchlebt ist, so bleibt er immerhin ein leicht zu überblickendes Zeitmaß. War nun diese rührende Idee von den fünf Jahren auf Wahrscheinlichkeits-Rechnung oder auf Aberglauben basirt? Ich lasse es dahingestellt sein, denn etwas Aberglauben scheint mir den Menschen noch nicht zu schänden; haben ihm doch die gescheidtesten Leute gehuldigt, unter denen ich nur Napoleon I. und III., sowie Lord Byron anzuführen brauche, ja selbst unser großer Goethe war in dieser Beziehung nicht ganz kapitelfest. Glücklicherweise erwiesen sich die kleinen Mädchen als Lügenprophetinnen, denn nicht nur vergingen die gefürchteten fünf Jahre, sondern sie haben sich nun bereits auf dreißig ausgedehnt und die gute Tony lebt, glücklich machend und sich glücklich fühlend, noch. Ich selbst habe auch einem solchen Aberglauben gefröhnt, indem ich fest

überzeugt war, das sechzigste Jahr nicht überleben zu können. Mein seliger Vater hatte mir nämlich erzählt, daß in 200 Jahren keiner seiner Vorfahren das sechzigste Jahr überdauert habe. Er selbst starb auch vor Erreichung dieses Zieles. Ich machte mich also ebenfalls gefaßt und erwartete geduldig Freund Hein, aber der kam nicht und nun sind bereits acht Jahre über den Termin verflossen.

Aber wieder zum Faden meiner Erzählung. Wir lebten nun in Nömme glücklich und zufrieden, obschon ich einräumen muß, daß meine junge Frau es mit der Führung der Wirthschaft recht schwer hatte. Grütze und Brod lieferte wohl das eigene Feld, und Milch hatte man auch zur Noth vom Viehstand, aber Fleisch war ein schwer zu beschaffender Gegenstand, da das kleine Gut, wenn die Bewohner sich ungenirt ihrem Fleischappetit überlassen hätten, bald seiner sämmtlichen Säugethiere beraubt worden wäre. Zum Glück hatten wir einen Bach, welcher in reichem Maße Krebse und Fische, namentlich Hechte, lieferte, aber das war, obschon eine gute Speise, doch immer nur Klosteressen.

Meine Schwester hatte unser Haus verlassen, um der Schwester Krause, die in Reval wohnte und viele Knaben, auch die meinigen, in Pension hatte, zu helfen. Sie nahm meinen kleinen Oscar mit sich, der nun auch, recht früh für sein Alter, in die Domschule trat und sich bald die Liebe und Anerkennung seiner Lehrer erwarb. Bei einem Ferienbesuche, den er im Elternhause machte, erkrankte er an einer akuten Unterleibsentzündung und ich lernte zum ersten Male die Trauer kennen, die ein Vater empfindet, der dem lieben Gott wieder zurückgeben muß, was ihm anvertraut war, indem er einen Theil von sich selbst in die kühle Erde betten muß, mit dem Bewußtsein, diese liebe Hülle nie mehr auf Erden sehen zu können. Andererseits fühlt man aber auch, wenn unsere Kinder uns in jenes Leben vorangegangen sind, daß man mit einem starken

Anker an dem Himmel befestigt ist, und weiß, wer uns jedenfalls liebevoll empfängt, wenn wir einmal ins Jenseits eintreten.

Bald nach dieser Zeit brach der Krieg mit den Westmächten aus. Die Engländer lagen mit einer zahlreichen Flotte vor Reval. Aber zum Glück that dieselbe keinen Schaden, sondern kanonirte nur blind, obgleich sie so mächtige Knaller ertönen ließ, daß wir das Gebrüll ihrer Kanonen bis Römme, über hundert Werst weit, deutlich hören konnten. Die eigentliche Kriegsfurie entbrannte in der Krim, wo die Kanonen nicht nur bellten, wie in Reval, sondern auch bissen.

Als ich nach Reval reiste, um nach meinen Kindern zu sehen, fand ich die Straßen mit Flüchtenden bedeckt, die mit einigem geretteten Hausrath das schützende Innere des Landes aufsuchten. Die schönsten Häuser Revals, die eben den feindlichen Geschossen exponirt waren, konnte man damals für ein wahres Butterbrod kaufen, wurden wie fauler Speck ausgeboten und fanden doch keine Abnehmer. Zwei meiner Söhne, Carlo und Hugo, gingen damals unter's Militär, obgleich es wohl vorauszusehen war, daß sie als ausländische Edelleute große Schwierigkeiten mit dem Avancement haben würden. Sie mußten vier Jahre als Junker dienen und haben auch später als Offiziere den Dienst nicht sehr anmuthig und noch weniger lohnend gefunden. Mein ältester Sohn, Harry, hatte sein Abiturienten-Examen gemacht, erwählte die Medizin als sein Studium und bezog die Universität Dorpat. Mein kleiner Paul war der Tante Nanny nach Petersburg gefolgt. Dieselbe hatte einen Kaufmann, Franz de Vries, geheirathet, der mir in der Folge ein wahrer Freund und Bruder geworden ist. In Römme hatte meine liebe Frau mir einen alten, sehnlichen Wunsch erfüllt und mir zu den Söhnen, die ich schon besaß, auch eine Tochter geschenkt. Wir nannten sie nach meiner

seligen Mutter Emilie und englisirten den Namen in Emmily. Da sollte man meinen, daß ich ein enragirter Verehrer der englischen Nation sei, was aber wohl weniger auskommt. Diese englischen Abkürzungen mögen noch mit meiner ersten Frau Sally im Zusammenhang stehen, die allerdings mit angeborenen Wurzeln an England hing, da ihre Großmutter aus diesem Lande stammte. Gerade in damaliger Zeit hatten wir Russen wohl wenig Ursache, die Engländer zu lieben, denn sie rührten den alten Brei der orientalischen Frage stark um, und gar nicht zum Vortheil unseres Reichs. Schon der Krimkrieg mit seinen Rückwirkungen drückte schwer auf unsere Geldverhältnisse und leider hatten wir uns noch gar nicht von den damals erhaltenen Schlägen erholt, als zwanzig Jahre später uns abermals diese unglückliche orientalische Frage in einen neuen Krieg verwickelte, dessen Folgen wir noch erst abzuwarten haben, aber Gutes wird daraus für uns wohl schwerlich resultiren. Der Kaiser Nikolai, der den schlimmen Ausgang des Kampfes gegen das verbündete Europa, welches mit Ausnahme Preußens gegen ihn in Waffen stand, nicht überleben konnte, starb. Mit starrem Entsetzen vernahm man damals die Todesnachricht. Man war gewohnt, den Kaiser Nikolai als den Hort des konservativen Elementes zu betrachten. Mit ihm brach die Hauptsäule der bis dahin bestandenen Gesetzlichkeit und man mußte befürchten, daß manches Gebälk im bisherigen Staatsbau der stützenden Säule nachstürzen würde. Es kam wohl besser, als man befürchtete. Kaiser Alexander II schloß sogleich Frieden und nahm alsbald die Verbesserungen in der Staatsmaschine vor, die ihm nothwendig schienen. Allerdings wurden die neuen Organisationen mit einiger Ueberstürzung vorgenommen und dem Volke allerlei gute Gabe verabfolgt, für die weder Bedürfniß noch Reife vorhanden war. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, was entschieden eine Wohl-

that war; die Prügelstrafe wurde abgeschafft, was sehr schade war. Ich hätte gewünscht, dieselbe lieber ausgedehnt, als vermindert zu sehen, denn leider waren viele Klassen in Russland schon lange von diesem wohlthätigen Hautreiz befreit gewesen und hatten das böslich benutzt. Die kleinen Diebe wurden für den Kopeken-Diebstahl gründlich gequästet, während man den großen, die den Staat um Millionen betrogen und bemausten, das Hintertheil unbesehen ließ. Da diese mit Handgreiflichkeiten verbundene Ocular-Inspektion sich aber wohl kaum herstellen ließ, so war es immerhin gut, eine gewisse Gleichheit vor dem Gesetze zu schaffen und die körperliche Züchtigung in Bausch und Bogen abzuschaffen; es wäre allerdings ein furchtbares Geschrei über rückkehrende Barbarei entstanden, wenn Generale und anderweitige Würdenträger Ruthen gekriegt hätten, und doch waren damals deren genug, denen man mit Freuden diese unanständige Prozedur gegönnt hätte. Eine andere Neuerung, die vielleicht dem Volke zu früh octroyirt wurde, ist das Geschworenen-Gericht, denn bis jetzt haben die Russen die Sache noch nicht begriffen. Sie meinen immer, den Geschworenen käme es zu, als Richter einen Ausspruch zu thun, während sie doch nur auf gewisse, ihnen vorgelegte Fragen nach ihrem Gewissen der Wahrheit gemäß zu antworten haben. Da scheint es denn, daß sie nur zu oft mit Pilatus fragen: „Was ist Wahrheit?" Nun, ich hoffe, mit der Zeit werden sie es lernen, sich diese Frage zu beantworten, und ein Gutes haben die Geschworenen-Gerichte denn doch: man hat bis jetzt nie gehört, daß dieselben der Geldbestechung verdächtigt worden wären, und das konnte man von den früheren Gerichten nicht behaupten. Das Friedensgericht aber scheint sich gleich bewährt zu haben und wird von den Russen der schnellen Justiz wegen sehr geschätzt.

Um diese Zeit ergab sich das Bedürfniß für mich, das

Landleben aufzugeben und in eine Stadt zu ziehen. Paul, der das Klima in Petersburg nicht vertrug und sich auch vielleicht in Sehnsucht nach dem Vaterhause verzehrte, kam wieder zu mir und bedurfte der Schule, meine Emmily hatte bald eine Gouvernante nöthig und schon wuchs mein jüngster Sohn Robert, der aber auch in Bob englisirt worden war, heran, ebenfalls Unterricht heischend. So gab ich denn mein Gütchen in Arrende und zog mit Sack und Pack nach Dorpat, wo die öffentlichen Schulen mir die Erziehung meiner Kinder erleichtern sollten und mein ältester Sohn die Universität bezog. Die letztere war es auch, die meine Wahl auf Dorpat lenkte, denn sonst hätte mir eigentlich Reval näher gelegen, da es mir ein bereits bekannter Ort war und ich dort die Gräber meiner Eltern wußte. Es kann auch wohl sein, daß der Gedanke, für die an der Universität damals vacant gewordene Zeichenlehrerstelle berufen zu werden, mich besonders nach Dorpat zog. Aus dieser Berufung wurde nun freilich nichts, aber ich begab mich trotzdem dorthin und habe auch keine Ursache gehabt, es zu bedauern. Anfangs richteten wir uns ganz klein ein, denn wir hatten als Bewohner des Landes keine Ahnung, wie viel wir etwa in der Stadt brauchen würden, und waren ängstlich, mit dem, was wir an Zinsen hatten, auszukommen. Das Quartier, welches ich zuerst gemiethet hatte, erwies sich aber als sehr baufällig. In einer Nacht stürzte sogar eine ganze Wand ein, so daß unsere geheimsten Heimlichkeiten plötzlich dem Publikum geöffnet waren und ihm den Eindruck eines aufgezogenen Theatervorhangs machten. Die Wand wurde wohl wieder aufgerichtet, aber warm wollte es in diesem Quartier nicht werden; darum zogen wir noch vor Ablauf des ersten Jahres in eine etwas größere Wohnung, die sich aber auch nicht als gut herausstellte. Namentlich mißfiel uns der Besitzer, ein kleiner, buckliger Herr mit großen blaßgelben Ohren,

der die unangenehme Eigenschaft hatte, soviel als möglich zu verlangen und dafür möglichst wenig zu leisten. Wir entzogen uns daher so bald, als es uns möglich wurde, seinen Krallen. Mir wurde das Haus, welches ich noch bewohne, zum Kauf angeboten und ich entschloß mich, da der Kauf ganz vortheilhaft zu sein schien, mich zum Besitzer desselben zu machen. Freilich war das Haus von seinen früheren Besitzern stark vernachlässigt worden und es war vorauszusehen, daß große Reparaturen nöthig sein würden; aber ich ging muthig daran. Mein Nömme, von dem ich annahm, daß es bei längerer Verarrendirung doch etwas herunterkommen würde und dessen Bewirthschaftung mir selbst bei der Entfernung von meiner Familie beschwerlich war, hatte ich verkauft und fühlte nun wieder das Bedürfniß nach Besitz, um mich doch vollberechtigt als Erdenbürger schätzen zu können. — Damals kam die Photographie in Aufnahme und ich fing an, mich sehr lebhaft für diese Arbeit zu interessiren. Ein alter Bekannter, der Maler Hagen, welcher schon ein Freund meines seligen Vaters gewesen war, hatte sich auch mit Eifer auf dieses Verfahren geworfen, das theils Kunst, theils Handwerk ist und seine Wurzel wohl in der Wissenschaft hat, da sich wiederum Physik und Chemie als seine Erzeuger namhaft machen lassen. Da ich zu jener Zeit ganz ohne Beschäftigung war, so erfaßte ich mit Eifer dieses Geschäft, ohne es aber für meinen Beutel nutzbar zu machen. Jede Beschäftigung indeß, die nur Kosten verursacht, ohne etwas einzubringen, muß bald eine Erlahmung zur Folge haben. So war es auch in diesem Falle. Nachdem es mir gelungen war, einige wirklich gute Bilder hervorzubringen, gab ich befriedigt die Sache auf und verkaufte meine Apparate an einen befreundeten Photographen, der damit auch die Sorge los wurde, mich als Concurrenten zu befürchten. Meine Frau, glaube ich, war sehr mit diesem Verkauf einverstanden, denn sie hatte schwer

gelitten unter der Unordnung, welche die Photographie ins Haus brachte, sowie an den Flecken, die salpetersaures Silber und andere beizende Substanzen der Wäsche beibrachten. Auch meiner Drehbank war ich überdrüssig geworden, weil sie der Phantasie wenig Nahrung bot und im Hause viel Platz einnahm. Ich hatte sehr oft mit diesem Werkzeug gespielt; es war eine Liebhaberei, die ich von meinem alten Großvater Zöge geerbt hatte, der es auch liebte, in allen möglichen Handwerken den Böhnhasen zu spielen. Ich richtete mir danach in meinem restaurirten Hause ein Maler-Atelier ein und suchte meine lange vernachlässigten Pinsel und Paletten der Vergessenheit zu entziehen. Ich malte wieder und das recht fleißig und mit Lust. Aber die Pause, die ich in meiner Kunst gemacht hatte, war doch zu lang gewesen; es wollte nichts Rechtes mehr entstehen und ich konnte mir selbst nicht mehr genügen. Ein Gutes hatte dieses Kunststreben aber doch, denn es vererbte sich auf meine jüngste Tochter Sally, die in dieser Epoche meines Lebens geboren wurde und, als Einzige von allen meinen Kindern, ein schönes Talent für die bildende Kunst mit auf die Welt brachte. Zugleich wurde mir dieses Nesthäkchen als Ersatz vom lieben Gott gewährt für den Verlust meines Erstgeborenen, der kurz vor ihrem Erscheinen mir durch den Tod entrissen wurde, ein Verlust, der wohl mit Recht tief schmerzte. Harry war ein sehr fleißiger, strebsamer Jüngling, der sich mit Eifer auf die Medizin geworfen und seine Studien nahezu beendigt hatte. Er verfiel dem Typhus, den er sich im Lazareth bei Behandlung der Kranken geholt hatte und starb, wie einer seiner Lehrer an seinem Grabe hervorhob, brav, wie ein Soldat auf dem Felde der Ehre, in Ausübung seiner Pflicht. Ich gedenke noch jetzt zwar wehmüthig, aber doch stolz dieses Sohnes, der mir keine Klage und keinen Schmerz verursacht hat, als durch seinen unverschuldeten Tod. Mit mir

konnten auch die anderen Menschen über diesen frühen Tod trauern, denn Harry wäre ein ausgezeichneter Arzt geworden und hätte manches Leiden mildern und manchem Patienten helfen können. Vor Sally's Geburt war mir noch ein Mädchen geboren worden, welches aber die Nothtaufe erhalten mußte und nur wenige Tage in unserem Besitz blieb. Es befremdete mich damals, daß ich auch diesen Tod so schmerzlich fühlte, da ja noch kein Wechselverkehr zwischen Vater und Kind gewesen war. Bei einem Kinde, dessen Geistesgaben bereits entwickelt sind, das dem Vater schon als Freund zur Seite steht, ist es ja einleuchtend, daß die Trennung tief einschneidenden Schmerz verursachen muß; aber so ein kleines Wesen, das nichts kann, als schreien, von dem man nur Unbequemlichkeit erfahren hat, das, sollte man meinen, könnte man ziehen lassen, ohne ihm zu schwer nachzuseufzen. Bei der Mutter freilich ist es noch natürlich zu erklären, denn das Kind ist ja von ihr genommen, es ist ein Theil ihrer selbst, der leibliche Zusammenhang nachweislich; aber beim Vater ist es nicht Leiblichkeit, nichts Irdisches, was ihm den Schmerz verursacht. Ein Kater z. B. genirt sich nicht, seine eigenen Sprößlinge zu fressen und macht keinen Unterschied zwischen ihnen und anderen Delikatessen, während die Katze diesen Appetit höchstens verspürt, wenn ihre Jungen eines natürlichen Todes verblichen sind. Der Menschenvater scheint denn doch eine andere Zusammensetzung zu haben, als ein Kater.

Meine Söhne Carlo und Hugo blieben auch nicht lange im Militär. Carlo machte bald als Offizier die Entdeckung, daß der Sold zu gering war, um davon zu leben, und Einen doch nicht ganz Hungers sterben ließ; er acceptirte daher gern, als ein Freund ihm einen Acciseposten antrug, auf dem er sich nebenher etwas mit der Landwirthschaft bekannt machte, für die er schon als Kind offene Augen hatte. So wurde er denn

auch bald von einem reichen Kaufmann, der ein sehr großes Gut gekauft hatte, ohne etwas von der Bewirthschaftung zu verstehen, als Verwalter eingesetzt, und seine redliche Arbeit schaffte ihm reichliche Nahrung. Als er diesen Posten aufgab, fand er bald Beschäftigung in derselben Branche, kaufte sich sogar ein eigenes Gut und hat auch gegenwärtig ein großes Gut mit Zuckerfabrik zur Disponirung. Kürzlich hat er sich glücklich verheirathet. Er ist mir immer ein guter Sohn gewesen und hat mich in einer Zeit, wo ich es pekuniär sehr schwer hatte, hilfreich unter die Arme gegriffen. Ich war nämlich, meinem friedlichen Gemüth zum Trotz, in einen Concursprozeß verwickelt worden und mein Kapital trug im Verlauf mehrerer Jahre keine Zinsen. Aber ein blindes Huhn findet auch manchmal ein Korn und es kommt vor, daß selbst ein friedliebender Mensch einen Prozeß gewinnt, wenn er nämlich einen guten Advokaten hat, der statt seiner keift und belfert. So kam ich mit einem blauen Auge davon und war heilsfroh.

Mein zweiter Sohn Hugo war auch Militär, sogar Husar und machte als solcher die polnische Campagne mit, nahm dann seinen Abschied als Rittmeister, wirthschaftete darauf ein paar Jahre in Ottenküll, verheirathete sich und zog gleichfalls ins Innere des Reichs, wo er auch einen Posten bei der Accise annahm; er hat bereits eine zahlreiche Familie erzeugt. — Paul, den ich als kleinen Jungen bereits erwähnt habe, machte erst das Gymnasium durch und studirte dann die Rechte, verließ die Universität als Candidat und ging, da die Jurisprudenz nicht gleich Brod gab, zur Literatur über. Gegenwärtig ist er Chefredakteur der „St. Petersburger Zeitung", ein Posten, der ehrenvoll, aber nicht gerade sehr einträglich ist. Auch er hat mir schon zwei Enkel geschenkt. Bob, der gar keinen Sinn für's Universitätsstudium hatte, ist Pulkajunker geworden. Emmily ist unser einziges Hauskind und geht der Mutter in der Wirth-

schaft an die Hand, und unsere Jüngste, Sally, hat sich die Aufgabe gestellt, Künstlerin zu werden, wozu sie auch durch ihr wirklich schönes Talent und reges Streben vollkommen berechtigt ist. So ist sie denn nur vorübergehend bei uns zu Hause. — Meine Kinder sind also alle glücklich fertig und erzogen, meine Bestimmung auf Erden wäre erfüllt und ich reif, vom Schauplatz des Lebens abzutreten, lebe aber ganz gern noch weiter, so lange Gott es zuläßt, denn ich kann noch warm lieben und es thut mir sehr wohl, zu fühlen, daß ich auch geliebt werde; ich habe mir in diesem letzten Akt meines Lebensschauspiels gute Freunde erworben, von denen ich weiß, daß sie mich dereinst vermissen werden. Ich war, ehe ich nach Dorpat zog, wie ein rollender Stein von Ort zu Ort gekollert und hatte mich nirgends lange ausruhen können. Hier in Dorpat sitze ich nun schon über 23 Jahre und habe also Zeit gehabt, anzuwachsen. Bei dem Professor Dragendorff, der mir früher gegenüber wohnte, machte ich die Bekanntschaft des Professors Leo Meyer, dem ich gleich anmerkte, daß er eine mir sehr sympathische Natur war. Gleichzeitig hatte meine Frau in der seinigen eine liebe Freundin gefunden, die auch mein Bedürfniß nach Frauenumgang in vollem Maße befriedigte, sowie auch die beiden Töchter, die diesem liebenswürdigen Ehepaar geschenkt wurden, mir immer fester ans Herz wuchsen. Es traf sich glücklich, daß Meyer sich ganz in meiner Nähe ankaufte; so haben wir stets gute Nachbarschaft gehalten, lieben uns wie leibliche Brüder und es kommt mir oft vor, als wären unsere beiden Familien nur eine Genossenschaft. So kann ich mich am Abend meines Lebens als einen sehr glücklichen Mann rühmen, denn obgleich meine Kinder größtentheils in die Welt getreten sind und zum Theil recht weit zerstreut leben, fühle ich die Vereinsamung, die das Alter im Gefolge hat, weniger, als viele andere Greise, denn die Liebe meiner Freunde um-

giebt mich und meine Kinder, die mich freilich nur selten und auf kurze Zeit besuchen können, stehen wenigstens in regem brieflichen Verkehr mit mir. Meine gute Frau aber, die allein schon hinreichen würde, meinen Lebensabend zu erheitern, ist zum Glück ein gut Theil jünger als ich und wird mir hoffentlich den Liebesdienst leisten, welchen ich so vielen vor mir dahin gegangenen Lieben erwiesen habe: mir, wenn Gott mich ruft, die Augen zuzudrücken. So nehme ich denn Abschied von diesen Blättern. Ich werde wohl manche Lücke aus Vergeßlichkeit gelassen haben. Wird auch nicht viel schaden. Vielleicht erzählte ich schon mehr, als gut war.

books2ebooks.eu

www.books2ebooks.eu

eBooks from your library by

eBooks on Demand

digitised by

University of Tartu Library

UNIVERSITY OF TARTU
LIBRARY